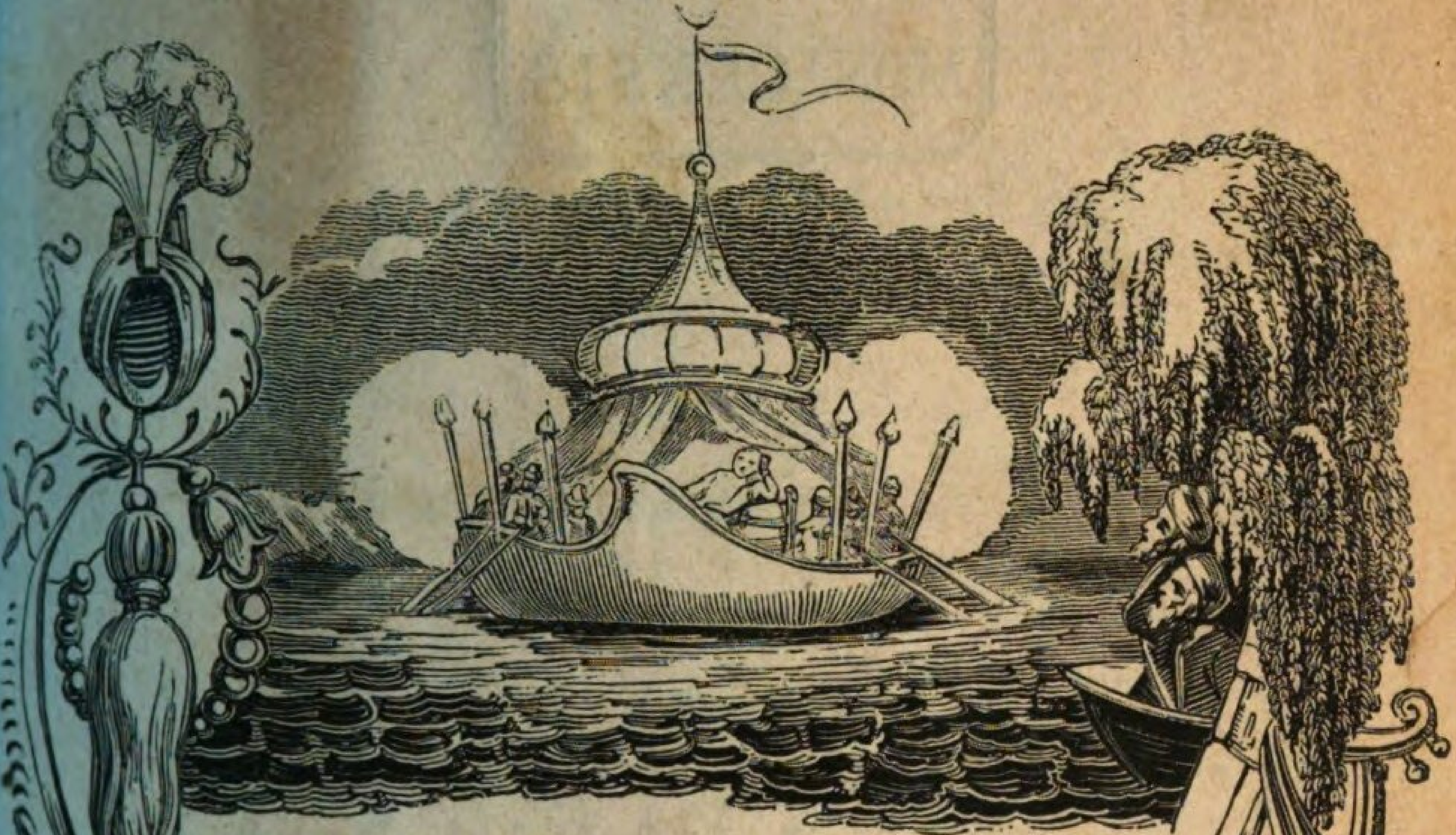
A. or. 1554

Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.



Deutsch
von
Max. Habicht,
Fr. H. von der Hagen
und
Carl Schall.

Viertes Bändchen.

Vierte
verbesserte und vermehrte Auflage.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1836.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt des vierten Bändchens.

Seite

Geschichte des Barbiers.

171ste Nacht 3
Geschichte des ersten Bruders des Barbiers 6
172ste Nacht 7
173ste Nacht 10
174ste Nacht 12
Geschichte des zweiten Bruders des Barbiers 13
175ste Nacht 16
176ste Nacht 20
177ste Nacht 22
Geschichte des dritten Bruders des Barbiers 23
178ste Nacht 27
Geschichte des vierten Bruders des Barbiers 30
179ste Nacht 33
180ste Nacht: Geschichte des fünften Bruders des Barbiers 36
181ste Nacht 41
182ste Nacht 44
183ste Nacht 47
184ste Nacht 51
Geschichte des sechsten Bruders des Barbiers 52
185ste Nacht 55
186ste Nacht 60
187ste Nacht 63
188ste Nacht 65
189ste Nacht: Geschichte des Ali Schach oder der angebliche Chalyf 68
190ste Nacht 75
191ste Nacht 81
192ste Nacht 90
193ste Nacht 102
Frauenlist 110
194ste Nacht 111
195ste Nacht: Geschichte des Abulhassan Ali Ebn Bekar und der Schemselnihar, Favoritinn des Chalyfen Harun Arreschyd 116
196ste Nacht 120

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

	Seite
197ste Nacht	125
198ste Nacht	128
199ste Nacht	133
200ste Nacht	137
201te Nacht	140
202te Nacht	145
203te Nacht	149
204te Nacht	154
205te Nacht	157
Brief von Schemselnihar an den Prinzen von Persien Ali Ebn Bekar	158
206te Nacht	160
207te Nacht: Antwort des Prinzen von Persien an Schemselnihar	161
208te Nacht	163
209te Nacht	167
210te Nacht	171
211te Nacht: Brief von Schemselnihar an den Prinzen von Persien	175
212te Nacht: Antwort des Prinzen von Persien an Schemselnihar	178
213te Nacht	182
214te Nacht	185
215te Nacht	191
216te Nacht	196
217te Nacht	200
218te Nacht	204
219te Nacht	209
220ste Nacht	214
Anmerkungen	221

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Viertes Bändchen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Geschichte des Barbiers.

„Unter der Regierung des Mostanser Billah [1]), eines Fürsten, der durch seine Freigebigkeit gegen die Armen so berühmt geworden, machten zehn Räuber die Straßen um Bagdad unsicher. Der Chalyf ließ einige Tage vor dem Baïramfeste den Polizeirichter kommen, und befahl ihm bei Lebensstrafe, sie ihm alle zehn herbeizuschaffen. ....“

Scheherasade hörte bei dieser Stelle auf, um dem Sultan von Indien anzuzeigen, daß der Tag bereits anbreche. Der Sultan stand auf, und in der folgenden Nacht nahm die Sultaninn ihre Erzählung wieder folgendermaßen auf:

Hundert und ein und siebzigste Nacht.

„Der Polizeirichter,“ fuhr der Barbier fort, „säumte nicht, sondern schickte so viele Leute aus, daß die zehn Räuber noch am Baïramstage selber verhaftet wurden. Ich ging gerade an den Ufern des Tigris spazieren, und erblickte zehn reichgekleidete Männer, die sich in ein Fahrzeug einschifften. Ich hätte sogleich merken können, daß es Räuber wären, wofern ich nur auf die Wachen Acht gehabt hätte, welche sie begleiteten; allein ich sah bloß auf sie, und in der Ueberzeugung, daß es Leute wären, welche bloß darauf ausgingen, sich zu vergnügen und das Fest fröhlich hinzubringen, trat ich, ohne ein Wort zu sagen, mit ihnen in das Fahrzeug, in der Hoffnung, daß sie mich wohl in ihrer Gesellschaft dulden würden. Wir fuhren den Tigris hinab, und man ließ uns vor dem Palaste des Chalyfen aussteigen.

Ich hatte unterdeß Zeit, zur Besinnung zu kommen und wahrzunehmen, daß ich diese Leute ganz falsch beurtheilt hatte. Beim Heraustreten aus dem Fahrzeuge wurden wir von einer neuen Schaar Wache umringt, welche uns banden und vor den Chalyfen führten. Ich ließ mich gleich den andern binden, ohne ein Wort zu sagen. Was hätte es mir auch geholfen, wenn ich hätte reden oder Widerstand leisten wollen? Es hätte mir höchstens Mißhandlungen von Seiten der Wache zugezogen, die mich ja doch nicht angehört haben würde; denn das sind rohe Menschen, die auf vernünftige Gründe gar nicht hören. Ich war einmal mit Räubern zusammen, und dies war Grund genug für sie, um mich ebenfalls für einen zu halten.

Sobald wir dem Chalyfen vorgestellt wurden, befahl dieser die Bestrafung dieser zehn Missethäter. „Man schneide diesen zehn Räubern," sagte er, „die Köpfe ab." Sogleich stellte der Scharfrichter uns in eine Reihe, wie es ihm gerade bequem war, und ich war zu meinem Glück der letzte darin. Er hieb, vom ersten anfangend, allen zehn Räubern die Köpfe ab, und als er bis an mich kam, hielt er inne. Als der Chalyf sah, daß der Scharfrichter nicht auf mich hieb, gerieth er in Zorn. „Habe ich dir nicht befohlen," rief er ihm zu, „allen zehn Räubern die Köpfe abzuhauen? warum hast du es denn bloß Neunen gethan?" „Beherrscher der Gläubigen," antwortete der Scharfrichter, „Gott behüte, daß ich nicht die Befehle Euer Majestät vollziehen sollte; hier liegen zehn Körper und eben so viele Köpfe, die ich abgehauen habe, am Boden. Ihr könnt sie zählen lassen." Als der Chalyf sich selber überzeugt hatte, daß der Scharfrichter wahr gesprochen, sah er mich voll Erstaunen an, und da er an mir keinen Gesichtszug eines Räubers fand, sagte er zu mir: „Lieber Alter, durch welchen Zufall bist du unter diese Elenden gerathen, welche

tausendfach den Tod verdient haben?" Ich antwortete ihm: „Beherrscher der Gläubigen, ich will Dir nur die Wahrheit gestehen. Ich sah heute früh diese zehn Männer, deren Bestrafung ein herrlicher Beweis von der Gerechtigkeitspflege Euer Majestät ist, in ein Fahrzeug steigen, und schiffte mich mit ihnen ein, in der Ueberzeugung, daß sie zu irgend einem fröhlichen Schmause gingen, um den heutigen großen Festtag dadurch zu feiern."

Der Chalyf konnte nicht umhin, über mein Abenteuer zu lachen, und anstatt jenem jungen Hinkenden nachzuahmen, der mich als einen Schwätzer behandelt, bewunderte er meine Verschwiegenheit und meine Standhaftigkeit im Schweigen. „Beherrscher der Gläubigen," sagte ich zu ihm, „Euer Majestät wird sich nicht wundern, daß ich bei einer Gelegenheit schwieg, welche jeden andern zum Reden aufgefordert haben würde. Ich mache nämlich aus der Verschwiegenheit ein förmliches Gewerbe, und habe mir durch diese Tugend den ehrenvollen Beinamen des Schweigenden erworben. Man nennt mich nämlich so, zum Unterschiede von meinen übrigen sechs Brüdern, die ich hatte. Es ist die Frucht meiner Lebensweisheit, und diese Tugend macht zugleich meinen Ruhm und mein Glück aus." — „Ich freue mich," sagte der Chalyf lächelnd, „daß man dir diesen Beinamen gegeben, dessen du dich so würdig beweisest. Aber sage mir, was sind deine Brüder für Leute? sind sie dir ähnlich?" — „Ganz und gar nicht," erwiederte ich; „sie waren alle mehr oder weniger schwatzhaft, und was ihr Aeußeres anbetrifft, so ist die Verschiedenheit zwischen mir und ihnen noch größer. Der erste war bucklig, der zweite zahnlückig, der dritte einäugig, der vierte blind, der fünfte hatte abgestumpfte Ohren, und der sechste gespaltene Lippen. Diesen sechsen sind Abenteuer begegnet, die euch leicht würden auf ihren Charakter einen Schluß machen

lassen, wenn ich sie Euer Majestät erzählen dürfte." Da es mir schien, daß der Chalyf sie zu hören wünschte, so fuhr ich fort, ohne erst seinen Befehl abzuwarten.

Geschichte

des ersten Bruders des Barbiers.

„Herr," fing ich an, „mein ältester Bruder, welcher Babbuk [2], der Bucklige, hieß, war seinem Gewerbe nach ein Schneider. Nach Vollendung seiner Lehrjahre miethete er sich einen Laden, einer Mühle gegenüber, und da er noch keine Kunden hatte, so konnte er sich mit seiner Arbeit nur mühsam nähren. Der Müller dagegen lebte ganz bequem und hatte eine sehr schöne Frau. Eines Tages hob mein Bruder, als er eben in seinem Laden arbeitete, den Kopf in die Höhe, und erblickte an einem Fenster der Mühle die Müllerinn, welche in die Straße hinunter sah. Er fand sie so schön, daß er von ihr ganz bezaubert wurde. Die Müllerinn dagegen beachtete ihn nicht weiter, sie machte das Fenster zu, und ließ sich den ganzen Tag über nicht mehr sehen. Der arme Schneider indeß hob seitdem während seiner Arbeit beständig die Augen nach dem Mühlenfenster empor, stach sich mehr als einmal in die Finger, und arbeitete gar nicht mehr so sorgfältig wie sonst. Als er am Abend seinen Laden zumachen mußte, konnte er sich gar nicht dazu entschließen, weil er immer noch hoffte, die Müllerinn würde sich zeigen; allein endlich mußte er ihn doch schließen und sich nach seinem kleinen Häuschen begeben, wo er die Nacht sehr traurig zubrachte. Freilich stand er dafür auch weit früher auf und eilte, von Ungeduld, seine Geliebte wiederzusehen, beflügelt, nach seinem Laden. Er war indeß nicht glücklicher

als am vorigen Tage; die Müllerinn zeigte sich den ganzen Tag nur einen Augenblick. Aber eben dieser Augenblick machte ihn vollends zum verliebtesten aller Männer. Den dritten Tag war er zufriedener, als die beiden vorigen. Die Müllerinn warf zufällig einen Blick auf ihn und überraschte ihn, als er sie gerade ansah; sie wußte nun sogleich, was in seinem Herzen vorging. . . . ."

Der anbrechende Tag nöthigte Scheherasaden, ihre Erzählung an dieser Stelle abzubrechen. Die folgende Nacht nahm sie den Faden wieder auf, und sagte zu dem Sultan von Indien:

Hundert und zwei und siebzigste Nacht.

„Die Müllerinn hatte kaum die Gefühle meines Bruders erkannt, als sie auch, anstatt darüber böse zu werden, beschloß, ihren Scherz damit zu treiben. Sie sah ihn mit einer lächelnden Miene an; mein Bruder sah sie gleichfalls an, aber mit einer so possirlichen Gebehrde, daß die Müllerinn schnell das Fenster zumachte, aus Furcht, darüber laut auflachen zu müssen, und dadurch meinem Bruder zu erkennen zu geben, daß sie ihn höchst lächerlich finde. Der gutmüthige Babbuk legte dies indeß zu seinem Vortheil aus, und unterließ nicht, sich zu schmeicheln, daß man ihn mit Vergnügen betrachtet habe.

Die Müllerinn faßte nun den Entschluß, mit meinem Bruder ihren Scherz zu treiben. Sie hatte ein Stück schönen Seidenstoff, woraus sie sich schon längst hatte ein Kleid machen lassen wollen. Sie wickelte dies nun in ein schön gesticktes Tuch ein, und schickte es ihm durch eine junge Sklavinn zu, die sie im Hause hatte. Die Sklavinn, welche von allem gut unterrichtet war, kam zu dem Laden des Schneiders, und sagte zu ihm: „Meine Gebieterinn läßt

dich grüßen und bittet dich, ihr aus dem Stück Stoff, welches ich dir hier bringe, ein Kleid zu machen, und zwar nach dem beifolgenden Muster. Sie wechselt oft mit den Kleidern, und sie ist überhaupt ein Kunde, mit welchem du sehr zufrieden sein wirst.“ Mein Bruder zweifelte jetzt gar nicht mehr daran, daß die Müllerinn wirklich in ihn verliebt sei. Er glaubte, daß sie bloß darum so unmittelbar nach dem neuesten Vorfalle ihm Arbeit sende, um ihm zu zeigen, daß sie im Innern seines Herzens gelesen, und ihn von dem Glück zu versichern, welches er in ihrem Herzen gemacht habe. Von dieser günstigen Meinung befangen, trug er der Sklavinn auf, ihrer Gebieterinn zu sagen, daß er um ihretwillen alles übrige liegen lassen, und daß das Kleid den folgenden Morgen fertig sein würde. Auch arbeitete er wirklich so emsig, daß er das Kleid noch denselben Tag fertig machte.

Den folgenden Tag kam die junge Sklavinn, um nachzusehen, ob das Kleid fertig sei. Babbuk gab es ihr gut zusammengelegt, mit den Worten: „Es liegt mir zu viel daran, deiner Gebieterinn Genüge zu leisten, als daß ich ihr Kleid nachlässig gemacht haben sollte; ich möchte sie gern durch meine Sorgfalt einladen, künftig bloß bei mir arbeiten zu lassen.“ Die junge Sklavinn that einige Schritte, um wegzugehen, drehte sich dann um und sagte ganz leise zu meinem Bruder: „Ach, ich hätte beinahe vergessen, einen Auftrag auszurichten; meine Gebieterinn läßt dich grüßen und fragen, wie du die vergangene Nacht geschlafen hast; die arme Frau liebt dich so unaussprechlich, daß sie kein Auge hat zuthun können.“ — „Sag ihr nur,“ erwiederte mein einfältiger Bruder, „ich hätte zu ihr eine so heftige Zuneigung gefaßt, daß ich schon seit vier Nächten kein Auge zugeschlossen.“ Nach diesem Gruß von Seiten der Müllerinn, glaubte er hoffen zu dürfen, daß sie ihn nicht

lange mehr nach ihren Gunstbezeugungen würde schmachten lassen.

Es war kaum eine Viertelstunde verflossen, daß die Sklavinn meinen Bruder verlassen hatte, als er sie schon wieder mit einem Stück Atlas kommen sah. „Meine Gebieterinn," sagte sie zu ihm, „ist mit dem Kleide sehr zufrieden; es steht ihr ganz vortrefflich. Allein, da es so schön ist, und da sie es nur mit neuen Unterbeinkleidern tragen will, so läßt sie dich bitten, ihr wenigstens ein Paar von diesem Stück Atlas zu machen." — „Ganz wohl," antwortete Babbuk, „es wird heute noch fertig gemacht werden, ehe ich aus meinem Laden fortgehe; du darfst es nur gegen den Abend abholen." Die Müllerinn zeigte sich oft am Fenster, und verschwendete alle ihren Liebreiz, um meinem Bruder Muth zu machen. Es war ein angenehmer Anblick, ihn arbeiten zu sehen. Die Unterbeinkleider waren sehr bald gemacht. Die Sklavinn holte sie ab, brachte ihm aber weder Geld für die gemachten Auslagen zum Kleide und zu den Unterbeinkleidern, noch das Macherlohn für seine Arbeit. Unterdeß hatte dieser unglückliche Liebhaber, mit dem man, ohne daß er es merkte, einen Scherz trieb, den ganzen Tag über nichts gegessen, und mußte sich endlich etwas Geld borgen, um zu Abend essen zu können. Als er am folgenden Tage eben seinen Laden geöffnet hatte, meldete ihm die junge Sklavinn, daß der Müller ihn zu sprechen wünsche. „Meine Gebieterinn," fügte sie hinzu, „hat ihm deine Arbeit gezeigt und so viel Gutes von dir gesagt, daß er jetzt auch bei dir arbeiten lassen will. Sie hat dies absichtlich gethan, damit die Verbindung, welche sie zwischen dir und ihm einzuleiten gedenkt, auch zur Erreichung des Zieles beitrage, wonach ihr beide gleich sehnlich trachtet." Mein Bruder ließ sich überreden und ging mit der Sklavinn in die Mühle. Der Müller empfing ihn sehr gut,

und überreichte ihm ein Stück Leinwand, indem er sagte: „Ich brauche Hemden, hier ist Leinwand dazu; ich wünschte, daß du mir zwanzig Stück machtest. Sollte etwas davon übrig sein, so kannst du mir es ja zurückgeben. . . . .“

Bei diesen Worten wurde Scheherasade durch die Tageshelle überrascht, welche in das Zimmer Schachriars hineinzuleuchten begann, und schwieg daher plötzlich still. In der folgenden Nacht fuhr sie in der Geschichte Babbuk's folgendermaßen fort:

Hundert und drei und siebzigste Nacht.

„Mein Bruder,“ fuhr der Barbier fort, „hatte fünf bis sechs Tage an diesen zwanzig Hemden für den Müller zu arbeiten, der ihm hierauf ein anderes Stück Leinwand gab, um ihm daraus eben so viel Unterbeinkleider zu machen. Sobald sie fertig waren, trug sie Babbuk zu dem Müller, der ihn fragte, was er ihm für seine Mühe schuldig sei? Mein Bruder sagte, daß er sich mit zwanzig Silberdrachmen begnügen würde. Der Müller rief sogleich seine junge Sklavinn, und befahl ihr, ihm die Goldwage zu bringen, um nachzusehen, ob das Geld, welches er ihm geben wollte, auch wohl vollwichtig sei. Die Sklavinn, welche in die Verabredung eingeweiht war, sah meinen Bruder zornig an, um ihm anzudeuten, daß er alles verderben würde, wenn er Geld nähme. Er nahm die Sache nun für entschieden an, und weigerte sich, etwas anzunehmen, obwohl er gar sehr Geld bedurfte, und sich sogar das Geld zu dem Zwirn hatte borgen müssen, womit er die Hemden und Unterbeinkleider genäht hatte. Beim Weggehen aus dem Hause des Müllers kam er zu mir und bat mich, ich möchte ihm doch etwas zu seinem Lebensunterhalt leihen, wobei er mir zugleich erzählte, daß man ihn gar nicht bezahle. Ich gab ihm etwas Geld, das ich grade bei mir hatte, und da-

von lebte er denn einige Tage hindurch. Freilich lebte er da bloß von Brei und aß sich selbst daran nicht einmal satt.

Eines Tages kam er in das Haus des Müllers, welcher eben damit beschäftigt war, seine Mühle in Gang zu bringen, und in der Meinung, er komme, sich das Geld zu holen, ihm sofort Bezahlung anbot. Doch die junge Sklavinn, welche zugegen war, gab ihm nochmals ein Zeichen, welches ihn bewog, nichts anzunehmen, sondern dem Müller zu sagen, er komme nicht deshalb, sondern blos, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Der Müller dankte ihm dafür, und gab ihm noch obendrein ein Kleid zu machen. Babbuk brachte es ihm schon den folgenden Tag. Der Müller zog seinen Geldbeutel; die junge Sklavinn sah in diesem Augenblick meinen Bruder bloß an. „Lieber Nachbar,“ sagte dieser sogleich zu dem Müller, „es drängt ja nicht; wir können uns ein andermal berechnen.“ — Somit ging denn der arme Narr, mit drei großen Krankheiten behaftet, nach seinem Laden zurück, nämlich mit Liebe, Hunger und Armuth.

Die Müllerinn war geizig und boshaft. Es war ihr nicht genug, daß sie meinen Bruder um die schuldige Bezahlung gebracht hatte, sondern sie reizte auch ihren Mann noch auf, Rache zu nehmen für die Liebe, die er zu ihr hegte. Sie thaten demnach folgendes. Eines Abends lud der Müller meinen Bruder zum Abendessen ein, und nachdem er ihn sehr schlecht bewirthet hatte, sagte er zu ihm: „Lieber Bruder, es ist für dich zu spät, um nach Hause zu gehen; bleibe nur hier.“ Mit diesen Worten führte er ihn an einen Ort, wo ein Bett stand. Dort verließ er ihn und begab sich mit seiner Frau nach ihrem gewöhnlichen Schlafgemache. Um Mitternacht kam der Müller und suchte meinen Bruder auf. „Lieber Nachbar,“ sagte er zu ihm, „schläfst du? Meine Maulefelinn ist krank, und ich

habe sehr viel Getraide zu mahlen; du würdest mir einen großen Gefallen thun, wenn du anstatt ihrer die Mühle drehen wolltest." Babbuk, um sich ihm als einen gefälligen Mann zu zeigen, antwortete ihm: er sei bereit, ihm diesen Dienst zu leisten, wofern er ihm nur zeigen wolle, wie er die Sache anzugreifen habe. Der Müller band ihn hierauf mitten um den Leib, wie eine Mauleselinn, um die Mühle in Umschwung zu bringen; gab ihm hierauf einen tüchtigen Peitschenhieb über die Lenden und rief ihm dabei zu: „Vorwärts, lieber Nachbar!" — „Ei, was schlägst du mich denn?" erwiederte ihm mein Bruder. „Je nun, um dich anzuspornen," antwortete der Müller; „denn ohne dergleichen mag mein Esel niemals recht gehen." Babbuk war von dieser Behandlung sehr überrascht, gleichwohl wagte er nicht, sich darüber zu beklagen. Als er etwa fünf bis sechsmal die Runde gemacht hatte, wollte er ausruhen; allein der Müller gab ihm ein Dutzend derbe Peitschenhiebe und rief ihm zu: „Immer rasch und munter, lieber Nachbar, bleibe ja nicht stehen, ich bitte dich, du mußt immerfort gehen, ohne dich zu verschnaufen, sonst verdirbt mir ja das Mehl......"

Scheherasade hielt bei dieser Stelle inne, da sie sah, daß es bereits Tag war. Die folgende Nacht nahm sie ihre Rede folgendermaßen auf:

Hundert und vier und siebzigste Nacht.

„Der Müller zwang auf diese Weise meinen Bruder, die ganze Nacht hindurch die Mühle herumzudrehen. Bei Tagesanbruch verließ er ihn, ohne ihn loszumachen und begab sich in das Schlafgemach seiner Frau. Babbuk blieb eine ganze Weile in diesem Zustande. Endlich kam die junge Sklavinn und machte ihn los. „Ach, wie haben wir beide, meine gute Gebieterinn und ich, dich beklagt!" rief

diese Treulose. „Wir haben nicht den mindesten Antheil an dem bösen Streiche, den ihr Mann dir gespielt hat!“ Der unglückliche Babbuk antwortete ihr nichts, so sehr war er von den Hieben zerbläut und abgemattet; allein als er sein Haus erreicht hatte, faßte er den festen Entschluß, nie mehr an die Müllerinn zu denken.

Die Erzählung dieser Geschichte,“ fuhr der Barbier fort, „machte den Chalyfen zu lachen. „Geh,“ sagte er zu mir, „und kehre nach Hause zurück; man wird dir in meinem Namen etwas verabreichen, um dich zu trösten, daß du den Schmaus, auf den du dich gefaßt gemacht hattest, versäumtest.“ — „Beherrscher der Gläubigen,“ erwiederte ich, „ich bitte Euer Majestät, es nicht übel zu nehmen, wenn ich nicht eher etwas annehme, als bis ich euch auch die Geschichte meiner übrigen Brüder erzählt haben werde.“ Da der Chalyf mir durch sein Stillschweigen andeutete, daß er mich anzuhören geneigt sei, fuhr ich in folgender Weise fort:

Geschichte des zweiten Bruders des Barbiers.

„Mein zweiter Bruder, welcher Alhedar, der Zahnlückige, hieß, ging einst durch die Stadt und begegnete in einer entlegenen Straße einer alten Frau. Sie redete ihn mit den Worten an: „Ich habe ein Wort mit dir zu sprechen; ich bitte dich, bleibe etwas bei mir stehen.“ Er blieb stehen und fragte sie, was sie von ihm wolle. „Wenn du Zeit hast, mit mir zu kommen,“ antwortete sie, „so will ich dich in einen prächtigen Palast führen, worin du eine Frau sehen wirst, die schöner ist als der Tag. Sie wird dich mit

vielem Vergnügen empfangen und dich mit einem Imbiß und köstlichem Weine bewirthen; weiter darf ich dir wohl nichts hierüber sagen." — „Ist das aber auch wahr, was du mir da sagst?" fragte hierauf mein Bruder. „Ich bin keine Lügnerinn," erwiederte die Alte; „ich werde dir nicht vorreden, was nicht wahr ist. Aber höre, was ich von dir fodere: Du mußt dich verständig benehmen, wenig sprechen, und überaus artig und höflich sein." Als Alhedar diese Bedingung eingegangen war, ging sie voran und er folgte. Sie kamen an die Thür eines großen Palastes, wo sehr viele Diener und Aufwärter standen. Einige derselben wollten meinen Bruder anhalten, aber kaum hatte die Alte mit ihnen gesprochen, so ließen sie ihn auch gehen. Sie wendete sich hierauf zu meinem Bruder und sagte zu ihm: „Vergiß nicht, daß die junge Frau, zu der ich dich führe, die Freundlichkeit und Zurückhaltung liebt und keinen Widerspruch verträgt. Wenn du ihr hierin Genüge leistest, so kannst du darauf rechnen, daß du von ihr alles erlangen wirst, was du nur irgend wünschest." Alhedar dankte ihr für diesen guten Rath, und versprach, ihn zu benutzen.

Hierauf ließ sie ihn in eine Reihe schöner Zimmer treten. Sie bildeten ein großes Viereck, welches der Pracht des Palastes vollkommen entsprach. Eine Gallerie lief rings herum, und in der Mitte sah man einen sehr schönen Garten. Die Alte hieß ihn auf einem sehr schön überzogenen Sofa Platz zu nehmen und sagte ihm, er möchte einen Augenblick warten, bis sie die junge Dame von seiner Ankunft benachrichtigt haben würde.

Mein Bruder, der noch niemals einen so glänzenden Ort betreten hatte, fing jetzt an, alle die Schönheiten, die sich seinem Auge darboten, zu betrachten, und indem er von der Pracht, die er da sah, auf großen Reichthum schloß, hatte er Mühe seine Freude zu unterdrücken. Er

hörte alsbald ein großes Geräusch, welches von einem Trupp lustiger Sklavinnen herrührte, die mit lautem Gelächter auf ihn zukamen. In ihrer Mitte bemerkte er eine junge Frau von außerordentlicher Schönheit, die durch die Achtung, die man ihr erwies, sich als ihre Gebieterinn leicht kenntlich machte. Alhedar, der sich auf eine Privatunterhaltung mit der Schönen gefaßt gemacht hatte, war außerordentlich überrascht, als er sie in so zahlreicher Gesellschaft kommen sah. Indeß die Sklavinnen, als sie sich ihm näherten, nahmen eine ernsthafte Miene an, und sobald die junge Schöne dem Sofa nahe gekommen war, stand mein Bruder auf und machte ihr eine tiefe Verbeugung. Sie nahm den Ehrenplatz ein, bat ihn dann, sich auf seinen Ort zu setzen, und sagte lächelnd zu ihm: „Es freut mich, dich zu sehen, und ich wünsche dir alles mögliche Gute, was du dir nur selber wünschen magst.“ — „Gnädige Frau,“ erwiederte Alhedar, „ich kann mir wohl nichts Größeres wünschen, als die Ehre, die ich heute habe, vor euch zu erscheinen.“ — „Ihr scheint mir guter Laune zu sein,“ erwiederte sie, „und zu wünschen, daß wir die Zeit mit einander angenehm hinbringen.“

Sie befahl einen Imbiß aufzutragen. Augenblicklich besetzte man eine Tafel mit mehreren Körbchen voll Früchte und Konfekt, und sie nahm mit meinem Bruder und ihren Sklavinnen daran Platz. Da er ihr gegenüber saß, so bemerkte sie, als er den Mund beim Essen öffnete, daß er Zahnlücken habe, und machte sogleich auch ihre Sklavinnen darauf aufmerksam, welche nebst ihr von Herzen darüber lachten. Alhedar, der von Zeit zu Zeit den Kopf emporhob, um sie anzusehen, und sie lachen sah, dachte, dies geschähe vor Freuden über seine Ankunft, und schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß sie sehr bald ihre Sklavinnen entfernen würde, um mit ihm ohne Zeugen zu sein. Sie merkte, daß er diesen Gedanken hatte, und machte sich ein Vergnügen daraus,

ihn in einer so angenehmen Täuschung zu erhalten; sie sagte ihm viele Artigkeiten und legte ihm eigenhändig von dem Besten vor, was es da gab.

Als der Imbiß genossen war, stand man von Tische auf. Zehn Sklavinnen nahmen Instrumente und fingen an zu spielen und zu singen, während andere sich zum Tanz anschickten. Mein Bruder tanzte, um sich angenehm zu machen, ebenfalls mit, und selbst die junge Schöne mischte sich da hinein. Nachdem man eine Weile getanzt hatte, setzte man sich, um wieder zu Athem zu kommen. Die junge Dame ließ sich ein Glas Wein geben und sah meinen Bruder lächelnd an, als deute sie ihm an, daß sie jetzt seine Gesundheit trinken würde. Dieser stand sogleich auf und blieb, während sie trank, in seiner stehenden Stellung. Als sie getrunken hatte, ließ sie, anstatt das Glas zurückzugeben, es wieder füllen, und reichte es sodann meinem Bruder, damit er ihr Bescheid thun möchte."

Scheherasade wollte in ihrer Erzählung fortfahren, da sie indeß bemerkte, daß es schon Tag sei, so hörte sie auf. Die folgende Nacht nahm sie wieder das Wort und sagte zu dem Sultan von Indien.

Einhundert und fünf und siebzigste Nacht.

Herr, der Barbier fuhr in der Geschichte seines Bruders folgendermaßen fort:

„Mein Bruder nahm das Glas aus der Hand der schönen jungen Frau, küßte ihr die Hand, und trank es stehend, zur Danksagung für die ihm erwiesene Gunst. Hierauf hieß ihn die junge Schöne neben sich setzen und fing an, ihn zu liebkosen. Sie langte mit ihrer Hand hinter seinem Kopfe herum und gab ihm von Zeit zu Zeit kleine Ohrfeigen. Im Entzücken über diese Gunstbezeugungen hielt er sich für den glücklichsten Mann auf Erden; er kam

in Versuchung, mit dem reizenden Mädchen ebenfalls zu scherzen, aber er wagte es nicht, sich diese Freiheit in Gegenwart so vieler Sklavinnen zu nehmen, welche beständig die Augen auf ihn gerichtet hatten, und über diesen Scherz ohne Unterlaß lachten. Die junge Schöne fuhr fort, ihm kleine Ohrfeigen zu geben, und zuletzt gab sie ihm eine so heftige, daß er dadurch sich schwer gekränkt fühlte. Er wurde roth und stand auf, um sich von einer so groben Spielerinn zu entfernen. Die Alte indeß, die ihn hergeführt hatte, sah ihn an, gleichsam um ihm anzudeuten, wie unrecht er thue, daß er sich nicht mehr an jenen guten Rath, den sie ihm in Hinsicht der Artigkeit gegeben, erinnern wolle. Er erkannte seinen Fehler, und um ihn wieder gut zu machen, näherte er sich der jungen Dame wieder und stellte sich, als habe er sich keinesweges aus Mißvergnügen entfernt. Sie zog ihn beim Arme näher, hieß ihn neben ihr Platz zu nehmen und fuhr fort, mit ihm tausend boshafte Liebkosungen zu treiben. Ihre Sklavinnen, die blos auf ihre Unterhaltung dachten, gingen auf dies Spiel ebenfalls ein; die eine gab dem armen Alhedar aus allen Kräften Nasenstüber, eine andere zog ihn an den Ohrläppchen, als wollte sie ihm dieselben abreißen, und noch andere endlich gaben ihm Ohrfeigen, welche die Grenzen des Scherzes überschritten. Mein Bruder ertrug dies alles mit bewundernswürdiger Geduld; er nahm sogar eine heitre Miene an, sah mit erzwungenem Lächeln auf die Alte und sagte zu ihr: „Du hast sehr Recht gehabt, als du mich versichertest, ich würde eine überaus gute, angenehme und reizende Gebieterinn hier finden; ich bin dir dafür sehr verbunden!“ — „O, das ist noch gar nichts,“ erwiederte die Alte; „laß sie nur machen, du wirst bald noch ganz andere Dinge sehen.“ — Die junge Schöne nahm hierauf das Wort und sagte zu meinem Bruder: „Du bist ein wackerer Mann; ich freue mich, in dir so

viel Freundlichkeit und Artigkeit gegen meine kleinen Launen und eine mit der meinigen so ganz übereinstimmende Gemüthsstimmung zu finden." — „Gnädige Frau," erwiederte Alhedar, den diese Rede ganz entzückte, „ich gehöre nicht mehr mir selber an, sondern ganz und gar euch; und ihr könnt ganz nach euerem Belieben über meine Person verfügen." — „Wie viel Vergnügen machst du mir dadurch, daß du mir eine solche Ergebenheit beweisest," erwiederte die junge Schöne. „Ich bin mit dir zufrieden, und ich wünsche, daß du es auch mit mir werden mögest. Man bringe," fügte sie hinzu, „ihm wohlriechende Sachen und Rosenwasser." Bei diesen Worten entfernten sich zwei Sklavinnen und kamen sogleich wieder, die eine mit einem silbernen Räucherpfännchen, voll des trefflichsten Aloëholzes, womit sie ihn durchräucherte, und die andere mit Rosenwasser, welches sie ihm auf das Gesicht und die Hände sprengte. Mein Bruder war ganz außer sich, so vergnügt war er über diese ehrende Behandlung.

Nach dieser Zeremonie befahl die junge Schöne den Sklavinnen, welche bereits gesungen und gespielt hatten, ihr Konzert wieder anzufangen. Sie gehorchten, und während dieser Zeit rief die schöne Frau eine andere Sklavinn, und befahl ihr, meinen Bruder abzuführen, indem sie zu ihr sagte: „Thue ihm das, was du schon weißt, und wenn du fertig bist, so führe ihn wieder zu mir her." Alhedar, welcher diesen Befehl vernahm, stand schnell auf, näherte sich der Alten, die ebenfalls aufgestanden war, um ihn zu begleiten, und bat sie, ihm zu sagen, was man mit ihm vorhabe. „Unsere Gebieterinn thut das blos aus Neugierde," erwiederte ihm die Alte ganz leise; „sie möchte nämlich gern wissen, wie du wohl als Frau verkleidet aussehen würdest, und diese Sklavinn, welche dich fortführen soll, wird dir die Augenbrauen schminken, dir den Knebelbart

abscheeren und dich als Frau anziehen." — „Die Augenbrauen mag man mir schminken, so viel man nur Lust hat," antwortete mein Bruder, „ich gebe es gern zu, da ich mir es ja hernach wieder abwaschen kann; aber was das Abscheeren meines Bartes betrifft, so siehest du wohl ein, daß ich das nicht zugeben kann. Wie dürfte ich es nachher wagen, mich ohne Knebelbart öffentlich zu zeigen?" — „Weigere dich ja nicht, das zu thun, was man von dir verlangt," erwiederte darauf die Alte, „du würdest dir das ganze Spiel verderben, was jetzt so schön steht. Man liebt dich, man will dich glücklich machen; darf man wohl um eines elenden Knebelbartes willen die kostbarste Gunst verscherzen, die ein Mann nur irgend zu erlangen vermag?" Alhedar gab den Gründen der Alten nach, und ließ sich, ohne ein Wort zu reden, von der Sklavinn in ein Zimmer führen, wo man ihm die Augenbrauen roth schminkte; sodann schor man ihm den Knebelbart ab und schickte sich an, ihm auch den Bart abzuscheeren. Die Willfährigkeit meines Bruders hatte jetzt ihre äußersten Grenzen erreicht. „Oh," rief er aus, „was meinen Bart betrifft, so lasse ich mir ihn durchaus nicht abschneiden." Die Sklavinn stellte ihm vor: er habe ja dann ganz zwecklos seinen Knebelbart eingebüßt, wenn er sich nicht auch den Bart abscheeren lassen wolle; ein bärtiges Gesicht passe nicht zu Frauenkleidung, und sie müsse sich wundern, daß ein Mann, der auf dem Punkte stehe, das schönste Mädchen in ganz Bagdad zu besitzen, noch die mindeste Rücksicht auf seinen Bart nehmen könne. Die Alte fügte zu diesen Aeußerungen der Sklavinn neue Gründe hinzu, und drohte meinem Bruder mit der Ungnade der jungen und schönen Frau; kurz sie redete ihm so viel vor, daß er endlich alles, was man wollte, mit sich vornehmen ließ.

Sobald er als Frau angezogen war, führte man ihn

wieder vor die schöne junge Dame, welche so heftig zu lachen begann, daß sie auf dem Sofa, worauf sie saß, völlig umfiel. Die Sklavinnen thaten dasselbe, indem sie in die Hände klatschten, so daß mein Bruder in die höchste Verlegenheit gerieth. Die junge Schöne stand auf, und sagte unter fortwährendem Lachen zu ihm: „Nach der großen Gefälligkeit, die du für mich gehabt hast, würde ich sehr unrecht thun, wenn ich dich nicht von ganzem Herzen liebte; aber du mußt mir zu Liebe noch etwas thun, nämlich so, wie du da bist, tanzen." Er gehorchte, und die schöne junge Frau nebst ihren Sklavinnen tanzten mit ihm, indem sie sämmtlich wie Närrinnen lachten. Nachdem sie eine Weile getanzt hatten, stürzten sie sich alle auf den Unglücklichen, und gaben ihm so viele Ohrfeigen, so viele Faustschläge und Fußtritte, daß er davon fast ohne Besinnung zu Boden fiel. Die Alte half ihm wieder auf, um ihm nicht Zeit zu lassen, über die schlechte Behandlung, die er so eben erfahren, böse zu werden. „Tröste dich," flüsterte sie ihm ins Ohr, „du bist endlich an das Ziel deiner Leiden gelangt, und wirst nun den Lohn dafür empfangen..."

Der anbrechende Tag gebot der Sultaninn Scheherasade bei dieser Stelle Stillschweigen. In der nächstfolgenden Nacht fuhr sie also fort:

Hundert und sechs und siebenzigste Nacht.

„Jetzt bleibt dir," fügte die Alte hinzu, „nur noch eine einzige Sache zu thun übrig, und dies ist eine bloße Kleinigkeit. Du mußt wissen, daß meine Gebieterinn, wenn sie, wie heute, etwas getrunken hat, keinen von allen denen, die sie liebt, sich nahe kommen läßt, außer wenn er nackend und im Hemde ist. Wenn sie dann in diesem Zustande sich befinden, so nimmt sie einen kleinen Vorsprung, und läuft vor ihnen her, die Gallerie entlang und von Zim=

mer zu Zimmer, bis sie sie eingeholt haben. Dies ist nun einmal eine von ihren seltsamen Grillen. Indeß, welchen Vorsprung sie auch immer nehmen mag, du wirst sie bei deiner Leichtigkeit und Behendigkeit schnell erhascht haben. Entkleide dich also nur ohne weitere Umstände bis aufs Hemde."

Mein guter Bruder hatte schon zu viele Schritte vorwärts gethan, als daß er jetzt noch hätte zurückgehen können. Er kleidete sich also aus, und unterdeß ließ sich die junge Schöne ebenfalls ihr Kleid ausziehen und blieb in ihrem Unterröckchen, um desto leichter laufen zu können. Als sie alle beide so weit waren, um ihren Lauf beginnen zu können, nahm die schöne junge Frau einen Vorsprung von etwa zwanzig Schritten, und fing an, mit einer erstaunlichen Schnelligkeit zu laufen. Mein Bruder folgte ihr aus Leibeskräften, nicht ohne das Gelächter aller Sklavinnen, die in die Hände klatschten. Die junge Schöne, anstatt allmählig etwas von ihrem anfänglichen Vortheil einzubüßen, gewann einen immer größeren Vorsprung vor meinem Bruder. Sie ließ ihn zwei bis dreimal um die Gallerie die Runde machen, und schlug dann einen langen dunkeln Baumgang ein, aus welchem sie durch einen geheimen Ausweg entschlüpfte. Alhedar, der ihr immerfort folgte, hatte sie in der Baumallee aus dem Gesicht verloren, und mußte wegen der darin herrschenden Dunkelheit etwas langsamer laufen. Endlich erblickte er ein Licht. Als er seinen Lauf darnach hinlenkte, kam er plötzlich durch eine Thüre, die sogleich hinter ihm verschlossen wurde. Man denke sich sein Erstaunen, als er sich mitten auf einer Straße befand, wo Ledergerber wohnten. Diese waren ihrerseits nicht minder erstaunt, ihn so im Hemde, mit rothgeschminkten Augen, ohne Bart und Knebelbart zu erblicken. Sie fingen an in die Hände zu klatschen, ihn auszupfeifen; einige liefen hin-

ter ihm her, und hieben ihn mit Fellen auf den Hintern. Sie hielten ihn sogar an, setzten ihn auf einen Esel, dem sie zufällig begegneten, und führten ihn zur großen Kurzweil des Pöbels durch die Stadt.

Zum Uebermaß seines Unglücks mußte er zufällig vor dem Hause des Polizeirichters vorbeikommen, welcher die Ursache dieses Auflaufes zu wissen verlangte. Die Lederger-ber sagten ihm, sie hätten meinen Bruder in dem Zustande, worin er sich eben befand, aus einer Thür des Frauenhauses des Großwesyrs nach der Straße herauskommen gesehen. Der Polizeirichter ließ deshalb dem unglücklichen Alhedar hundert Stockschläge auf die Fußsohlen geben, ihn aus der Stadt führen, und ihm verbieten, sich je wieder darin blicken zu lassen.

Dies, o Beherrscher der Gläubigen," sagte ich zu dem Chalyfen Mostanser Billah, „ist das Abenteuer meines zweiten Bruders, welches ich Euer Majestät erzählen wollte. Er wußte nicht, daß die Frauen unserer großen Herren sich bisweilen damit belustigen, Streiche der Art jungen Leuten zu spielen, welche einfältig genug sind, um in diese Schlingen einzugehen....."

Scheherasade war genöthigt, bei dieser Stelle inne zu halten, weil sie den Tag anbrechen sah. Die folgende Nacht nahm sie ihre Erzählung wieder auf und sagte dem Sultan von Indien:

Hundert und sieben und siebzigste Nacht.

Der Barbier ging, ohne sich in seiner Rede zu unterbrechen, zu der Geschichte seines dritten Bruders über.

Geschichte
des dritten Bruders des Barbiers.

„Beherrscher der Gläubigen," sagte er zu dem Chalyfen, „mein dritter Bruder, welcher Bukeibik hieß, war blind, und nachdem ihn sein Mißgeschick bis an den Bettelstab gebracht hatte, ging er von Thür zu Thür, um Almosen betteln. Er hatte sich nun schon so lange daran gewöhnt, in den Straßen allein zu gehen, daß er keines Führers mehr bedurfte. Er pflegte an die Thüren zu klopfen und nicht eher zu antworten, als bis man ihm aufgemacht hatte. Eines Tages klopfte er an eine Hausthür. Der Herr des Hauses, welcher ganz allein war, rief: Wer ist da? Mein Bruder antwortete auf dies gar nichts, und klopfte zum zweitenmal. Der Herr des Hauses mochte fragen, wie er wollte, wer an der Thür sei; niemand antwortete. Er geht hinunter, öffnet und fragt meinen Bruder, was er wolle. „Reicht mir doch um Gotteswillen irgend eine Gabe!" sagte Bukeibik zu ihm. „Du bist, wie mich dünkt, blind?" fragte hierauf der Hausherr. „Ach, leider!" antwortete mein Bruder. „Reiche mir die Hand!" sagte hierauf der Herr zu ihm. Mein Bruder reichte sie ihm, indem er ein Almosen zu empfangen vermeinte, allein der Herr faßte sie, um ihn die Treppe hinauf nach seinem Zimmer zu führen. Bukeibik dachte, es geschähe dies, um ihn miteſſen zu lassen, wie ihm dies sonst zu begegnen pflegte. Sobald sie beide im Zimmer angelangt waren, ließ der Herr seine Hand los, setzte sich nieder, und fragte ihn abermals, was er denn wünsche. „Ich habe dir schon gesagt," erwiederte Bukeibik, „daß ich dich um Gotteswillen um eine kleine Gabe bat."

— „Guter Blinder,“ antwortete der Herr, „alles, was ich für dich thun kann, besteht darin, dir zu wünschen, daß Gott dir dein Gesicht wiedergebe.“ — „Das hättest du mir wohl an der Thür sagen, und mir die Mühe des Heraufsteigens ersparen können,“ sagte hierauf mein Bruder. — „Und warum, du einfältiger Mensch, antwortest du denn nicht gleich beim erstenmal, wenn du anklopfst, und wenn man dich fragt, wer da sei? Woher kommt es, daß du den Leuten erst noch die Mühe machst, dir zu öffnen, wenn man zu dir spricht?“ — „Was willst du nun mit mir machen?“ sagte mein Bruder. „Ich wiederhole dir es nochmals,“ antwortete der Herr; „ich kann dir nichts geben.“ — „So hilf mir denn wieder hinuntersteigen, so wie du mir beim Heraufsteigen geholfen hast;“ sagte Bukeibik. „Du hast ja die Treppe vor dir,“ erwiederte der Herr, „steige allein hinunter, wenn du Lust hast.“ Mein Bruder fing an hinabzusteigen, aber da er mitten auf der Treppe einen Fehltritt that, rollte er alle Stufen hinunter, und beschädigte sich den Kopf und die Lenden. Mit vieler Mühe raffte er sich endlich auf, und ging hinaus, indem er über den Herrn des Hauses klagte und murrte, der über seinen Fall bloß lachte.

Wie er eben aus dem Hause herauskam, erkannten ihn zwei Blinde, welche vorübergingen, an der Stimme. Sie blieben stehen und fragten, was ihm denn wäre. Er erzählte seinen Unfall, sagte ihnen, daß er den ganzen Tag nichts empfangen, und fügte dann hinzu: „Ich beschwöre euch, mich nach meiner Wohnung zu begleiten, damit ich in eurer Gegenwart etwas von dem Gelde wegnehmen kann, welches wir alle drei gemeinschaftlich besitzen, um mir etwas zum Abendessen zu kaufen.“ Die beiden Blinden willigten ein, und er führte sie zu sich nach Hause.

Es ist hier noch zu bemerken, daß der Herr des Hau=

ses, wo mein Bruder eine so üble Behandlung erlitten, ein Dieb, und dabei von Haus aus ein verschmitzter und boshafter Mensch war. Er hörte durchs Fenster, was Bukeibik seinen beiden Genossen gesagt hatte; er ging sogleich hinunter, folgte hinter ihnen drein und trat mit ihnen in ein schlechtes Häuschen, worin mein Bruder wohnte. Als die Blinden sich gesetzt hatten, sagte Bukeibik: „Brüder, wir müssen, wenn es euch anders so beliebt, die Thür verschließen und Acht geben, ob sich etwa ein Fremder unter uns eingeschlichen hat.“ Bei diesen Worten gerieth der Dieb in die größte Verlegenheit; aber da er glücklicher Weise einen Strick bemerkte, der von der Decke des Zimmers herabhing, so faßte er diesen und hielt sich daran in der Luft schwebend, während die Blinden die Thür verschlossen und im Zimmer die Runde machten und überall mit ihren Stöcken herumfühlten. Als dies geschehen war, und sie ihre Plätze wieder eingenommen hatten, verließ er den Strick und setzte sich ganz leise neben meinem Bruder, welcher, in der Meinung, er sei mit den Blinden allein, zu ihnen sagte: „Brüder, da ihr mich zum Verwahrer des Geldes gemacht habt, welches wir alle drei seither eingenommen haben, so will ich euch zeigen, daß ich des in mich gesetzten Vertrauens nicht unwürdig bin. Ihr wißt, daß wir bei dem letzten Zusammenrechnen zehntausend Drachmen hatten und sie in zehn Säcke vertheilten; ich werde euch jetzt zeigen, daß ich nicht das mindeste davon angerührt habe.“ Indem er dies sagte, fuhr er mit der Hand seitwärts unter den alten Lumpenkram, zog einen Sack nach dem andern hervor, gab sie seinen Mitgenossen, und fuhr dann fort: „Da sind sie; ihr könnt aus ihrer Schwere schließen, daß sie noch ganz voll sind, oder wenn ihr wollt, so wollen wir es nachzählen.“ Da seine Kameraden ihm antworteten, daß sie sich völlig auf ihn verließen, öffnete er einen von den Säcken und zog

zehn Drachmen heraus; die beiden übrigen Blinden zogen ein jeder eben so viel heraus.

Mein Bruder stellte hierauf die zehn Säcke an ihren Ort; worauf einer der Blinden zu ihm sagte, es sei gar nicht nöthig, daß er an dem heutigen Tage noch etwas auf Abendessen ausgebe, da er durch die Mildthätigkeit guter Leute für sie alle drei genug zu essen bekommen hätte. Zugleich zog er aus seinem Bettelsack Brot, Käse und einige Früchte hervor, legte dies alles auf den Tisch, und sie fingen sodann an zu essen. Der Dieb, welcher meinem Bruder zur Rechten saß, suchte sich das Beste aus und aß mit ihnen; allein, wie behutsam er auch immer war, um kein Geräusch zu machen, so hörte ihn Bukeibik dennoch kauen, und rief sogleich aus: „Wir sind verloren! ein Fremder ist unter uns.“ Mit diesen Worten streckte er die Hand aus, ergriff den Dieb beim Arme, und warf sich auf ihn, indem er: Dieb! Dieb! rief, und ihm derbe Schläge mit der Faust versetzte. Die andern Blinden fingen ebenfalls an zu schreien und auf den Dieb loszuschlagen, der seinerseits sich auf die bestmöglichste Art vertheidigte. Da er sehr stark und beherzt war, und den Vortheil hatte, sehen zu können, wohin er seine Schläge richtete, so theilte er bald dem einen, bald dem andern, sehr derbe aus, so oft es nur anging, und rief dabei noch lauter als seine Feinde: Dieb! Dieb! Die Nachbaren liefen auf den Lärm herbei, schlugen die Thür ein, und hatten viele Mühe, die Streitenden auseinander zu bringen. Als es ihnen endlich gelungen war, fragten sie nach der Ursache ihres Zankes. „Ihr Herren,“ rief mein Bruder, der den Dieb nicht aus den Händen gelassen hatte, „dieser Mensch, den ich hier festhalte, ist ein Dieb, der mit uns hereingeschlüpft ist, um uns das wenige Geld, das wir haben, wegzunehmen.“ Der Dieb, welcher gleich beim ersten Erscheinen der Nachbaren

die Augen zugemacht hatte, stellte sich blind und sagte: „Ihr Herren, dies ist ein Lügner; ich schwöre euch bei dem Namen Gottes und bei dem Leben des Chalyfen, daß ich hier Mitgenoß bin, und daß sie mir meinen rechtmäßigen Antheil auszuliefern sich weigern. Sie haben sich alle drei gegen mich vereinigt, und ich verlange Gerechtigkeit.“ Die Nachbaren wollten sich nicht in ihren Streit einmischen, und führten sie alle vier vor den Polizeirichter.

Als sie vor diesem standen, fing der Dieb, ohne erst die Frage desselben abzuwarten, indem er sich immer noch blind stellte, folgendermaßen an zu sprechen: „Herr, da ihr von Seiten des Chalyfen, dessen Macht Gott gedeihen lassen wolle, zu Handhabung der Gerechtigkeitspflege eingesetzt seid, so muß ich euch nur erklären, daß wir alle vier, meine Kameraden so wie ich, gleich strafbar sind. Aber da wir uns durch einen Eidschwur verpflichtet haben, nichts zu gestehen, außer auf Stockschläge, so dürft ihr, wofern ihr unser Vergehen zu wissen begehrt, nur befehlen, daß man uns dergleichen gebe, und zwar mir zuerst.“ Mein Bruder wollte sprechen; aber man gebot ihm Stillschweigen. Der Dieb kam nun unter den Stock. . .

Bei diesen Worten bemerkte Scheherasade, daß es schon Tag sei, und brach ihre Erzählung ab. Erst in der folgenden Nacht fuhr sie darin also fort:

Hundert und acht und siebzigste Nacht.

„Der Dieb war so standhaft, daß er zwanzig bis dreißig Hiebe aushielt; aber dann stellte er sich, wie vom Schmerz überwältigt, öffnete zuerst das eine Auge, und sodann auch das andere, indem er um Gnade flehte, und den Polizeirichter bat, mit den Stockschlägen aufhören zu lassen. Als der Richter sah, daß der Dieb ihn mit offenen Augen anblickte, wunderte er sich darüber. „Du Bösewicht,“ sagte er

zu ihm, „was soll denn dies Wunder bedeuten?“ — „Herr,“ erwiederte der Dieb, „ich will euch ein wichtiges Geheimniß entdecken, wenn ihr mir Gnade widerfahren lassen und mir zum Unterpfande, daß ihr mir Wort halten werdet, diesen Ring, den ihr da am Finger habt und der euch als Petschaft dient, geben wollt.“

Der Richter ließ sogleich mit den Stockschlägen aufhören, übergab ihm seinen Ring, und versprach, ihm Gnade widerfahren zu lassen. „Im Vertrauen auf diese Versicherung,“ erwiederte der Dieb, „will ich euch, Herr, gestehen, daß wir alle vier, sowohl ich als meine Kameraden, sehr gut sehen können. Wir stellen uns bloß blind, um frei in die Häuser zu kommen und bis in die Gemächer der Frauen vordringen zu können, deren Schwäche wir dann mißbrauchen. Ich gestehe euch ferner, daß wir durch diesen Kunstgriff gemeinschaftlich zehntausend Drachmen gewonnen haben. Ich verlangte heute von meinen Mitgesellen die zweitausend fünfhundert Drachmen, die mir als mein Antheil zukommen; sie wollten mir sie indeß nicht herausgeben, weil ich ihnen erklärt hatte, ich wolle mich von ihnen zurückziehen, und weil sie fürchteten, ich würde sie verklagen. Als ich nun von ihnen dringend meinen Antheil forderte, stürzten sie auf mich los und mißhandelten mich so, wie alle die, welche uns hierher vor dich geführt, bezeugen können. Ich erwarte jetzt von eurer Gerechtigkeit, Herr, daß ihr mir die mir zukommenden zweitausend fünfhundert Drachmen werdet ausliefern lassen. Wenn ihr wollt, daß euch meine Kameraden die Wahrheit dessen, was ich behaupte, eingestehen sollen, so laßt ihnen dreimal so viel Stockschläge geben, als ich empfangen habe; ihr werdet sehen, sie werden die Augen öffnen, so gut wie ich.“

Mein Bruder und die beiden andern Blinden wollten sich gegen eine so abscheuliche Verleumdung rechtfertigen,

aber der Richter gab ihnen kein Gehör. „Schurken," rief er ihnen zu, „also darum stellt ihr euch blind, um die Leute durch Erregung des Mitleids zu täuschen und die bösesten Handlungen zu begehen?" — „Es ist bloße Verleumdung," rief mein Bruder, „es ist unwahr, daß einer von uns gut sehen könne. Wir können deshalb Gott zum Zeugen anrufen!"

Alles, was mein Bruder nur sagen mochte, blieb fruchtlos; seine Kameraden und er empfingen jeder hundert Stockschläge. Der Richter wartete immerfort, daß sie die Augen öffnen würden, und schrieb das einer verstockten Hartnäckigkeit zu, was doch bloß Folge der Unmöglichkeit war. Während dieser Zeit sagte der Dieb zu den Blinden: „Ihr armen Leute, so macht doch die Augen auf und wartet nicht, bis man euch zu Tode schlägt." Sodann wendete er sich zu dem Polizeirichter und sagte zu ihm: „Herr, ich sehe schon, daß sie ihre Bosheit bis aufs Aeußerste treiben und die Augen gar nicht öffnen werden. Sie wollen ohne Zweifel der Beschämung entgehen, ihr Verdammungsurtheil in den Augen aller Umstehenden zu lesen. Es ist am besten, wenn ihr sie begnadigt, und einen mit mir schickt, um die zehntausend Drachmen, die sie bei sich zu Hause versteckt haben, abzuholen."

Der Richter unterließ nicht dies zu thun. Er ließ den Dieb durch einen seiner Leute begleiten, der ihm die zehn Säcke überbrachte. Davon ließ er dem Diebe zweitausend fünfhundert Drachmen auszahlen, das übrige behielt er für sich. Mit meinem Bruder und seinen Gefährten hatte er wenigstens so viel Mitleid, daß er sie bloß aus der Stadt verwies. Ich hatte kaum erfahren, was meinem Bruder begegnet war, als ich ihm sofort nacheilte. Er erzählte mir sein Unglück und ich führte ihn heimlich in die Stadt zurück. Ich hätte ihn vielleicht bei dem Polizeirichter rechtfertigen und auf die verdiente Bestrafung des Diebes dringen

können; allein ich wagte es nicht, aus Furcht, mir dadurch irgend einen schlimmen Handel zuzuziehen.

Somit endigte ich denn die Erzählung von dem Abenteuer meines guten blinden Bruders. Der Chalyf lachte darüber nicht minder als über die, welche er vorher vernommen hatte. Er befahl von Neuem, daß man mir etwas verabreichen sollte; aber ohne die Vollziehung seines Befehls abzuwarten, begann ich die Geschichte meines vierten Bruders.

Geschichte
des vierten Bruders des Barbiers.

Der Name meines vierten Bruders war Alkus. Er war seinem Gewerbe nach ein Fleischer, und besaß das besondere Talent, Schaafwidder zum Kampf abzurichten, wodurch er sich denn die Bekanntschaft und Freundschaft aller der großen Herren erworben hatte, welche dieser Art von Kämpfen gern zuschauen und sich deshalb Widder in ihrem Hause eigens halten. Außerdem hatte er viele Kundschaft; in seinem Laden hatte er stets das schönste Fleisch, das nur irgend zu bekommen, weil er sehr reich war und keine Kosten scheute, um sich das beste zu verschaffen.

Als er eines Tages in seinem Laden saß, kam ein Greis mit langem weißen Barte, kaufte sechs Pfund Fleisch, gab ihm das Geld dafür und ging weg. Mein Bruder fand dies Geld so schön, so blank und so gut geprägt, daß er es in einen Kasten an einen besonderen Ort beiseit legte. Derselbe Greis versäumte nun fünf Monate hindurch keinen Tag, wo er nicht eben so viel Fleisch genommen und es mit

gleicher Münze bezahlt hätte, die mein Bruder fortwährend bei Seite legte.

Nach Verlauf von fünf Monaten wollte Alkus eine Anzahl von Hämmeln einkaufen und sie mit dieser schönen Münze bezahlen. Er öffnete daher den Kasten, allein, wie groß war sein Erstaunen, als er an ihrer Stelle bloß rundgeschnittene Papierblättchen liegen sah. Er schlug sich wiederholt an den Kopf und erhob ein so großes Geschrei, daß die Nachbaren herbeigelaufen kamen, deren Erstaunen so groß war als das seinige, da sie vernommen hatten, wovon hier die Rede sei. „Wollte Gott,“ rief mein Bruder mit Thränen in den Augen, „daß dieser alte Betrüger mit seinem heuchlerischen Gesicht jetzt käme!“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er ihn von weitem kommen sah. Er lief ihm heftig entgegen, packte ihn an und schrie aus Leibeskräften: „Muselmänner, kommt mir zu Hülfe! Hört den Schelmstreich, den mir dieser böse Mensch gespielt hat!“ Zugleich erzählte er einem Pöbelschwarme, der sich um ihn gesammelt hatte, dasselbe, was er bereits seinen Nachbaren erzählt hatte. Als er ausgesprochen hatte, sagte der Alte ganz kalt und ohne in Hitze zu gerathen: „Du wirst gut thun, wenn du mich gehen lässest und dadurch den Schimpf, den du mir vor aller Welt anthust, wieder gutmachest, damit ich nicht genöthigt werde, dir eine weit empfindlichere Schmach anzuthun, was mir sehr leid thun würde.“ — „Ei, was kannst du denn gegen mich reden?“ rief mein Bruder. „Ich bin in meinem Gewerbe ein ehrlicher Mann und fürchte dich nicht.“ — „Du willst also, daß ich es bekannt mache?“ erwiederte der Alte in demselben Tone. „So wisset denn,“ fuhr er, zum Volke sich wendend, fort, „daß er, anstatt Hammelfleisch zu verkaufen, Menschenfleisch verkauft.“ — „Du bist ein Verleumder,“ antwortete mein Bruder. „Mit nichten!“ fuhr der Greis fort, „in diesem

Augenblick, wo ich mit dir rede, hängt ein abgeschlachteter Mensch auswendig an deinem Laden, wie ein Hammel; es kann jeder hingehen und sehen, ob ich die Wahrheit rede oder nicht.“

Mein Bruder hatte, bevor er den Kasten, worin die Blätter lagen, öffnete, denselben Tag einen Hammel geschlachtet, ihn zurechtgemacht und nach seiner Gewohnheit auswendig an seinem Laden aufgehängt. Er betheuerte, daß das, was der Alte sagte, unwahr sei; indeß, ungeachtet seiner Versicherungen, ließ der leichtgläubige Pöbel sich gegen einen Mann, der eines so abscheulichen Verbrechens angeklagt wurde, einnehmen und wollte sich auf der Stelle Gewißheit verschaffen. Der Pöbel zwang meinen Bruder, den Alten loszulassen, versicherte sich seiner Person, und lief wüthend nach dem Laden, wo man wirklich, ganz so wie der Ankläger gesagt hatte, einen abgeschlachteten Menschen hängen sah. Der Greis nämlich, welcher ein Zauberer war, hatte die Augen der Menge verblendet, so wie er zuvor meinen Bruder verblendet hatte, daß er die Papierblättchen, die er ihm gab, für gutes Geld nahm.

Bei diesem Anblick gab einer von denen, welche meinen Bruder Alkus festhielten, ihm einen heftigen Schlag mit der Faust und sagte dabei: „So also, du Bösewicht, gibst du uns Menschenfleisch zu essen?“ Und der Greis, der ihn noch immer nicht verlassen hatte, gab ihm einen zweiten, wodurch er ihm das eine Auge ausschlug. Auch von allen übrigen schonte ihn keiner, der ihm nur irgend nahe kommen konnte. Man begnügte sich nicht damit, ihn zu mißhandeln, sondern man führte ihn auch noch vor den Polizeirichter, welchem man zugleich den angeblichen Leichnam überbrachte, den man zum Zeugniß gegen den Angeklagten von dem Laden herabgenommen hatte. „Herr,“ sagte der Zauberer zu ihm, „ihr sehet hier einen Mann, wel-

cher barbarisch genug ist, um Menschen zu schlachten und ihr Fleisch für Hammelfleisch zu verkaufen. Das Volk erwartet, daß ihr an ihm ein Strafbeispiel aufstellt." Der Polizeirichter hörte meinen Bruder ruhig an; allein die Erzählung von dem in Papierblättchen verwandelten Gelde schien ihm so wenig Glauben zu verdienen, daß er meinen Bruder als einen Betrüger behandelte, und indem er sich auf den Beweis des Augenscheines berief, ihm fünfhundert Stockschläge geben ließ.

Nachdem er ihn sodann gezwungen hatte, ihm zu sagen, wo er sein Geld habe, nahm er ihm alles, was er hatte, und verbannte ihn für immer aus dem Lande, nachdem er ihn auf einem Kameele drei Tage nach einander den Augen des Volks bloßgestellt hatte . . . . ."

„Allein, Herr," sagte Scheherasade bei dieser Stelle zu Schachriar, „die Tageshelle, die ich anbrechen sehe, legt mir Stillschweigen auf." Sie schwieg also still, und in der folgenden Nacht fuhr sie fort, den Sultan zu unterhalten, wie folget:

Hundert und neun und siebzigste Nacht.

Als dieses traurige Abenteuer meinem vierten Bruder begegnete, war ich nicht in Bagdad. Er begab sich nach einer entfernten Gegend, wo er so lange im Verborgenen lebte, bis er von den Stockschlägen, wovon sein Rücken gebläut worden, geheilt war. Sobald er wieder zu gehen im Stande war, begab er sich des Nachts auf Umwegen nach einer Stadt, wo er von niemandem gekannt war, und miethete sich da eine Wohnung, die er fast nie verließ. Endlich ward er dieser eingeschlossenen Lebensweise überdrüssig, und ging einst in eine Vorstadt hinaus spazieren, als er plötzlich einen großen Lärm von Reitern vernahm, die hinter ihm her geritten kamen. Er befand sich in diesem Au-

genblick gerade an der Thür eines großen Hauses, und da er seit dem letzten Begegniß alles mögliche befürchtete, so besorgte er denn auch, daß diese Reiter vielleicht ihn verfolgten, um ihn zu verhaften. Er öffnete also die Thür, um sich zu verbergen, und nachdem er sie hinter sich verschlossen, gelangte er in einen großen Hof, wo er sich kaum zeigte, als auch schon zwei Bedienten auf ihn los kamen, und ihn beim Kragen faßten, und zu ihm sagten: „Gott sei gelobt, daß du dich uns selber in die Hände lieferst! Du hast uns in den drei verflossenen Nächten so viel zu schaffen gemacht, daß wir nicht haben schlafen können, und du hättest unser Leben gewiß nicht geschont, wofern wir uns nicht gegen deinen bösen Anschlag zu sichern gewußt hätten."

Ihr könnt leicht denken, wie sehr mein Bruder über diese Begrüßung erschrak. „Lieben Leute," sagte er zu ihnen, „ich weiß gar nicht, was ihr von mir haben wollet, und ihr haltet mich gewiß für einen andern." — „Nein, nein!" erwiederten sie; „wir wissen recht gut, daß du und deine Spießgesellen echte Spitzbuben seid. Ihr begnüget euch nicht damit, unserem Herrn alles das Seinige weggenommen und ihn an den Bettelstab gebracht zu haben, sondern ihr wollet auch noch an sein Leben. Wir wollen doch einmal nachsehen, ob du nicht noch das Messer bei dir hast, welches du in der Hand hattest, als du uns gestern Nacht verfolgtest." Indem sie dies sagten, durchsuchten sie ihn, und fanden, daß er ein Messer bei sich hatte. „O," riefen sie jetzt, indem sie ihn festhielten, „wagst du jetzt noch zu sagen, daß du kein Dieb seiest?" — „Je nun," erwiederte mein Bruder, „kann man denn nicht ein Messer bei sich führen, ohne deshalb gerade ein Räuber zu sein? Höret nur meine Geschichte an," fuhr er fort, „und anstatt eine schlechte Meinung von mir zu fassen, werdet ihr von meinen Unfällen gerührt werden." Allein, anstatt ihn anzuhören, stürzten

sie auf ihn los, traten ihn mit Füßen, rissen ihm die Kleider herunter und zerrissen ihm das Hemde. Als sie nun auf seinem Rücken die Narben erblickten, riefen sie aus, indem sie ihre Schläge verdoppelten: „Ach, du Hund, du willst uns überreden, du seiest ein rechtlicher Mann, während dein Rücken das Gegentheil verräth?" — „Ach," rief mein Bruder, „die Zahl meiner Sünden muß sehr groß sein, da ich jetzt, nachdem ich schon einmal so ungerechter Weise gemißhandelt worden bin, noch einmal dasselbe erfahren muß, ohne im mindesten strafbar zu sein."

Die beiden Bedienten ließen sich indeß durch seine Klagen nicht rühren, sondern führten ihn vor den Polizeirichter, welcher zu ihm sagte: „Warum warst du so keck, in ihr Haus einzudringen und sie mit dem Messer in der Hand zu verfolgen?" — „Herr," erwiederte der arme Alkus, „ich bin der unschuldigste Mensch von der Welt, und ich bin verloren, wenn ihr nicht die Gnade habt, mich geduldig anzuhören; niemand ist bemitleidenswerther als ich." — „Herr," unterbrach ihn sofort einer der Bedienten, „wollt ihr noch einen Räuber anhören, der in die Häuser eindringt, um zu plündern und die Leute zu morden? Wenn ihr uns nicht Glauben beimessen wollt, so dürft ihr nur seinen Rücken ansehen." Mit diesen Worten entblößte er den Rücken meines Bruders und zeigte ihn dem Richter, der nun ohne weitere Untersuchung auf der Stelle ihm hundert Hiebe mit dem Ochsenziemer auf die Schultern zu geben befahl; sodann ließ er ihn auf einem Kameel durch die ganze Stadt führen und vor ihm her ausrufen: „So bestraft man die, welche mit Gewalt in die Häuser einbrechen!"

Nachdem dieser Umherzug geschehen war, schaffte man ihn aus der Stadt, und verbot ihm, jemals wieder dahin zurückzukehren. Gewisse Personen, die ihm nach diesem zweiten Unfall begegnet waren, benachrichtigten mich von

seinem Aufenthaltsorte. Ich suchte ihn auf und führte ihn heimlich nach Bagdad zurück, wo ich ihn nach Kräften unterstützte.

Der Chalyf Mostanser Billah," fuhr der Barbier fort, „lachte über diese Geschichte nicht so wie über die vorigen, sondern war so gütig, den unglücklichen Alkus zu bedauern. Er geruhte sodann, mir etwas verabreichen zu lassen und mich zu entlassen; doch ohne ihm Frist zur Vollziehung seines Befehls zu lassen, nahm ich wieder das Wort und sagte zu ihm: „Erhabener Herr und Gebieter, ihr sehet wohl, daß ich wenig spreche, und da Euer Majestät so gnädig gewesen ist, mich bis hieher anzuhören, so werdet ihr wohl auch die Güte haben, die Abenteuer meiner zwei andern Brüder zu vernehmen, die, wie ich hoffe, euch nicht minder belustigen werden als die vorhergehenden. Ihr könnt dann davon eine vollständige Geschichte abfassen lassen, die der Aufnahme in eure Büchersammlung nicht unwerth sein wird: Ich habe also die Ehre, euch zu sagen, daß mein fünfter Bruder Annaschar hieß ...."

Aber ich bemerke, daß es bereits Tag ist, sagte Scheherasade. Sie schwieg still und nahm ihre Erzählung in der folgenden Nacht also wieder auf:

Hundert und achtzigste Nacht.

Geschichte des fünften Bruders des Barbiers.

Annaschar war, so lange unser Vater lebte, ein sehr fauler Mensch. Anstatt zu arbeiten, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, schämte er sich nicht, am Abend zu

betteln, und den folgenden Tag von den empfangenen Almosen zu leben. Unser Vater starb vor Altersschwäche, und hinterließ uns im Ganzen nur siebenhundert Silberdrachmen. Wir theilten dies gleichmäßig unter uns, so daß jeder hundert bekam. Annaschar, der niemals so viel Geld auf einmal besessen hatte, gerieth in große Verlegenheit darüber, was er wohl damit anfangen sollte. Nachdem er die Sache lange Zeit bei sich hin und her überlegt hatte, entschloß er sich endlich, das Geld auf Gläser, Flaschen und andere Glaswaaren anzulegen, die er sich sofort in dem Laden eines großen Kaufmanns aussuchte. Er that sodann alles zusammen in einen durchsichtig geflochtenen Korb, und wählte sich einen ganz kleinen Laden, worin er sich hinsetzte, den Korb vor sich, und mit dem Rücken an die Mauer gelehnt, indem er erwartete, daß man kommen und von seinen Waaren kaufen würde. In dieser Stellung und die Augen auf den Korb geheftet, fing er an, seinen Gedanken nachzuhängen, und in diese Träumerei versunken, führte er folgende Reden, und zwar so laut, daß sie sein Nachbar, ein Schneider, hören konnte:

„Dieser Korb,“ sprach er, „kostet mich hundert Drachmen, und das ist alles, was ich auf der Welt habe. Wenn ich die Waaren einzeln verkaufe, werde ich wohl zweihundert Drachmen daraus lösen, und mit diesen zweihundert Drachmen, die ich wieder auf Glaswaaren anlegen will, werde ich vierhundert erwerben. So werde ich denn mit der Zeit mir viertausend Drachmen sammeln. Von diesen viertausend Drachmen werde ich es leicht bis zu achttausend bringen. Habe ich dann erst zehntausend, so gebe ich den Glaswaarenhandel auf, werde Juwelenhändler, und lege einen Handel mit Diamanten, Perlen und allen Arten von Edelsteinen an. Besitze ich dann so viele Reichthümer, als mein Herz wünscht, so kaufe ich mir ein schönes Haus, große

Landgüter, Sklaven, Verschnittene, Pferde; ich führe dann einen guten Tisch, mache Aufsehn in der Welt, und lasse alles, was nur irgend an guten Tonspielern, Tänzern und Tänzerinnen in der Stadt zu haben ist, in mein Haus kommen. Uebrigens werde ich es dabei nicht bewenden lassen, sondern, so Gott will, es bis auf hunderttausend Drachmen bringen. Bin ich dann ein reicher Mann von hunderttausend Drachmen, so werde ich mich als ein Fürst dünken, werde um die Hand der Tochter des Großwesyrs anhalten und diesem Minister vorstellen lassen, ich hätte von der Wunderschönheit, von der Klugheit, dem Verstande und allen übrigen seltenen Eigenschaften seiner Tochter gehört, und würde ihm für die Hochzeitnacht tausend Goldstücke schenken. Sollte der Wesyr so unhöflich sein, was aber gar nicht möglich ist, mir seine Tochter zu verweigern, so werde ich selber zu ihm hingehen, sie ihm gerade zu entführen und ihm zum Trotz in mein Haus bringen. Sobald ich die Tochter des Großwesyrs geheirathet habe, werde ich ihr zehn schwarze Verschnittene, und zwar recht junge und schöne, kaufen; ich selber werde mich wie ein Fürst kleiden, und auf einem schönen Pferde, dessen Sattel vom feinsten Golde und dessen Decke von Goldstoff und mit Diamanten und Perlen besetzt sein wird, durch die Stadt reiten, mit einem Gefolge von Sklaven, die theils vor, theils hinter mir einherziehen, und so vor den Augen aller Welt, vor Jung und Alt, die sich tief vor mir bücken werden, mich nach dem Hause des Großwesyrs begeben. Bin ich dann beim Großwesyr abgestiegen, so steige ich durch eine zweifache, zu beiden Seiten aufgestellte Reihe meiner Leute die Treppe hinauf, und der Großwesyr empfängt mich als seinen Schwiegersohn, und wird mir dann gewiß seinen Platz abtreten und sich, um mich zu ehren, tief unter mich setzen. Wenn dies nun alles so geschieht,

wie ich hoffe, so sollen dann zwei meiner Leute, jeder mit einem Beutel von tausend Goldstücken, den ich ihnen selber zu tragen gegeben, dastehen. Den einen Beutel werde ich sodann nehmen und ihn dem Großwesyr mit den Worten überreichen: „Hier sind die tausend Goldstücke, die ich für die erste Nacht in meiner Ehe versprochen habe.“ Hierauf überreiche ich ihm auch noch den andern und füge hinzu: „Da habt ihr; ich gebe euch noch einmal so viel, um euch zu zeigen, daß ich ein Mann von Wort bin, und noch mehr gebe, als ich versprochen.“ Nach einer solchen Handlung wird die Welt von nichts, als nur immer von meiner Großmuth sprechen. Nachher werde ich mit demselben Pompe nach meiner Wohnung zurückkehren. Meine Frau wird ihrerseits auf den Besuch, den ich ihrem Vater, dem Großwesyr, gemacht, mir einen ihrer Diener entgegenschicken, um mich zu bewillkommen; ich werde diesem Diener ein schönes Kleid verehren, und ihn mit einem reichen Geschenke zurücksenden; sollte sie es sich einfallen lassen, mir ebenfalls eines zu schicken, so werde ich es nicht annehmen, und den Ueberbringer sogleich aus meinen Diensten entlassen. Ich werde ihr übrigens nie gestatten, unter irgend einem Vorwande ihr Zimmer zu verlassen, ohne daß sie mir es zuvor angezeigt hat, und wenn mir es gefällig sein sollte, auf ihr Zimmer zu kommen, so wird dies auf eine Weise geschehen, die ihr Ehrfurcht vor mir einflößen wird. Ueberhaupt soll es dann kein besser eingerichtetes Haus geben, als das meinige. Ich werde stets sehr reich gekleidet sein. Wenn ich am Abend mich mit ihr zurückziehe, so werde ich mich auf den Ehrenplatz des Sofa's setzen und daselbst eine ernsthafte Miene annehmen, ohne den Kopf links oder rechts hin zu wenden. Ich werde wenig sprechen, und während meine Gemahlinn, schön wie der Vollmond, mit ihrem ganzen Staat sich vor mich hin-

stellen wird, werde ich thun, als sähe ich sie nicht. Die Frauen ihrer Umgebung werden dann zu mir sagen: „Verehrtester Herr und Gebieter, hier steht eure Gemahlinn, eure demüthige Sklavinn vor euch; sie erwartet, daß ihr sie liebkosen werdet, und es schmerzt sie sehr, daß ihr sie auch nicht eines einzigen Blickes würdiget; sie ist von dem langen Stehen so müde, saget ihr doch, daß sie sich setzen dürfe.“ Ich werde auf diese Rede gar nichts antworten, und das wird denn ihr Erstaunen und ihre Betrübniß vermehren. Sie werden dann zu meinen Füßen stürzen, und nachdem sie da eine lange Zeit auf den Knieen gelegen und mich gebeten haben, ich möchte mich doch erweichen lassen, so werde ich endlich den Kopf aufheben, einen flüchtigen Blick auf sie werfen, und dann sogleich wieder meine vorige Stellung annehmen. In der Meinung, meine Frau sei mir vielleicht nicht gut noch reich genug gekleidet, werden sie dieselbe in ihr Gemach fortführen, um sie da die Kleider wechseln zu lassen, und ich werde unterdeß ebenfalls aufstehen und werde ein noch prächtigeres Kleid anlegen, als ich schon zuvor anhatte. Sie werden dann noch einmal wiederkommen, und dieselben Reden gegen mich führen, und ich werde mir das Vergnügen machen, meine Frau nicht anzusehen, nachdem ich mich habe eben so lange und so dringend bitten lassen, als das erstemal. Gleich am ersten Hochzeittage werde ich anfangen ihr begreiflich zu machen, auf welche Weise ich sie ihr ganzes Leben hindurch zu behandeln gedenke......“

Bei diesen Worten schwieg die Sultaninn Scheherasade, wegen des anbrechenden Tages. In der folgenden Nacht fuhr sie in ihrer Erzählung fort, und sagte zu dem Sultan von Indien:

Hundert und ein und achtzigste Nacht.

„Nach Endigung der Hochzeitzeremonien," fuhr Annaschar fort, „werde ich aus der Hand eines meiner zunächst stehenden Diener einen Beutel mit fünfhundert Goldstücken nehmen und ihn den Putzmacherinnen geben, damit sie mich mit meiner Gemahlinn allein lassen. Sobald sie sich dann entfernt haben werden, wird sich meine Frau zuerst ins Bett legen; ich werde mich neben sie legen, aber ihr den Rücken kehrend, und werde so die ganze Nacht, ohne ein Wort zu reden, hingehen lassen. Den folgenden Morgen wird sie nicht unterlassen, sich bei ihrer Mutter, der Gemahlinn des Großwesyrs, über meinen Stolz und über meine Verachtung zu beklagen, und ich werde mich darüber im Innern der Seele freuen. Ihre Mutter wird dann zu mir kommen, mir ehrerbietig die Hände küssen und zu mir sagen: „Herr," denn sie wird es nicht wagen, mich ihren Schwiegersohn zu nennen, aus Furcht, mir durch eine so vertrauliche Anrede zu mißfallen, „ich bitte euch, geruhet doch, meine Tochter anzusehen und euch ihr zu nähern; ich kann euch versichern, daß sie bloß euch zu gefallen sucht und euch von ganzer Seele liebt." Allein meine Schwiegermutter mag dann sagen was sie will, ich werde ihr auch nicht eine Sylbe antworten, und werde fest in meinem Ernst verharren. Sie wird mir hierauf zu Füßen fallen, mir sie mehrmals küssen und sprechen: „Herr, sollte es möglich sein, daß ihr wegen der Klugheit meiner Tochter irgend einen Verdacht gefaßt hättet? Ich versichere euch, ich habe sie stets unter meinen Augen gehabt, und ihr seid der erste Mann, der sie von Gesicht gesehen hat. Höret auf, ihr eine solche Kränkung zu verursachen, erweiset ihr die Gnade, sie anzusehen, mit ihr zu sprechen, sie in der guten Absicht, die sie hat, euch nämlich in allen Dingen zu genügen, zu bestärken." Das alles soll mich indeß nicht rühren. Meine

Schwiegermutter wird das bemerken, ein Glas Wein nehmen, es ihrer Tochter in die Hand geben und zu ihr sagen: „Gehe hin und überreiche ihm selber dies Weinglas; er wird vielleicht nicht so grausam sein, es von einer so schönen Hand zu verschmähen.“ Meine Frau wird mit dem Glase kommen und am ganzen Körper zitternd vor mir stehen bleiben. Wenn sie nun sehen wird, daß ich mein Gesicht gar nicht nach ihr hinwende und sie fortwährend verschmähe, wird sie mit Thränen in den Augen zu mir sprechen: „Mein Herz, meine theure Seele, mein liebenswürdiger Herr, ich beschwöre euch bei der Gunst des Himmels, erweiset mir die Gnade, dies Glas Wein aus der Hand eurer ergebensten Dienerinn anzunehmen.“ Ich werde mich gleichwohl hüten, sie anzusehen und ihr zu antworten. „Mein reizender Gemahl,“ wird sie dann fortfahren, indem sie ihre Thränen verdoppeln und das Weinglas meinem Munde nähern wird, „ich werde nicht ablassen, bis ich es erlangt habe, daß ihr trinket.“ Von ihren Bitten ermüdet, werde ich ihr hierauf einen fürchterlichen Blick zuwerfen, ihr eine derbe Ohrfeige auf die Wange geben, und sie mit dem Fuße so heftig zurückstoßen, daß sie weit ab vom Sofa zu Boden sinken wird.“

Mein Bruder war so sehr in seine Hirngespinnste und Einbildungen versunken, daß er die Handlung mit seinem Fuße so lebendig darstellte, als ob alles wirklich so wäre; allein zum Unglück stieß er so heftig an seinen Korb mit Glaswaaren, daß er ihn aus seinem Laden in die Straße hinab warf, und daß alle Glassachen darin in tausend Stücke zertrümmert wurden.

Sein Nachbar, ein Schneider, der seine albernen Reden angehört hatte, lachte laut auf, als er den Korb fallen sah. „O, was bist du doch für ein nichtswürdiger Mensch!“ rief er meinem Bruder zu. „Solltest du dich nicht tief in

die Seele hinein schämen, eine junge Gemahlinn, die dir nichts zu Leide gethan, so zu mißhandeln? Du mußt doch sehr roh sein, um die Thränen und die Reize einer so liebenswürdigen Person zu verachten. Wenn ich an des Großwesyrs Stelle wäre, so würde ich dir hundert Hiebe mit dem Ochsenziemer geben, und dich mit dem verdienten Lobspruch durch die Stadt führen lassen."

Mein Bruder kam durch den Anblick dieses traurigen Vorfalls wieder zur Besinnung, und da er sah, daß ihm dies bloß um seines unerträglichen Stolzes willen begegnet war, schlug er sich ins Gesicht, zerriß seine Kleider, und fing so laut an zu weinen und zu heulen, daß die Nachbaren herbeiliefen und die Leute auf der Straße, die so eben zum mittäglichen Gebete gingen, stehen blieben. Da es nämlich gerade Freitag war, so gingen mehr Leute als sonst vorüber. Einige hatten Mitleid mit Annaschar, andere lachten über seine Narrheit. Unterdeß war seine Eitelkeit mit seiner Habe zu gleicher Zeit verschwunden, und er beweinte noch immer bitterlich sein Schicksal, als eine vornehme Frau auf einer reichgeschmückten Maulefelinn vorüberritt. Der Zustand, worin sie meinen Bruder sah, erregte ihr Mitleid. Sie fragte, wer er sei und worüber er weinte. Man sagte ihr nichts weiter als, er sei ein armer Mann, der sein weniges Geld auf den Ankauf eines Korbes voll Glaswaaren verwendet habe, dieser Korb sei nun herabgefallen und alle Gläser seien in Trümmern. Die Dame wandte sich sogleich zn einem sie begleitenden Verschnittenen und sagte zu ihm: „Gib ihm doch alles, was du bei dir hast." Der Verschnittene gehorchte, und händigte meinem Bruder einen Beutel mit fünfhundert Goldstücken ein. Mein Bruder freute sich beim Empfang derselben fast zu Tode. Er gab der edlen Frau tausendfache Segenswünsche auf den Weg, verschloß dann seinen Laden, wo

seine Gegenwart nicht mehr nöthig war, und ging nach Hause.

Er stellte eben über das große Glück, welches ihm begegnet war, tiefe Betrachtungen an, als er an die Thür klopfen hörte. Bevor er öffnete, fragte er, wer da anklopfe, und nachdem er an der Stimme erkannt hatte, daß es eine Frau sei, öffnete er die Thür. „Mein Sohn," sagte sie zu ihm, „ich muß dich um eine Gefälligkeit bitten. Es ist jetzt eben die Zeit des Gebets, und ich möchte mich gern waschen, um dasselbe sodann verrichten zu können. Laß mich doch, wenn es dir angenehm ist, in deine Wohnung eintreten, und gib mir ein Gefäß mit Wasser." Mein Bruder sah die Frau an, und bemerkte, daß sie bereits hoch in Jahren war. Obwohl er sie nicht kannte, so unterließ er doch nicht, ihr ihre Bitte zu gewähren. Er reichte ihr ein Gefäß voll Wasser, und setzte sich dann wieder an seinen vorigen Platz, immer noch mit seinem letzten Abenteuer beschäftigt, und legte sein Geld in eine Art langen und schmalen Beutel, um ihn an seinen Gürtel befestigen zu können. Die Alte verrichtete während dieser Zeit ihr Gebet; als sie fertig war, kam sie zu meinem Bruder hin, warf sich zweimal mit ihrem Angesicht zur Erde, gleichsam als wollte sie Gott bitten; dann stand sie wieder auf und wünschte ihm alles Gute....."

Die Morgenröthe, welche zu scheinen begann, nöthigte Scheherasaden, bei dieser Stelle inne zu halten. Die Nacht darauf fuhr sie in ihrer Erzählung fort, indem sie den Barbier immer noch fort reden ließ:

Hundert und zwei und achtzigste Nacht.

Die Alte dankte hierauf meinem Bruder für seine Gefälligkeit. Da sie sehr armselig gekleidet war und sich vor ihm so sehr demüthigte, glaubte er, sie verlange von ihm

ein Almosen, und überreichte ihr daher zwei Goldstücke. Sie trat überrascht zurück, gleichsam als hätte ihr mein Bruder eine Beleidigung angethan. „Großer Gott!“ sagte sie zu ihm, „was soll das bedeuten? Ist es möglich, Herr, daß ihr mich für eine jener Elenden haltet, welche ein Gewerbe daraus machen, dreist zu den Leuten in die Häuser zu gehen und von ihnen ein Almosen zu erbetteln? Nehmet euer Geld zurück, ich bedarf dessen, Gott sei Dank, nicht; ich gehöre einer jungen Dame dieser Stadt an, die eben so reizend als reich ist, und die es mir an nichts fehlen läßt.“

Mein Bruder war nicht fein genug, um die List der Alten zu merken, welche die beiden Goldstücke bloß darum ablehnte, um noch mehr zu erschnappen. Er fragte sie, ob sie ihm nicht die Ehre verschaffen könne, diese Dame zu sehen. „Sehr gern,“ erwiederte sie: „sie wird euch gewiß gern heirathen und euch neben dem Besitz ihrer Person auch noch den ihres ganzen Vermögens überlassen. Nehmet euer Geld und folget mir.“ Ganz entzückt darüber, daß er zu gleicher Zeit eine so große Summe Geldes und eine reiche und schöne Frau gefunden, verschloß er gegen jede andere Rücksicht die Augen. Er nahm die fünfhundert Goldstücke und ließ sich von der Alten führen.

Sie ging voran und er folgte ihr von Weitem bis an die Thür eines großen Hauses, wo sie anklopfte. Er hatte sie eben eingeholt, als eine junge griechische Sklavinn öffnete. Die Alte hieß ihn voran hinein treten und über einen schön gepflasterten Hof gehen; dann führte sie ihn in einen Saal, dessen Ausschmückung ihn in der guten Meinung bestätigte, die man ihm von der Besitzerinn des Hauses beigebracht hatte. Während die Alte ihn bei der jungen Dame anmelden ging, setzte er sich nieder, und da ihm sehr warm war, nahm er den Turban ab und legte ihn neben sich. Alsbald sah er

auch die junge Dame hereintreten, die ihn noch mehr durch ihre Schönheit als durch ihren reichen Anzug in Staunen setzte. Sobald er sie erblickte, stand er auf. Die Dame bat ihn mit vieler Artigkeit, seinen Platz wieder einzunehmen und setzte sich neben ihn. Sie bezeugte viele Freude, ihn zu sehen, und nachdem sie ihm allerlei Angenehmes gesagt hatte, fügte sie hinzu: „Wir sind hier nicht ganz in unserer Bequemlichkeit, komm, gib mir die Hand." Mit diesen Worten überreichte sie ihm die ihrige, und führte ihn in ein abgelegnes Zimmer, wo sie sich noch eine Weile mit ihm unterhielt, worauf sie ihn mit den Worten verließ: „Bleibe hier, ich bin in einem Augenblick wieder bei dir." Er wartete; allein statt der Dame trat ein großer schwarzer Sklave mit dem Säbel in der Hand herein, sah meinen Bruder mit wilden Blicken an und sagte stolz zu ihm: „Was machst du hier?" Annaschar ward bei diesem Anblick so von Schrecken ergriffen, daß er gar nicht zu antworten vermochte. Der Sklave beraubte ihn nun, nahm ihm alles Gold weg, das er bei sich trug, und versetzte ihm mehrere Säbelhiebe, doch bloß in das Fleisch. Der Unglückliche fiel zu Boden und blieb regungslos liegen, obwohl er noch seine Besinnung hatte. Der Schwarze, der ihn für todt hielt, verlangte nun Salz; die griechische Sklavinn brachte ein großes Becken voll herein. Sie rieben damit die Wunden meines Bruders ein, welcher doch noch so viel Gegenwart des Geistes hatte, daß er, ungeachtet des brennenden Schmerzes, den er empfand, dennoch kein Zeichen des Lebens von sich gab. Nachdem der Schwarze und die griechische Sklavinn sich entfernt hatten, kam die Alte wieder, welche meinen Bruder in die Falle gelockt hatte, faßte ihn bei den Füßen und schleppte ihn zu einer Fallthür, die sie öffnete. Sie warf ihn da hinunter, und er fiel in ein unterirdisches Gewölbe auf einen Haufen ermordeter Leichname. Er wurde dies erst gewahr, als er wieder zu

sich kam, denn die Heftigkeit des Falles hatte ihm alle Besinnung geraubt. Das Salz, womit seine Wunden eingerieben worden waren, rettete ihm das Leben. Er erlangte allmählig wieder so viel Kräfte, daß er sich aufrichten konnte, und nach Verlauf von zwei Tagen öffnete er bei Nacht die Fallthüre, entdeckte im Hofe einen Ort, wo er sich verstecken konnte, und blieb an demselben bis zu Tages Anbruch. Da sah er denn die abscheuliche Alte wieder erscheinen, welche die Thür nach der Straße zu öffnete und hinausging, um eine neue Beute aufzuspüren. Damit sie ihn nicht erblicken möchte, ging er aus dieser Mördergrube erst einige Augenblicke nachher heraus, und flüchtete sich in meine Wohnung, wo er mir alle die Abenteuer mittheilte, die ihm in so kurzer Zeit begegnet waren.

Nach Verlauf eines Monats war er durch die Mittel, die ich ihm verordnete, von seinen Wunden völlig wieder geheilt, und er beschloß, sich an der Alten zu rächen, die ihn so grausam betrogen hatte. Zu diesem Zweck machte er sich einen Beutel von solcher Größe, daß wohl fünfhundert Goldstücke hineingingen; aber anstatt des Goldes füllte er bloß Glasscherben hinein..."

Bei diesen letzten Worten bemerkte Scheherasade, daß es bereits Tag war. Sie sprach daher diese Nacht kein Wort weiter, und erst in der folgenden fuhr sie in der Geschichte Annaschar's folgendermaßen fort:

Hundert und drei und achtzigste Nacht.

Mein Bruder band den Beutel mit Glasscherben um seinen Gürtel, verkleidete sich als alte Frau, und nahm einen Säbel, den er unter seinen Rock versteckte. Eines Morgens begegnete er wieder jener Alten, welche bereits die Stadt durchstreifte und Gelegenheit suchte, irgend jemandem einen schlimmen Streich zu spielen. Er redete sie mit einer

verstellten Weiberstimme an, und sagte zu ihr: „Könnt ihr mir nicht eine Goldwage leihen? Ich bin so eben aus Persien hier angekommen, und habe aus meiner Heimath fünfhundert Goldstücke mitgebracht; ich möchte nun gern sehen, ob sie auch vollwichtig sind.“ — „Liebe Frau,“ antwortete ihm die Alte, „ihr konntet euch an keinen Menschen besser wenden, als an mich. Kommt nur mit, ich werde euch zu meinem Sohne führen, der ein Wechsler ist, und dieser wird sich ein Vergnügen daraus machen, sie euch selber zu wägen, und euch die Mühe zu ersparen. Wir wollen keine Zeit verlieren, damit wir ihn noch treffen, ehe er in seinen Laden geht.“ Mein Bruder folgte ihr bis zu dem Hause, wo sie ihn schon einmal hineingeführt hatte, und die Thür ward ihnen von der griechischen Sklavinn geöffnet.

Die Alte führte meinen Bruder in den Saal, wo sie ihn einen Augenblick warten hieß, um ihren Sohn rufen zu können. Der angebliche Sohn erschien auch wirklich in der Person jenes nichtswürdigen schwarzen Sklaven. „Verwünschte Alte,“ sagte er zu meinem Bruder, „steh auf und folge mir.“ Mit diesen Worten ging er vor ihr her, um sie an den Ort hinzuführen, wo er sie umbringen wollte. Annaschar stand auf, ging hinter ihm drein, zog seinen Säbel unter dem Kleide hervor, und führte ihn von hinten so geschickt nach seinem Halse, daß er ihm den Kopf abhieb. Sodann faßte er diesen mit der einen Hand, und schleppte mit der andern die Leiche bis zu dem unterirdischen Gewölbe, wo er sie mit dem Kopfe hinunter warf. Die griechische Sklavinn, die an ein solches Verfahren schon gewöhnt war, erschien alsbald mit dem Becken voll Salz; aber als sie den Annaschar, der unterdeß den Schleier abgeworfen, mit dem Säbel in der Hand erblickte, ließ sie das Becken fallen und entfloh. Mein Bruder indeß, welcher stärker lief als sie, holte sie bald ein, und ihr Kopf flog von den Schul-

tern. Die böse Alte lief jetzt auf den Lärm herbei; mein Bruder ergriff sie, ehe sie noch entrinnen konnte, und rief ihr zu: „Treulose, kennst du mich noch?“ — „Ach, Herr,“ antwortete sie zitternd; „wer seid ihr? ich erinnere mich nicht, euch jemals gesehen zu haben.“ — „Ich bin,“ sagte er hierauf, „derjenige, zu dem du neulich ins Haus kamst, um dich zu baden und dein heuchlerisches Gebet zu verrichten. Erinnerst du dich wohl noch?“ Sie warf sich jetzt auf die Kniee, und bat um Gnade; aber er zerhieb sie in vier Stücke.

Jetzt war nur noch die junge Dame übrig, welche nichts von alle dem wußte, was in ihrem Hause so eben vorgefallen war. Er suchte sie auf, und fand sie in einem Zimmer, wo sie bei seinem Eintritt fast in Ohnmacht fiel. Sie bat um ihr Leben, und er war edelmüthig genug, es ihr zu schenken. „Gnädige Frau,“ sagte er zu ihr, „wie könnt ihr mit so bösen Menschen zusammenleben, als die sind, an denen ich so eben gerechte Rache genommen habe?“ — „Ich war,“ erwiederte sie, „die Frau eines sehr rechtschaffenen Kaufmannes, und die verwünschte Alte, deren Bösartigkeit ich nicht kannte, besuchte mich einigemal. „Verehrteste Frau,“ sagte sie eines Tages zu mir, „wir haben heute eine sehr schöne Hochzeit in unserem Hause; ihr würdet gewiß sehr viel Vergnügen haben, wenn ihr uns die Ehre erzeigen wolltet, euch dabei einzufinden.“ Ich ließ mich überreden, zog mein schönstes Kleid an, nahm einen Beutel mit hundert Goldstücken mit, und folgte ihr. Sie führte mich in dies Haus, wo ich diesen Schwarzen fand, der mich gewaltsamer Weise hier behielt. Ich bin nun schon drei Jahre hier und dulde das Grausamste.“ — „Bei dem Gewerbe, welches dieser abscheuliche Schwarze trieb,“ erwiederte mein Bruder, „muß er wohl viele Reichthümer zusammengebracht haben?“ — „So viele,“ antwor-

tete sie, „daß ihr zeitlebens daran genug habt, wenn ihr sie forttragen könnt. Kommt mit mir, und ihr werdet es selber sehen.“ Sie führte nun den Annaschar in ein Zimmer, wo sie ihm wirklich mehrere Kasten voll Gold zeigte, die er mit einem Staunen betrachtete, wovon er sich gar nicht zu erholen vermochte. „Jetzt geht,“ sagte sie zu ihm, „und holet euch Leute genug herzu, um dies alles fortschaffen zu können.“ Mein Bruder ließ sich das nicht zweimal sagen; er ging fort und suchte zehn Männer aufzutreiben, die er sofort mit sich nahm. Als er an das Haus gelangte, fand er zu seinem Erstaunen die Thür offen; sein Staunen stieg, als er in das Zimmer, worin er die Kasten gesehen, eintrat, und auch nicht einen einzigen mehr darin fand. Die Dame, welche listiger und behender als er war, hatte sie fortschaffen lassen, und war selber mit verschwunden. In Ermangelung der Kasten, und weil er nicht mit leeren Händen wieder weggehen wollte, ließ er alles forttragen, was er nur irgend an Meublen in den Zimmern und in den Geräthkammern vorfand, wo es weit mehr dergleichen gab, als nöthig war, um ihn für die fünfhundert Goldstücke zu entschädigen, die ihm gestohlen worden waren. Aber als er aus dem Hause fortging, vergaß er die Thür zuzuschließen. Die Nachbaren, welche meinen Bruder erkannt hatten, und die Packträger gehn und kommen sahen, liefen zum Polizeirichter und zeigten ihm dieses Ausräumen an, welches ihnen sehr verdächtig schien. Annaschar schlief die Nacht hindurch sehr ruhig; aber als er am folgenden Morgen ausgehen wollte, traf er an seiner Thür zwanzig Leute des Polizeirichters, die ihn anhielten. „Komm mit uns,“ sagten sie zu ihm, „unser Herr will dich sprechen.“ Mein Bruder bat sie, einen Augenblick zu warten, und bot ihnen eine Summe Geldes, damit sie ihn gehen lassen möchten. Doch anstatt auf ihn zu hören, banden sie und zwangen sie

ihn, mit ihnen zu gehen. Auf der Straße begegneten sie einem alten Freunde meines Bruders, der sie anhielt und fragte, warum sie ihn so geführt brächten. Er bot ihnen sogar eine bedeutende Summe an, damit sie ihn loslassen und dem Polizeirichter melden möchten, daß sie ihn nicht gefunden; doch er konnte bei ihnen nichts ausrichten, und sie führten Annaschar vor ihren Herrn. . . .“

Scheherasade hörte bei dieser Stelle auf zu reden, weil sie den anbrechenden Tag bemerkte. Die folgende Nacht nahm sie den Faden der Erzählung wieder auf, und sagte zu dem Sultan von Indien:

Hundert und vier und achtzigste Nacht.

Als die Gerichtsdiener meinen Bruder vor den Polizeirichter geführt hatten, sprach dieser zu ihm: „Ich frage dich, wo du alle die Meubles her hast, die du gestern in deine Wohnung tragen ließest?“ — „Herr,“ erwiederte Annaschar, „ich bin bereit, euch die Wahrheit zu sagen.“ Hierauf erzählte ihm mein Bruder ohne Hehl alles, was ihm begegnet war. In Hinsicht auf das, was er hatte in seine Wohnung tragen lassen, bat er den Richter, ihm wenigstens einen Theil zur Entschädigung für die ihm entwendeten fünfhundert Goldstücke zu lassen.

Der Richter schickte, ohne meinem Bruder das mindeste zu versprechen, einige von seinen Leuten nach dessen Wohnung, um alles, was da war, in Beschlag zu nehmen, und als man ihm gemeldet hatte, daß nichts mehr da wäre, und daß alles in seine Geräthkammer gebracht worden sei, befahl er meinem Bruder, sogleich die Stadt zu verlassen, und in seinem Leben nie mehr zurückzukehren, aus Besorgniß, daß, wenn er darin bliebe, er zum Chalyfen hingehen und über diese Ungerechtigkeit Beschwerde führen könnte.

Annaschar gehorchte indeß ohne Murren, und ging aus

der Stadt, um sich in eine andere zu flüchten. Unterwegens traf er Spitzbuben, die ihn ausplünderten und nackt und bloß machten. Ich hatte kaum diese traurige Nachricht erfahren, als ich sogleich ein Kleid nahm und ihn aufsuchen ging. Nachdem ich ihn so gut als möglich getröstet hatte, führte ich ihn zurück und brachte ihn heimlich in die Stadt, wo ich von nun an eben so für ihn sorgte, als für meine andern Brüder."

Geschichte
des sechsten Bruders des Barbiers.

Jetzt bleibt mir nichts weiter übrig, als die Geschichte meines sechsten Bruders zu erzählen, welcher Schakaïk mit der gespaltenen Lippe hieß. Er war anfänglich so betriebsam gewesen, die hundert Silberdrachmen, die er als seinen Erbtheil empfangen hatte, so gut anzulegen, daß er sich sehr bald in einer bequemen Lage befunden hatte; allein ein Unfall, der ihn traf, versetzte ihn bald in die Nothwendigkeit, sich seinen Lebensunterhalt zu erbetteln. Er betrieb dies Geschäft mit vieler Geschicklichkeit, und bemühte sich besonders durch Vermittelung der Diener und Aufwärter sich Eintritt in die großen Häuser und Zutritt zu den Herren selber zu verschaffen, und ihr Mitleid zu erregen.

Als er eines Tages vor einem prachtvollen Gebäude vorbeiging, durch dessen hohe Pforte man in einen geräumigen Hof sehen konnte, der von Bedienten wimmelte, wandte er sich an einen derselben und fragte ihn, wem dies Haus gehöre? „Lieber Freund," erwiederte ihm der Bediente, „aus welchem fernen Lande kommst du, daß du eine

solche Frage an mich thust? Kannst du nicht aus allem, was du hier siehst, schließen, daß es das Haus eines Barmekyden[3] ist?" Mein Bruder, dem die Freigebigkeit und Großmuth der Barmekyden gar wohl bekannt war, wandte sich an die Pförtner, denn es gab da mehr wie einen, und bat sie um ein Almosen. „Geh hinein," sagten sie zu ihm, „niemand hindert dich daran, und wende dich selbst an den Herrn des Hauses; er wird dich gewiß zu deiner vollen Befriedigung entlassen."

Mein Bruder hatte eine solche Höflichkeit gar nicht erwartet. Er dankte den Pförtnern dafür und trat mit ihrer Erlaubniß in das Schloß, welches so weitläuftig war, daß er sehr viele Zeit brauchte, ehe er an die Wohnzimmer des Barmekyden gelangte. Er kam endlich an ein viereckiges, im schönsten Styl aufgeführtes Gebäude, und trat durch eine Vorhalle hinein, aus welcher er einen sehr schönen Garten mit Gängen von buntfarbigen Kieseln, die das Auge ergötzten, sehen konnte. Die untern Zimmer, welche rings um denselben herumliefen, waren fast alle durchsichtig gebaut. Sie waren gegen die Sonnenstrahlen durch große Vorhänge geschirmt, welche man öffnete, um frische Luft zu schöpfen, sobald die Hitze des Tages vorüber war.

Ein so angenehmer Ort würde die Bewunderung meines Bruders erregt haben, wenn sein Gemüth ruhiger und zufriedener gewesen wäre. Er schritt vorwärts und trat in einen reich verzierten Saal, der mit Malereien von goldnem und himmelblauem Laubwerk geschmückt war. Er sah darin einen ehrwürdigen Mann mit weißem Barte auf dem Ehrenplatze des Sofas sitzen, woraus er schloß, daß es der Besitzer des Hauses selber war. In der That war es auch wirklich der Barmekyde selber, der ihn auf eine sehr verbindliche Weise willkommen hieß und ihn fragte, was er wünsche. „Gnädiger Herr," antwortete ihm mein Bruder

mit einer Miene, welche Mitleid zu erwecken geeignet war, „ich bin ein armer Mann, welcher die Unterstützung so großer und mächtiger Herren, wie ihr seid, bedarf.“ Er konnte sich wirklich an keinen besseren wenden, als an diesen vornehmen Mann, der sich durch tausend herrliche Eigenschaften empfahl.

Der Barmekyde schien über die Antwort meines Bruders erstaunt zu sein. Er fuhr mit seinen beiden Händen nach der Brust, gleichsam als wollte er zum Zeichen der Betrübniß sein Kleid zerreißen. „Ist es möglich,“ rief er aus, „daß ein Mann wie du in Noth ist, während ich in Bagdad bin? Das kann ich nicht dulden!“ Auf diese Aeußerungen hoffte mein Bruder einen ganz besonderen Beweis von Freigebigkeit zu empfangen, er überhäufte ihn daher mit Segenssprüchen und wünschte ihm alles mögliche Gute. „Es soll niemand sagen können,“ fuhr der Barmekyde fort, „daß ich euch verlassen hätte, und ich verlange eben so wenig, daß ihr mich verlasset.“ — „Herr,“ erwiederte mein Bruder, „ich schwöre euch, daß ich heute noch nicht das mindeste gegessen habe.“ — „Also wirklich,“ rief der Barmekyde, „du bist jetzt um diese Stunde noch nüchtern? Ach, der arme Mann! er ist gewiß schon halb verhungert! He da, Bursche,“ rief er mit lauter Stimme, „bringe rasch ein Wasserbecken, damit wir uns die Hände waschen!“ Obwohl niemand erschien und mein Bruder weder ein Becken noch Wasser sah, so unterließ der Barmekyde doch nicht, sich die Hände zu reiben, wie wenn jemand Wasser darüber hin gösse, und während er dies that, sagte er zu meinem Bruder: „Komm doch her und wasche dich mit mir!“ Schakaïk merkte daraus wohl, daß der Herr Barmekyde etwas zu lachen haben wolle, und da er selber Scherz verstand und recht gut wußte, welche artige Rücksicht die Armen gegen die Reichen nehmen müssen, wenn

sie davon Vortheil ziehen wollen, so trat er näher und machte es eben so wie jener.

„Wohlan," sagte hierauf der Barmekyde, „man bringe uns jetzt etwas zu essen, und lasse uns nicht darauf warten!" Als er diese Worte gesprochen, fing er an, obwohl man gar nichts hereingebracht hatte, so zu thun, als hätte er etwas in einer Schüssel vor sich, langte zu, fuhr nach dem Munde und kaute, indem er zu meinem Bruder sagte: „Iß, lieber Gast, ich bitte dich darum, verfahre ganz so zwanglos, als ob du bei dir zu Hause wärest. Lange doch immer zu, für einen Mann, der so ausgehungert ist, läßsest du dich viel zu sehr nöthigen." — „Verzeihet, Herr," antwortete Schakaïk, indem er genau alle seine Gebehrden nachmachte, „ihr sehet, daß ich keine Zeit verliere, und daß ich völlig meine Schuldigkeit thue." — „Was sagst du zu diesem Brot," fuhr hierauf der Barmekyde fort, „findest du es nicht ganz vortrefflich?" — „Ach, gnädiger Herr," erwiederte mein Bruder, der weder Brot noch Fleisch vor sich sah, „ich habe niemals so weißes und wohlschmeckendes gegessen." — „So iß dich nur recht satt," sagte hierauf der Herr Barmekyde, „ich versichere dich, die Bäckerinn, welche mir so gutes Brot bäckt, habe ich mit fünfhundert Goldstücken bezahlen müssen...."

Scheherasade wollte fortfahren, aber der anbrechende Tag nöthigte sie, hier inne zu halten. In der folgenden Nacht setzte sie ihre Erzählung also fort:

Hundert und fünf und achtzigste Nacht.

Nachdem der Barmekyde von seiner Bäckerinn gesprochen und ihr schönes Brot belobt hatte, welches mein Bruder bloß in der Einbildung speiste, rief er: „Bursche, bringe uns eine andere Schüssel! Mein wackerer Gast," fuhr er hierauf zu meinem Bruder fort, obwohl kein Bursche sich

sehen ließ, „koste jetzt von diesen neuen Speisen und sage mir, ob du jemals Hammelfleisch mit geschältem Korn gegessen hast, welches besser zugerichtet gewesen wäre, als dies hier?“ — „Es ist ganz bewundernswürdig schön,“ antwortete mein Bruder, „ich lasse es mir auch ganz gehörig schmecken.“ — „Das ist mir sehr angenehm,“ erwiederte der Barmekyde; „ich beschwöre dich bei dem Vergnügen, welches ich daran habe, dich so fröhlich essen zu sehen, daß du nichts von diesen Speisen übrig lässest, da du sie so ganz nach deinem Geschmack findest.“ Bald darauf verlangte er eine Gans mit süßer Brühe, aus Weinessig, Honig, Rosinen, Kichererbsen und trockenen Feigen bereitet; die ihm denn auch eben so wie die Schüssel mit Hammelfleisch gebracht wurde. „Die Gans ist sehr fett,“ sagte der Barmekyde, „iß davon bloß einen Schenkel und einen Flügel. Du mußt dir schon noch etwas Appetit übrig lassen, denn es kommen noch verschiedene andere Sachen.“ Auch ließ er wirklich noch verschiedene andere Schüsseln mit allerlei Gerichten bringen, die mein Bruder, der vor Hunger fast starb, mitzuspeisen sich stellte. Aber was der Wirth mehr als alles übrige pries, war ein mit Pistazien gefüttertes Lämmchen, welches er sich geben ließ und welches so wie die übrigen Gerichte aufgetragen wurde. „Ach, ein solches Gericht wie dieses,“ sagte der Barmekyde, „kann man sonst nirgends als bei mir speisen. Ich wünsche daher, daß du dich recht satt daran essen magst.“ Indem er dies sagte, that er, als hätte er ein Stück in der Hand, näherte es dem Munde meines Bruders, und sagte: „Da nimm und schlucke es hinunter; du wirst bald sehen, ob ich Unrecht hatte, wenn ich dir dies Gericht herauspries.“ Mein Bruder streckte den Kopf vorwärts, öffnete den Mund, und stellte sich, als nähme er das Stück, kaute es und schluckte es mit unbeschreiblichem Vergnügen hinunter. „Ich wußte

schon," sagte der Barmekyde, „daß du es sehr gut finden würdest." — „Es gibt auf der Welt keine auserlesenere Speise," erwiederte mein Bruder; „ganz offen gesprochen, der Tisch, den ihr führet, ist etwas ganz köstliches." — „Man bringe jetzt das Ragout!" rief der Barmekyde; „ich denke, du wirst damit nicht minder zufrieden sein, als mit dem Lämmchen. Nun, was meinst du dazu?" — „O, es ist wunderschön!" erwiederte Schakaïk; „man schmeckt darin zugleich den Ambra, die Gewürznelken, die Muskatennüsse, den Ingwer, den Pfeffer und die wohlriechendsten Kräuter; und alle diese Gewürze sind in so gehörigem Maaße angewendet, daß man eines neben dem andern immer noch hervorschmeckt. Welcher Wohlgeschmack!" — „Drum lange zu und iß," antwortete der Barmekyde, „ich bitte dich darum. He da, Bursche" fügte er mit lauter Stimme hinzu, „man bringe uns noch ein neues Ragout." — „Ach, nein, wenn ihr es erlaubt!" unterbrach ihn mein Bruder; „in der That, Herr, es ist nicht möglich, daß ich noch mehr esse; ich kann nicht mehr."

„Man trage also das Essen ab," rief nunmehr der Barmekyde, „und bringe die Früchte!" Er wartete einen Augenblick, gleichsam um der Dienerschaft Zeit zu lassen, die Tafel abzuräumen; dann fuhr er fort: „Koste doch von diesen Mandeln; sie sind gut und frisch gepflückt." Sie thaten nun beide so, als ob sie die Mandeln ausschälten und äßen. Hierauf lud der Barmekyde meinen Bruder ein, auch von dem übrigen zuzulangen, und sagte zu ihm: „Da sind noch verschiedene Arten von Früchten, Kuchen, trockenem Konfekt und Eingemachtem. Wähle dir nach Belieben davon aus." Sodann streckte er die Hand aus, als ob er ihm etwas überreichte, und sagte: „Da, nimm dies wohlschmeckende Täfelchen, das dir die Verdauung befördern wird." Schakaïk stellte sich, als nähme und äße er, und

sagte hernach: „Herr, der Bisam ist darin nicht geschont.“ — „Diese Art Täfelchen,“ erwiederte der Barmekyde, „wird bei mir im Hause zubereitet, und es wird darin, so wie bei allem übrigen, was bei mir bereitet wird, freilich nichts gespart.“ Er forderte jetzt meinen Bruder nochmals auf, zu essen, und äußerte: „Für einen Mann, der bei seinem Eintritt bei mir noch ganz nüchtern war, scheinst du mir eben nicht viel gegessen zu haben.“ — „Herr,“ antwortete mein Bruder, dem von dem Kauen bei leerem Munde schon die Kinnbacken wehthaten, „ich versichere euch, daß ich so voll bin, daß ich auch nicht einen Bissen mehr zu essen im Stande wäre.“

„Lieber Gast,“ fuhr jetzt der Barmekyde fort, „nachdem wir so gut gegessen haben, müssen wir auch etwas trinken.“ [4]) — „Herr,“ sagte mein Bruder zu ihm, „wenn ihr erlaubt, so werde ich keinen Wein trinken, denn er ist mir verboten.“ — „Ihr seid zu ängstlich,“ erwiederte der Barmekyde, „macht es so wie ich.“ — „So werde ich denn bloß aus Höflichkeit mittrinken,“ antwortete Schakaïk. „Ihr wollt, wie ich sehe, daß bei eurem Gastmahl nichts fehlen soll; allein, da ich an das Weintrinken nicht gewöhnt bin, so fürchte ich, irgend einen Fehler gegen den Wohlstand und gegen die euch schuldige Ehrerbietung zu begehen; ich bitte euch daher nochmals, mir das Weintrinken zu erlassen, ich werde mich damit begnügen, Wasser zu trinken.“ — „Nein, nein,“ sagte der Barmekyde, „du wirst Wein trinken.“ Zugleich befahl er, welchen zu bringen; aber der Wein war eben so wenig wirklich, als früher das Fleisch und die Früchte. Er that, als schenkte er sich Wein ein und tränke zuerst, dann that er, als ob er auch meinem Bruder zu trinken einschenkte und ihm das Glas darreichte: „Da, trinke auf meine Gesundheit,“ sagte er zu ihm; „wir wollen doch einmal sehen, ob er dir schmecken wird.“ Mein

Bruder stellte sich, als nähme er das Glas in die Hand, betrachtete es in der Nähe, um zu sehen, ob der Wein eine schöne Farbe habe, brachte es dann an die Nase, um den Duft des Weines einzuschlürfen, machte sodann mit dem Kopf eine tiefe Verbeugung gegen den Barmekyden, zum Zeichen, daß er sich die Freiheit nähme, seine Gesundheit zu trinken, und that dann, als tränke er, und zwar mit der Gebehrde eines Mannes, dem der Wein sehr gut schmeckt. „Herr," sagte er hierauf zu ihm, „ich finde diesen Wein köstlich; allein, wie es mir vorkommt, ist er nicht sehr stark." — „Wenn du stärkeren wünschest," sagte der Barmekyde, „so darfst du es nur sagen; in meinem Keller habe ich mehrere Sorten. Sieh einmal zu, ob dir dieser hier behagt." Bei diesen Worten stellte er sich, als schenkte er zuerst sich selber, sodann meinem Bruder, anderen Wein ein. Er that dies so oft, daß Schakaïk sich stellte, als steige ihm der Wein in den Kopf, und zuletzt sich berauscht stellend, schlug er den Barmekyden so derb an den Kopf, daß er ihn zu Boden warf. Er wollte ihm noch einen Schlag versetzen, aber der Barmekyde hielt die Hand vor und rief ihm zu: „Bist du toll?" Da hielt mein Bruder ein, und sagte zu ihm: „Herr, ihr hattet die Güte, euren Sklaven in eurem Hause aufzunehmen, und ihm einen großen Schmaus zu geben. Ihr hättet euch nun damit begnügen sollen, mir zu essen zu geben, aber mir nicht Wein vorsetzen sollen, denn ich sagte euch voraus, daß ich leicht die Ehrerbietung gegen euch dabei verletzen könnte. Uebrigens thut es mir sehr leid, und ich bitte euch tausendmal um Vergebung."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als der Barmekyde, anstatt in Zorn zu gerathen, aus vollem Halse zu lachen anfing. „Schon lange," sagte er zu ihm, „suche ich einem Mann von eurem Charakter. . ."

„Jedoch, Herr,“ sagte Scheherasade zum Sultan von Indien, „ich habe gar nicht darauf Acht gegeben, daß es schon Tag ist.“ Schachriar stand sogleich auf; in der nächsten Nacht fuhr die Sultaninn in ihrer Erzählung fort, wie folget:

Hundert und sechs und achtzigste Nacht.

Der Barmekyde erwies nun meinem Bruder unzählige Liebkosungen. „Ich verzeihe dir,“ sagte er zu ihm, „nicht bloß den Schlag, den du mir gegeben hast, sondern ich will selbst, daß wir von nun an Freunde seien, und daß du kein anderes Haus habest, als das meinige. Du hast die Gefälligkeit gehabt, dich in meine Laune zu schicken, und zugleich die Geduld, den Scherz bis ans Ende auszuhalten; wir wollen jetzt indeß im Ernste essen.“ Bei diesen Worten schlug er in die Hände, und befahl mehreren Bedienten, die sogleich erschienen, den Tisch herbeizubringen und aufzutragen. Man gehorchte auf der Stelle, und mein Bruder wurde nun mit denselben Gerichten bewirthet, die er bisher bloß in der Einbildung genossen hatte. Als man die Speisen abgeräumt hatte, brachte man Wein, und zugleich trat eine große Anzahl schöner und reich gekleideter Sklavinnen herein, welche zum Klange von Instrumenten einige anmuthige Lieder sangen. Kurz, Schakaïk hatte alle Ursache, mit der Güte und Artigkeit des Barmekyden, dessen Wohlgefallen er sich erworben, zufrieden zu sein. Dieser Herr ging nun mit ihm ganz freundschaftlich um, und ließ ihm ein Kleid aus seiner Kleiderkammer geben.

Der Barmekyde fand in meinem Bruder so viel Verstand und Einsicht, daß er ihm wenige Tage nachher die Besorgung seines ganzen Hauswesens und aller seiner Angelegenheiten übertrug. Mein Bruder verwaltete dies Amt zwanzig Jahre hindurch sehr glücklich. Nach Verlauf dieser Zeit starb der edelmüthige Barmekyde vor Altersschwäche,

und da er keine Erben hinterließ, so nahm man sein ganzes Vermögen für den Sultan des Landes in Beschlag [5]. Man nahm meinem Bruder alles das Geld, welches er gesammelt hatte, so daß er sich bald wieder in seine frühere Lage versetzt sah, und sich endlich an eine Karavane, die nach Mekka wallfahrtete, anschloß, in der Absicht, diese Wallfahrt von den milden Almosen der Pilger bestreiten zu können. Unglücklicher Weise ward die Karavane von einer Schaar Beduinen [6] angefallen und geplündert, und mein Bruder wurde Sklave eines Beduinen, der ihm mehrere Tage hindurch Stockschläge gab, um ihn zu zwingen, sich loszukaufen. Schakaïk versicherte ihm, daß er ganz unnützer Weise ihn mißhandle. „Ich bin dein Sklave," sagte er zu ihm, „und du kannst mit mir nach Belieben schalten; aber ich versichere dich, daß ich mich in der tiefsten Armuth befinde, und daß ich durchaus nicht im Stande bin, mich loszukaufen." Doch mein Bruder mochte ihm seine Dürftigkeit auseinander setzen, wie er nur immer wollte, und ihn durch seine Thränen zu rühren suchen, der Beduine blieb unerbittlich, und aus Verdruß darüber, daß ihm eine so bedeutende Summe, auf die er gerechnet hatte, nun entgehe, nahm er sein Messer und schlitzte ihm die Lippen auf, um sich durch diese Unmenschlichkeit für den Verlust zu rächen, den er erlitten zu haben glaubte.

Der Beduine hatte eine sehr hübsche Frau, und oft wenn er auf seine Streifereien ausging, ließ er meinen Bruder mit ihr allein. Dann unterließ die Frau nichts, was ihn nur irgend über die Härte seines Sklavenlooses zu trösten vermochte. Sie ließ ihm sogar merken, daß sie ihn liebe; aber er wagte, aus Furcht vor der Reue, nicht, ihre Leidenschaft zu erwiedern, und vermied eben so sehr alle Gelegenheit, mit ihr allein zu sein, als sie diese Gelegenheit suchte. Sie hatte es sich so sehr angewöhnt, mit dem

grausamen Schakaïk, so oft sie ihn nur sah, zu scherzen und ihre Neckerei zu treiben, daß sie es einst sogar in Gegenwart ihres Mannes that. Mein Bruder, der nicht Acht gegeben, daß er sie beobachte, ließ sich zur Strafe seiner Sünden einfallen, ihren Scherz zu erwiedern. Der Beduine bildete sich nun sogleich ein, daß sie beide in einem strafbaren Einverständniß lebten, und dieser Argwohn machte ihn so wüthend, daß er auf meinen Bruder losstürzte, ihn auf eine grausame Weise verstümmelte, und ihn dann auf einem Kameel auf die Spitze eines Berges führte, wo er ihn liegen ließ. Der Berg lag an der Straße nach Bagdad, so daß die Vorüberreisenden, die ihn da sahen, mir von seinem Aufenthaltsorte Nachricht gaben. Ich begab mich in Eile dahin, und fand den unglücklichen Schakaïk in einem beklagenswerthen Zustande. Ich verschaffte ihm die nöthige Hülfe, und führte ihn in die Stadt zurück."

„Das war es, was ich dem Chalyfen Mostanser Billah erzählte," fügte der Barbier hinzu. „Der Chalyf gab mir wiederum durch ein lautes Lachen seinen Beifall zu erkennen, und sagte: „Ich kann jetzt nicht mehr daran zweifeln, daß man dir den Beinamen des Verschwiegenen mit vollem Rechte gegeben; niemand kann das Gegentheil sagen. Indeß befehle ich dir aus gewissen Gründen, eiligst die Stadt zu verlassen. Geh, und laß nichts mehr von dir hören." Ich mußte der Nothwendigkeit weichen, und reiste mehrere Jahre hindurch in entfernten Ländern umher. Endlich erfuhr ich, daß der Chalyf gestorben sei, und kehrte nach Bagdad zurück, wo ich aber nur noch einen einzigen meiner Brüder am Leben fand. Bei meiner Rückkehr in diese Stadt war es, wo ich dem jungen Hinkenden den wichtigen Dienst leistete, von dem ihr gehört habt. Indeß ihr seid Zeugen seiner Undankbarkeit und der schmachvollen Art und Weise, wie er mich behandelt hat. Anstatt mir Erkennt-

lichkeit zu bezeigen, hat er es vorgezogen, mich zu fliehen und sich aus seiner Heimath zu entfernen. Sobald ich erfuhr, daß er nicht mehr in Bagdad sei, obwohl niemand mir sagen konnte, wohin er seinen Weg genommen, unterließ ich doch nicht, mich aufzumachen und ihn aufzusuchen. Schon seit langer Zeit wandere ich von Land zu Land, und heute, wo ich es am wenigsten dachte, habe ich ihn endlich getroffen. Doch war ich gar nicht darauf gefaßt, ihn so erbittert gegen mich zu finden."

Scheherasade bemerkte bei dieser Stelle, daß es schon Tag war, und schwieg still; erst in der nächstfolgenden Nacht nahm sie den Faden ihrer Erzählung wieder auf:

Hundert und sieben und achtzigste Nacht.

„Herr, der Schneider erzählte dem Sultan von Kaschghar nun vollends die Geschichte des jungen Hinkenden und des Barbiers von Bagdad, ganz so, wie ich sie gestern Euer Majestät zu erzählen die Ehre hatte:"

„Als der Barbier," fuhr er fort, „seine Geschichte geendigt hatte, fanden wir, daß der junge Mensch nicht so ganz Unrecht gehabt hatte, ihn einer großen Geschwätzigkeit zu beschuldigen." Gleichwohl wünschten wir, daß er bei uns bleiben und an der Mahlzeit theilnehmen möchte, die der Herr des Hauses für uns bereiten ließ. Wir setzten uns zu Tische und erquickten uns bis zum nachmittägigen Gebete. Dann entfernte sich die ganze Gesellschaft, und ich ging in meinen Laden, um da zu arbeiten, bis es Zeit zum Nachhausegehen sein würde.

In dieser Zwischenzeit war es, wo der kleine Bucklige sich halb berauscht bei mir einfand, und auf seiner Schellentrommel spielte und dazu sang. Ich glaubte, wenn ich ihn mit in meine Wohnung nähme, würde ich meiner Frau dadurch eine kleine Belustigung verschaffen, und ich nahm ihn

daher wirklich mit. Meine Frau setzte uns ein Gericht Fische auf und ich legte dem Buckligen ein Stück davon vor, welcher es verzehrte, ohne auf die Gräten darin zu achten. Auf einmal fiel er vor uns besinnungslos zur Erde. Nachdem wir alle Mittel, ihn wieder zum Leben zu bringen, vergebens versucht hatten, nahmen wir in der Angst und Verlegenheit, welche uns ein so trauriger Vorfall verursachte, keinen Anstand, die Leiche aus unserer Wohnung fortzuschaffen, und wir wußten es so geschickt anzustellen, daß der jüdische Arzt ihn in sein Haus aufnahm. Der jüdische Arzt ließ ihn sodann in das Zimmer des Lieferanten hinunter, und der Lieferant trug ihn auf die Straße hinaus, wo man glaubte, daß ihn der Kaufmann erschlagen habe. „Dies war es, Herr," fügte der Schneider hinzu, „was ich euch zu sagen hatte, um Euer Majestät zu befriedigen. Ihr habt jetzt den Ausspruch zu thun, ob wir eure Gnade oder euern Zorn, das Leben oder den Tod verdient haben."

Der Sultan von Kaschghar ließ in seinen Mienen eine Zufriedenheit blicken, welche dem Schneider und seinen Gefährten das Leben wiedergab. „Ich kann nicht leugnen," sagte er, „daß ich von der Geschichte des jungen Hinkenden, von der des Barbiers und von den Abenteuern seiner Brüder mehr überrascht worden bin, als von der meines Narren. Aber bevor ich euch alle vier entlasse, und den Körper des Buckligen zur Beerdigung gebe, möchte ich wohl noch jenen Barbier sehen, welcher die Ursache eurer Begnadigung ist. Da er sich in meiner Hauptstadt aufhält, so ist es ja sehr leicht, meine Neugierde zu befriedigen." In diesem Augenblick fertigte er einen seiner Diener ab, um ihn in Begleitung des Schneiders, welcher seinen Aufenthaltsort ohngefähr wußte, aufzusuchen.

Der Diener nebst dem Schneider kehrte sehr bald wieder zurück, und sie brachten den Barbier vor den Sultan

geführt. Der Barbier war ein Greis von etwa neunzig Jahren, der einen schneeweißen Bart, eben solche Augenbraunen, herunterhängende Ohren und eine sehr lange Nase hatte. Der Sultan konnte sich nicht enthalten, bei seinem Anblick zu lachen. „Verschwiegener Mann,“ sagte er zu ihm, „ich habe gehört, daß ihr so herrliche Geschichten wißt, wolltet ihr mir wohl einige dergleichen erzählen?“ — „Euer Majestät,“ erwiederte der Barbier, „wenn ihr es genehmigt, so wollen wir für den Augenblick die Geschichten, die ich etwa wissen mag, sein lassen. Ich bitte dagegen Euer Majestät ganz unterthänigst um die Erlaubniß zu fragen, was dieser Christ, dieser Jude, dieser Muselmann, und dieser todte Bucklige, den ich hier vor euch liegen sehe, eigentlich hier machen?“ Der Sultan lächelte über die Dreistigkeit des Barbiers und antwortete ihm: „Was geht dich das an?“ — „Herr,“ erwiederte der Barbier, „es liegt mir sehr viel daran, diese Frage zu thun, damit Euer Majestät sich überzeuge, daß ich kein Schwätzer bin, wie manche Leute behaupten, sondern ein Mann, der mit Recht der Verschwiegene genannt wird....“

Scheherasade, überrascht von der Tageshelle, welche in das Zimmer des Sultans von Indien hereinzuscheinen begann, schwieg hier still, und nahm erst in der nächsten Nacht ihre Erzählung folgendermaßen wieder auf.

Hundert und acht und achtzigste Nacht.

Der Sultan von Kaschghar hatte die Güte, die Neugier des Barbiers zu befriedigen. Er befahl, daß man ihm die Geschichte des kleinen Buckligen erzählen möchte, da er es so eifrig zu wünschen schien. Als der Barbier sie angehört hatte, bewegte er den Kopf, gleichsam als wollte er damit andeuten, daß es dabei etwas Verborgenes gäbe, was er nicht ganz begreifen könnte. „Gewiß,“ rief er aus,

„diese Geschichte ist sehr überraschend; indeß wünschte ich doch, diesen Buckligen etwas näher zu untersuchen.“ Er näherte sich ihm nun, setzte sich neben ihn hin auf die Erde, nahm den Kopf auf seinen Schooß, und nachdem er ihn aufmerksam betrachtet hatte, lachte er auf einmal so laut und so unmäßig auf, daß er rücklings umfiel, ohne zu überlegen, daß er sich vor dem Sultan von Kaschghar befand. Dann stand er unter fortwährendem Lachen auf und rief: „Wohl sagt man mit Recht, der Tod will seine Ursach' haben. Wenn je eine Geschichte es verdient hat, mit goldenen Buchstaben aufgezeichnet zu werden, so ist es die des Buckligen.“

Bei diesen Worten betrachteten alle den Barbier wie einen Narren, oder wie einen wahnsinnigen Greis. „Verschwiegener Mann,“ sagte der Sultan zu ihm, „worüber lachst du denn so gewaltig?“ — „Herr,“ antwortete der Barbier, „ich schwöre bei der wohlthätigen Sinnesart Euer Majestät, daß dieser Bucklige nicht todt ist; er ist noch lebendig, und ich will für einen Thoren gelten, wenn ich es euch nicht augenblicklich beweise.“ Mit diesen Worten nahm er eine Büchse hervor, worin er mehrere Heilmittel hatte, und die er stets bei sich trug, um sie gelegentlich zur Hand zu haben, und zog daraus ein kleines Balsamfläschchen, womit er lange Zeit den Hals des Buckligen einrieb. Hierauf nahm er aus einem Besteck ein sehr feines Brecheisen, schob es zwischen die Zähne desselben, öffnete ihm den Mund, fuhr ihm dann mit kleinen Zängelchen in den Schlund hinab, und zog damit das Stück Fleisch nebst der Gräte heraus, welches er nun allen zeigte. Sogleich nieste der Bucklige, streckte die Arme und Beine aus, schlug die Augen auf, und gab noch andere Zeichen des Lebens von sich.

Der Sultan von Kaschghar und alle die, welche Zeugen dieser schönen Operation waren, waren weniger darüber er-

staunt, den Buckligen wieder neu aufleben zu sehen, nachdem er eine ganze Nacht und den größten Theil des Tages ohne Regung da gelegen hatte, als vielmehr über das Verdienst und die Geschicklichkeit des Barbiers, den man, ungeachtet seiner Fehler, jetzt als einen ausgezeichneten Mann zu betrachten anfing. Der Sultan befahl, von Freude und Bewunderung ergriffen, daß man die Geschichte des Buckligen nebst der des Barbiers schriftlich aufzeichnen solle. Dabei ließ er es aber nicht bewenden. Damit der Schneider, der jüdische Arzt, der Lieferant und der christliche Kaufmann sich stets mit Vergnügen an das Abenteuer, das der Zufall des Buckligen ihnen veranlaßt hatte, zurückerinnern möchten, entließ er sie nicht eher, als bis er einem jeden von ihnen ein sehr reiches Kleid geschenkt, das sie in seiner Gegenwart anziehen mußten. Dem Barbier dagegen setzte er ein ansehnliches Jahrgehalt aus, und behielt ihn in seiner Umgebung.''

So endigte denn die Sultaninn Scheherasade die lange Reihe von Abenteuern, welche der angebliche Tod des Buckligen veranlaßt hatte. Da der Tag bereits anbrach, so schwieg sie still. Als ihre Schwester Dinarsade sah, daß sie nicht mehr sprach, sagte sie zu ihr: ,,Meine Sultaninn, ich bin von der Geschichte, die du so eben vollendet hast, um so mehr erfreut, da sie auf eine Weise schließt, wie ich gar nicht erwartet hatte. Ich glaubte, der Bucklige sei wirklich todt gewesen.'' — ,,Diese Ueberraschung,'' sagte Schachriar, ,,hat mir eben so viel Vergnügen gemacht, als die Abenteuer der Brüder des Barbiers.'' — ,,Auch die Geschichte des jungen Hinkenden von Bagdad hat mich sehr belustigt,'' äußerte Dinarsade. ,,Ich freue mich darüber, liebe Schwester,'' sagte die Sultaninn, ,,und da ich das Glück habe, den Sultan unseren Herrn und Gebieter, nicht zu langweilen, so würde ich, wenn Seine Majestät mich noch länger

leben ließe, ihm morgen die Geschichte der seltsamen Abenteuer des angeblichen Chalyfen Ali Schach und des Chalyfen Harun Arreschyd erzählen, welche seiner und deiner Aufmerksamkeit nicht minder würdig ist, als die Geschichte des Buckligen." Der Sultan von Indien, der mit alle dem, womit Scheherasade ihn bisher unterhalten hatte, sehr zufrieden war, überließ sich ganz dem Vergnügen, auch noch die Geschichte zu hören, welche sie ihm versprach.

Er stand sodann auf, um sein Gebet zu verrichten, und die Rathsversammlung zu halten.

Hundert und neun und achtzigste Nacht.

Geschichte des Ali Schach
oder
der angebliche Chalyf.[7]

Scheherasade begann in der nächsten Nacht die Geschichte des angeblichen Chalyfen folgendermaßen.

Harun Arreschyd, der Chalyf von Bagdad, hatte eines Abends in einem Saale seines Palastes vier und zwanzig seiner ausgezeichnetsten Hofleute versammelt, worunter sich der Minister Ybrahym Ishâk el Nedym, der Dichter Abul Newas, der Großwesyr Giafar der Barmekyde, und Mesrur, der Vollstrecker seiner erhabenen Befehle, befanden. Die Unterhaltung begann und handelte diesmal von der Prosa, der Dichtkunst und der Beredtsamkeit. Jeder erzählte eine Geschichte, sagte Verse her, gab Räthsel auf, sang Lieder, und so war die Mitternacht herangekommen, ohne daß man den Flug der Zeit bemerkt hatte. Sie baten jetzt den Chalyfen um die Erlaubniß, sich entfernen zu dür-

fen, und er gewährte sie ihnen. Der Wesyr Giafar und Mesrur blieben bis zuletzt, und schickten sich ebenfalls an, nach Hause zu gehen; doch der Chalyf hielt sie zurück, und sagte: „Giafar, setze dich.“ Giafar gehorchte. „Weißt du wohl,“ fuhr der Chalyf fort, „warum ich dich diese Nacht bei mir behalte?“ — „Gott allein kennt das Verborgene!“ rief Giafar. — „Nun gut, ich habe da einen Einfall, daß wir uns nämlich alle drei verkleiden und bis zu Anbruch des Tages auf dem Tigris zu Schiffe spazieren fahren. Die Langweile drückt mich, es liegt mir wie ein Stein auf dem Herzen, und ungeachtet so viel Anziehendes und Interessantes in unserer Unterhaltung vorgekommen ist, so habe ich doch keine Freude daran gefunden. Vielleicht gelingt es mir jetzt, mich zu zerstreuen. Wir sind ja eben in der Jahreszeit, wo man dergleichen nächtliche Lustfahrten auf dem Tigris unternimmt, und du weißt, daß die Armen wie die Reichen da spazieren fahren.“ — „Mächtiger Fürst,“ erwiederte der Großwesyr, „es steht ganz in deinem Belieben; und wenn du bei Tag oder Nacht auf dem Tigris fahren willst, wer könnte dich daran hindern?“ — „Nun gut, so wollen wir fort!“ — Sogleich legten der Chalyf, Giafar und Mesrur ihre Kleider ab, verkleideten sich als Kaufleute, und gingen durch eine verborgene Thür, die sie nach den Ufern des Tigris führte. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie niemanden da sahen, obgleich gerade um diese Zeit mehr als hundert Gondeln daselbst hätten sein müssen. Alljährlich haben nämlich die Bewohner Bagdads während des Sommers die Gewohnheit, einen Theil der Nacht auf dem Tigris hinzubringen. Jeder hat da nach seinem Vermögen eine mehr oder minder stattliche Barke oder Gondel.

Der Chalyf, der sich von seinem Staunen gar nicht erholen konnte, sagte zum Großwesyr: „Warum ist der Fluß denn so einsam und öde? Wer hindert denn die Ein=

wohner Bagdads, hier spazieren zu fahren?" — „Die Menschen," sagte Mesrur, „sind nicht zu allen Zeiten froh und vergnügt, großer König, und gerade dieser Zeitvertreib sagt nur denjenigen zu, die nach ihrer Bequemlichkeit leben können, weil nur sie, wenn sie die Nacht durchwacht haben, den folgenden Morgen schlafen können, ohne daß ihre Gelegenheiten darunter leiden. Doch der Arme, der sich durch seine Arbeit seinen Lebensunterhalt verdienen muß, und der in der That den ganzen Tag lang arbeitet, ist bei Anbruch der Nacht müde und denkt nicht leicht an Spazierfahrten auf dem Tigris, und gesetzt, er käme hierher, würde er dann wohl den folgenden Morgen wieder an sein Tagewerk gehen können, um für sich und die Seinigen das Brot zu verdienen? Das ist ohne Zweifel der Grund, warum wir niemanden hier antreffen."

„Dieser Grund ist ganz richtig in Hinsicht auf die arbeitende Klasse; allein welcher Ursache soll man das Ausbleiben der Kaufleute, der Reichen, der Beamten beimessen?" — „Ich gestehe, das ist mir ein Räthsel," antwortete Giafar. — „So wollen wir wenigstens ein Fahrzeug zu bekommen suchen, um darauf zu fahren." — Unter diesen Gesprächen gingen sie das Ufer des Tigris entlang. Auf einmal bemerkten sie einen alten Mann, der in seinem Kahne eingeschlafen war. Der Chalyf schickte Mesrur mit dem Befehl hin, ihn zu wecken und herbeizuführen. Der Schiffer kam heran und fragte, was sie wollten. Harun sagte ihm, er möchte die Hand herreichen; er that es. Der Chalyf legte ihm zwanzig Goldstücke hinein und sagte: „Da hast du; jetzt mußt du uns aber auch in deiner Barke einige Stunden spazieren fahren." — „Tritt herein; Gott behüte uns vor Unglück!" Sie traten in das Schiff, ohne den Sinn dieses Ausrufes zu verstehen.

Der Schiffer gewann bald die Mitte der Strömung

und fing an, sie den Tigris hinunterzufahren. Auf einmal bemerkte man eine Gondel, welche immer näher kam; sie war von vergoldeten Fackeln erleuchtet, in welchen harzreiches Holz brannte, und die von zwei Männern in Atlaskleidern getragen wurden. Bei diesem Anblick rief der Fährmann erschrocken aus: „Großer Gott, behüte uns vor dem Unglück, das uns droht; unsere letzte Stunde ist da! Verwünscht sei die Habsucht! denn sie hat mich ins Verderben gelockt und verleitet, eure zwanzig Goldstücke anzunehmen.“ Und in dieser Art fuhr er weinend in seinen Verwünschungen gegen den Chalyfen und seine Begleiter fort, die er für bloße Kaufleute hielt. Der Chalyf lachte aus vollem Halse und sagte: „Mein lieber Fährmann, warum überhäufst du uns so mit Schmähungen?“ — „Und warum sollte ich euch nicht verwünschen, da ihr mich in den Abgrund des Unglücks gestürzt habt!“ — „Fürchte nichts; es soll dir nicht mehr zu Leide geschehen, als uns.“ — „Das glaube ich; man wird euch den Kopf abschneiden, wie mir, und zwar in wenigen Augenblicken, und dann werden wir freilich ein gleiches Loos haben.“ — „Und wer wird uns denn den Kopf abschneiden?“ — „Sehet ihr denn nicht jene Gondel, die uns zur Seite fährt? Der Herr dieser Gondel wird uns das anthun lassen.“ — „Wer ist es denn?“ — „Es ist der Chalyf Harun. Er hat bekannt machen lassen, daß demjenigen, der des Nachts auf dem Tigris spazieren fahren würde, der Kopf abgeschnitten werden solle, und er wird es uns gewiß nicht schenken.“ — Harun Arreschyd antwortete ihm: „Da du dies Verbot kanntest, warum hast du uns denn nicht davon benachrichtigt, so würden wir uns keiner solchen Gefahr ausgesetzt haben.“ — „Als ihr mir die zwanzig Goldstücke überreichtet, bewog mich mein Elend, zu schweigen. Aber warum habt ihr nicht beim Eintritt in mein Boot auf meinen Aus=

ruf gehört: Gott behüte uns vor Unglück!" — Der Chalyf sagte darauf: „Wie sollen wir uns jetzt aus diesem Handel herausziehen?" — „Wir haben jetzt keine Hoffnung mehr, außer auf Gott allein;" fuhr er fort, fing an zu weinen, und sagte einige Gebete her, um sich zum Tode vorzubereiten.

Die Verzweiflung dieses Unglücklichen rührte den Chalyfen, und um ihn zu trösten, bot er ihm noch zwanzig Goldstücke mit den Worten an: „Lieber Freund, führe uns in jene dunkle Bucht, damit wir die Gondel des Chalyfen vorbeifahren lassen; vielleicht entgehen wir seinen Blicken." Der Fährmann nahm die zwanzig Zeckinen an.

Zufällig waren sie nicht weit von einem Lusthause entfernt, welches auf hohe Grundpfähle gebaut war. Dies war für sie ein wahrhaft gefundener Zufluchtsort, und zwei Barken hätten sich da ganz bequem verbergen können. Der Fährmann war so glücklich, da hinein zu schlüpfen, ehe die andere Gondel sie bemerkte.

Als sie vorübergesegelt war, fingen Harun, Giafar und Mesrur an, sie aufmerksam zu betrachten. Diese Gondel war prächtig zu nennen; von allen Ecken und Enden blinkte Gold, mit den zierlichsten Malereien untermischt. Beim Scheine zweier goldnen Fackeln sah man Waffen von allen Gattungen, Schwerter, Säbel, Lanzen und Köcher von bewundernswürdiger Arbeit, blitzen. Das Hintertheil des Schiffes war mit kostbaren Teppichen bedeckt und mit einem Sofa, das mit Sammetkissen belegt war, die mit Gold, Perlen und Korallen besetzt waren. In der Mitte erhob sich ein goldener, mit Perlen und Edelsteinen besetzter Thron, auf welchem ein junger Mann von der schönsten Gestalt, in kostbaren Kleidern, nachlässig hingelehnt saß. Auf seiner Stirn schimmerte eine königliche Binde, reich mit kostbaren Steinen geschmückt. Zu seiner Rechten saß ein Mann, der

dem Wesyr Giafar dem Barmekyden glich, und zu seiner Linken ein anderer, der die Rolle des Ishaak el Nedym spielte. Mesrur stand vor ihm, und hinter ihnen standen reihenweise zwanzig junge Sklaven, deren Gesichter so rund und glänzend waren wie der Vollmond. Dieser Theil der Gondel war mit einem Sammetstoffe überdeckt, an welchem man weder Gold noch Edelsteine gespart hatte, so daß er mit den Sternen, die bereits am Himmel funkelten, wetteifern konnte.

Der junge Mann hatte einen mit Blumen geschmückten Tisch vor sich, den zwei massivgoldene Leuchter, auf denen Wachskerzen brannten, erleuchteten; zu seinen Füßen dampften vier Räucherpfännchen, voll der auserlesensten Wohlgerüche. Zwanzig Ruderer, die eben so schön als kraftvoll und mit einer erstaunlichen Pracht gekleidet waren, beflügelten die Gondel auf der Stromfläche hin.

Harun, der selber von der Schönheit dieses Schauspiels überrascht war, konnte sich von seinem Staunen gar nicht erholen. Seine Verwunderung verdoppelte sich, als er einen Mann vom Vordertheil des Schiffes herab rufen hörte: „Alles Volk, Reiche und Arme, Freie und Sklaven, Eingeborne und Fremde, gehorcht dem erhabenen Befehl des Fürsten der Gläubigen, der da ist der Schatten Gottes auf Erden, der König der Könige, der Schatz der Gnaden, die Stütze der Unglücklichen, der Gegenstand des Lobes der Weisen und Dichter, die unversiegbare Quelle der Macht und des Ruhms, der erhabene Geist, der Chalyf Harun Arreschyd. Er verbietet euch, auf dem Tigris spazieren zu fahren und eure Fenster zu öffnen; der Ungehorsam wird mit dem Tode und mit Beschlagnahme des Vermögens bestraft werden!“

Während dieses ganzen Aufrufes hatte Harun seine Augen beständig auf dem angeblichen Chalyfen gehabt. Je

mehr er ihn betrachtete, desto mehr Anmuth, Adel und Schönheit fand er an ihm, und zu Giafar sich wendend, fragte er diesen, ob er diese Person kenne. „Nein, ich kenne ihn gar nicht;“ erwiederte der Wesyr. — „Meiner Treu,“ fuhr der Chalyf fort, „er versteht sich vollkommen auf das Hofzeremoniell, denn er hat nichts vergessen, was irgend zur äußeren Darstellung des Chalyfen gehört. Was mich aber am meisten überrascht, ist die Aehnlichkeit, die ich zwischen dir und demjenigen finde, der zu seiner Rechten ist; die Person, die vor ihm steht, gleicht nicht minder dem Mesrur, und seine Hofleute spielen die Rolle der meinigen nicht übel. In der That, ich kann mich von meinem Staunen gar nicht erholen.“

Sie verloren ihn nicht aus dem Gesicht, bis er an dem benachbarten Ufer anlandete. Der falsche Chalyf stieg nun ans Land, und setzte sich auf ein prächtiges Pferd, während eine Menge von Bedienten mit Fackeln und eine zahlreiche Schaar von Sklaven paarweis vor ihm hergingen. Vor dem ganzen Staatsgefolge zog ein Herold voran, der das Lob des Herrschers verkündigte.

Als Harun bemerkte, daß niemand mehr am Ufer sei, forderte er den Fährmann auf, sie ans Land zu bringen. Sie wollten dem jungen Abenteurer nachgehn, aber, da sie nicht wußten, wohin er seinen Weg genommen, so kehrte der Chalyf und seine Begleiter nach dem Palaste zurück. Harun hatte das Fahrzeug an derselben Stelle wieder verlassen, wo er es zuerst angetroffen, und dem Fährmann noch zwanzig Zeckinen gegeben und zu ihm gesagt: „Wir rechnen auf deine Willfährigkeit. Morgen Abend erwarte uns hier; wir sind Fremde, die in einem Karawanseraï wohnen; wir lieben die Freude und wünschten gern einige Stunden auf dem Fluß angenehm hinzubringen. Du kannst übrigens auf unsere Großmuth rechnen.“

Hundert und neunzigste Nacht.

Das seltsame Zusammentreffen in dieser Nacht ließ den Chalyfen kein Auge schließen: alles, was er gesehen hatte, dünkte ihm ein unauflösliches Räthsel. Sobald der Tag anbrach, verrichtete er sein Morgengebet, rief den Propheten an, und ließ sich das Frühstück bringen. Bald erschien auch Mesrur, und sagte zu ihm: „Stellvertreter Gottes, die Minister und Staatsbeamten, welche den Saal der Rathsversammlung erfüllen, bieten einen wahrhaft stattlichen Anblick dar; bloß du fehlst noch; komm und verschönere ihn durch deine Gegenwart, zeige dich den Kriegern, die dich lieben, sprich deinen Unterthanen, die dich anbeten, Recht, und verbreite deine Wohlthaten über alle Geschöpfe Gottes. Der Chalyf stand auf, legte seinen Mantel und alle den Schmuck an, der die höchste Herrschergewalt ankündigt und ehrwürdig macht, trat in den Diwan, und bestieg den Thron. Sogleich reihten sich um ihn her, und zwar jeder nach seinem Range, die Großen, die Feldherren, die Minister, die Weisen, die Dichter, mit einem Wort alle die Personen, welche den Staatsrath bilden. Nun that der Oberthürsteher mit lauter Stimme die gewöhnlichen Wünsche für das Wohl des Chalyfen, und alle Anwesenden antworteten im Chor. Hierauf trat ein anderer Staatsbeamter auf, wendete sich zu dem Chalyfen und sagte: „O du, der du den Gipfel der Macht und des Ruhmes erreicht hast, hüte dich vor der Trunkenheit des Stolzes, morgen geht deine Herrschaft schon zu Ende. Ewige Dauer der Herrschaft ist bei Gott allein. Wie oft hat nicht die Welt ihre Gestalt und ihren Gebieter vertauscht? Sprich mit mir: Ehre und Herrlichkeit dem, dessen Herrschaft keinem Wechsel unterliegt!“

Nach diesem las der Vorleser Sprüche der Religion und der Sittenlehre vor.

Der Chalyf gab hierauf dem Vorleser das Zeichen zu schweigen, und ging an Abfertigung seiner Regierungsgeschäfte, ohne von seinem Abenteuer gegen irgend jemanden ein Wort zu erwähnen. Zur gewöhnlichen Stunde stand der Diwan von seinen Sitzen auf, die Kriegerschaaren entfernten sich und Harun ging in den Saal der Privat-Audienzen, worin er bis gegen Abend blieb, indem er den Anbruch der Nacht mit der größten Ungeduld erwartete. Endlich zeigten sich die ersten Sterne, und man vernahm den Hahnenruf, welcher verkündet: „Ihr Trägen, die ihr schlafet, bezeuget die Einheit und Größe dessen, der da nimmer schläft.“ Harun wendete sich jetzt an Giafar und sagte: „Wesyr, wir wollen uns jetzt den neuen Chalyfen ansehen gehn.“ Giafar fing an zu lachen und fragte ihn, ob es denn einen alten und einen neuen Chalyfen gäbe. „Ganz gewiß,“ erwiederte Harun, „ich bin der alte Chalyf, und unser junger Mann ist der neue. Dies ist ein gewaltiger Vorzug, den er vor mir voraus hat; denn du kennst ja die Worte des Dichters:

„Die Neuheit hat stets einen großen Reiz; doch finde ich keinen in der Erscheinung der Vorboten des Alters.“

„Unnütze Klage! Jugend, die du dich so herrlich ankündigst, warum endest du so traurig?“

„Giafar, man wird alles dessen, was alt ist, endlich müde, und die Einwohner von Bagdad könnten auch wohl meiner Herrschaft überdrüssig geworden sein.“ — „Du täuschest dich, Fürst der Gläubigen,“ antwortete ihm der Wesyr; „du bist und wirst stets der mächtigste und geliebteste der Herrscher bleiben, und wir werden nie aufhören, deine treuen Unterthanen zu sein.“ Harun brach das Gespräch ab, und ließ die Verkleidung herbeibringen, die ihnen zu ihrem heutigen Vorhaben dienen sollte. Sie traten darauf, als Kaufleute verkleidet, durch die geheime Thür des Palastes,

und begaben sich raschen und munteren Schrittes nach den Ufern des Tigris, wo der Fährmann sie erwartete. „Gott segne dich!" rief Harun, als er ihn von weitem bemerkte. „Hier sind zwanzig Zeckinen zum Lohn für deine Pünktlichkeit." Zugleich stiegen sie in das Schiff, und begannen ihre Lustfahrt. Alsbald entdeckte man auch die Gondel des neuen Chalyfen, welche sich näherte. Der Fährmann erreichte schnell den Zufluchtsort, wohin er sich bereits in der vorigen Nacht geflüchtet hatte, und von da aus konnten sie mit Muße sie vorüberschiffen sehen. Vor dem Chalyfen standen sechzig Mameluken, noch schöner als die vorigen, und auch noch prächtiger gekleidet.

Die Gondel landete nicht weit von ihrem Zufluchtsorte, und der falsche Chalyf stieg mit seinem ganzen Gefolge ans Land. Harun bat gleichfalls den Fährmann, ihn ans Ufer zu bringen, weil er diesem Abenteurer folgen wollte. Dieser gehorchte, und sie holten jenen bald so weit ein, daß er ihnen nicht mehr aus dem Gesicht entschwinden konnte. Sie folgten ihm nun Schritt vor Schritt, ohne daß man sie bemerken konnte, denn sie waren im Dunkeln, und konnten beim Lichte der zahlreichen Fackeln, welche diesen Zug erhellten, alles genau unterscheiden.

Der falsche Chalyf hatte ein prächtiges arabisches Pferd bestiegen, welches mit einem kostbaren Geschirr angethan war, nach Art der Abbasyden. Vor ihm her zogen alle seine Mameluken in der schönsten Ordnung, und ein Diener eröffnete den Zug, der auf Befehl des Fürsten der Gläubigen mit lauter Stimme rief: „Wer irgend aus seinem Hause gehen oder aus dem Fenster sehen wird, dessen Vermögen wird in Beschlag genommen und er selbst mit dem Tode bestraft werden. Gott bewahre uns vor dem Zorn der Könige!"

Dieser Ausruf brachte Harun zum Lachen, welcher zu

Giafar sagte: „Hörst du die Drohungen, die er gegen seine Unterthanen ausstößt?“ — „Glücklicher Weise,“ erwiederte Giafar, „sind wir es nicht, und überhaupt nicht Willens, seinen Befehlen zu gehorchen. Gott erhalte uns den Chalyfen Harun Arreschyd.“ — „Wesyr, nimm dich in Acht,“ erwiederte Harun, „jener da ist der wahre Chalyf.“ — „In der That, wenn ihr nicht bei uns wäret, so könnten wir uns dadurch leicht täuschen lassen. Allein, mächtigster Fürst, wohin wollt ihr uns denn führen?“ — „In sein Gefolge. Ich bin entschlossen, ihm überall hin zu folgen, wohin er sich nur wenden mag, und, wenn es sein muß, die ganze Nacht so hinzubringen, um das Ende des Abenteuers zu sehen.“ Sie gingen nun hinter ihm her, und gelangten nach einem sehr langen Gange an die äußersten Gärten der Stadt. Allmählig kamen sie so nahe, daß sie sich unter das Gefolge mischten. Doch sie wurden hier bald entdeckt; man hielt sie für Kaufleute und verhaftete sie.

Als man sie festgenommen hatte, gereute den Wesyr seine Nachgiebigkeit, und er sagte ganz leise zu dem Chalyfen: „Du hast uns an den Abgrund des Verderbens geführt; es ist sehr möglich, daß dieser Mensch auf uns zornig wird, und uns das Leben nehmen läßt.“ — „Bewaffne dich mit Geduld,“ sagte Harun, „Gott verläßt die Geduldigen nicht.“

Unterdeß führten die Trabanten, die sich ihrer bemächtigt hatten, sie vor den neuen Chalyfen, und sagten zu ihm: „Stellvertreter Gottes, hier sind drei Männer, welche mitten unter uns einhergingen; es sind Fremde, wir haben sie angehalten und führen sie vor dich. Du hast jetzt über ihr Schicksal zu entscheiden.“

Als der falsche Chalyf sie erblickte, stieß er einen entsetzlichen Schrei aus und sprach zu ihnen: „Elende! wer seid ihr? wer hat euch hieher geführt? habt ihr nicht die öf-

fentliche Bekanntmachung vernommen? Bei meinen erhabenen Vorfahren schwöre ich, wofern ihr mir die Wahrheit verhehlt, so will ich euch die Hände und Beine abhauen lassen! Solltet ihr die Absicht gehabt haben, mir zu trotzen, meine Würde zu beleidigen, und euch gegen meine erhabenen Befehle zu empören?"

„Chalyf, mächtiger Herr der Erde, beruhige dich," erwiederte Harun, „bis wir uns werden näher erklärt haben. Wenn du unsere Entschuldigungsgründe genehmigst, so wird dies ein Beweis von deiner Güte sein; und wofern du uns das Leben nimmst, so werden wir deine Gerechtigkeit nicht tadeln können."

„Wir wollen sehen. Was könnt ihr zu eurer Entschuldigung anführen?" — „Wir sind Fremde, die heute zum erstenmal nach Bagdad gekommen sind. Wir durchstreiften die Straßen und Märkte, und da wir zu unserer Verwunderung sie menschenleer fanden, fragten wir, wo denn die Bewohner einer so volkreichen Stadt alle geblieben wären; man antwortete uns, daß jetzt alle an den Ufern des Tigris lustwandelten, oder auf seiner Stromfläche spazieren führen; denn dies sei jetzt das Vergnügen der Jahreszeit. Wir, meine Gefährten und ich, lieben die Fröhlichkeit; wir begaben uns daher auf diese Nachricht nach dem Ufer des Flusses, welcher mit einer unermeßlichen Menschenmenge bedeckt war, die sich hier belustigte. Es wurde da gegessen und getrunken, und wir folgten diesem schönen Beispiel. Sodann fanden wir einen Kahn; der Schiffer nahm uns ein, und führte uns ohne Schwierigkeit an das jenseitige Ufer, wo wir ausstiegen und uns eine lange Weile belustigten. Unser Fährmann hatte Lust zu schlafen; er streckte sich also in seiner Barke hin, und empfahl uns dringend, ihn noch vor Abend zu wecken, damit er uns in die Stadt zurückfahren könne. Wir selber, nachdem wir einen weiten

Spaziergang gemacht, schliefen ein, und erwachten später als der Fährmann, als es schon sehr dunkel geworden war. Dieser machte uns jetzt wegen unserer Unachtsamkeit Vorwürfe. „Hatte ich euch nicht gebeten, mich noch vor Abend zu wecken?" — „Der Schlaf hat uns ebenfalls beschlichen, wie konnten wir dich da wecken? Allein, was ist es weiter? wir werden die Nacht hier zubringen." — „Aber wir sind ja hier nicht vor Räubern sicher; ich fürchte für euch und mich."

Mit diesen Worten steuerte unser Schiffer in die offene Strömung hinein. Die Nacht war schon weit vorgerückt. Er führte uns an dies Ufer. Zufällig bemerkte er einen sehr hellen Schein und sagte zu uns: „Sehet ihr jene Fackeln dort? Es ist ein Neuvermählter, der jetzt so eben heimfährt. Folget ihm nach, so werdet ihr dann dem Hochzeitschmause beiwohnen können. Seine Sklaven spielen geschickt alle Instrumente; ihr werdet euch da bis zu Tagesanbruch belustigen können und nach eingenommenem Frühstück thun können, was euch beliebt, und hingehen, wohin ihr wollt; denn hier zu Lande ist alles sicher und ruhig, und ihr habt nichts zu fürchten." — Dies, Herr, bewog uns, euch zu folgen, in der Meinung, wir würden an einem Hochzeitmahle theilnehmen können. So mischten wir uns denn unter euer Gefolge, wo man uns anhielt, und die öffentliche Bekanntmachung, wovon ihr sprechet, haben wir gar nicht gehört." — „Es ist ein Glück für euch," erwiederte der falsche Chalyf, „daß ihr nicht Einwohner von Bagdad seid; ihr würdet sonst der gerechten Strafe nicht entgangen sein. Da ihr indeß Fremde seid, so seid mir willkommen, beruhigt euch und fürchtet nichts. Ich lade euch ein, den noch übrigen Theil der Nacht hindurch meine Gäste zu sein." — „Ihr erweiset uns sehr viel Ehre," antwortete Harun, „und wir bitten euch, o Fürst der Gläubi-

gen, unseren Dank anzunehmen.“ Giafar näherte sich hierauf dem Harun und sagte ganz leise zu ihm: „Stellvertreter Gottes, du bist sehr fein.“ — „Schweige still.“

Sie zogen nun mit dem übrigen Gefolge bis zu dem Palaste des falschen Chalyfen fort, der am hintersten Ende der Gärten lag. Die Stockwerke dieses Palastes wurden von Säulen getragen, die einen herrlichen Anblick darboten. Die Hauptthüre war von Ebenholz, mit Riegeln und Beschlägen von gediegenem Golde und von der glänzendsten Politur.......

Hundert und ein und neunzigste Nacht.

Der angebliche Chalyf stieg ans Land, und ließ Harun nebst seinen Gefährten hineintreten. Man führte sie in einen geräumigen Saal, in dessen Mitte ein großes Becken mit einem prächtigen Springbrunnen war. Ringsherum lief eine Erhöhung, die mit einem Teppich und reich gestickten Kissen bedeckt war. Ueber der Thür des Saales las man folgende Verse:

„Heil und Friede möge an diesem Orte wohnen, der mit allen Segnungen des Glücks überschüttet ist. Er schließt Wunden in sich, welche die beredteste Feder nicht zu schildern vermöchte.“

Er setzte sich sodann auf einen Thron von gediegenem Golde, der mit Perlen und Edelsteinen geschmückt war, und über welchem ein grünseidener Thronhimmel mit goldenen Troddeln schwebte, dergleichen man noch nie in den Palästen der mächtigsten Fürsten gesehen hat. Er ward durch Kloben von Sandelholz festgehalten, welche einen köstlichen Geruch verbreiteten. Seine Hofleute reiheten sich ehrfurchtsvoll um ihn her; Harun und seine Begleiter erhielten ebenfalls Erlaubniß, sich zu setzen.

Der angebliche Chalyf gab nun dem Haushofmeister

und den Mundschenken ein Zeichen. Augenblicklich wurden die Tische gedeckt und mit den auserlesensten Speisen und den köstlichsten Weinen besetzt. Eine junge Sklavinn füllte eine Schale und sang folgende Verse:

„Ueberlasse die Moschee den Frömmlern, die darin ihren beständigen Aufenthalt nehmen; und komm mit uns, guten Wein zu kosten.“

„Der Koran sagt nicht: Wehe den Trunkenen! aber wohl: Wehe den Heuchlern!“

Hierauf überreichte der Mundschenk dem neuen Chalyfen die Schale, der sie austrank. Sie ging sofort die Reihe herum, und kam bis zu Harun, der, so wie seine Begleiter sich weigerte, zu trinken.

„Meine Gäste,“ sagte der neue Chalyf, „warum wollt ihr es nicht machen wie wir?“ — „Herr,“ erwiederte Harun, „wir haben alle drei bei Gelegenheit eines schrecklichen Ereignisses, das uns zustieß, das Gelübde gethan, niemals Wein zu trinken.“ — „Gott behüte mich, daß ich euch ein Verbrechen daraus machen sollte.“ Und augenblicklich ließ er ihnen ein anderes Getränk bringen, indem er zu ihnen sagte: „So versucht denn anstatt des Weins diesen Schorbet; kein König hat besseren als dieser hier ist.“

Die Mahlzeit dauerte lange, und Harun, der über alles, was er da sah, erstaunt war, sagte zu Giafar: „Ich bin außer mir vor Verlangen, zu wissen, wer dieser junge Mann wohl sein mag. Welche glänzende Tafel! ich habe niemals etwas ähnliches gesehen und nie besser gespeist.“

Der neue Chalyf bemerkte diese Zwiesprache zwischen beiden und fragte: „Welche Geheimnisse theilt ihr euch da mit?“ — „Verzeihe, Fürst der Gläubigen,“ antwortete Harun, „wir haben nicht die Absicht, dich zu beleidigen. Mein Begleiter, der schon sehr hoch an Jahren und die Welt durchreist ist, theilte mir seine Ueberraschung mit.

Er hat nie etwas gesehen, was der Pracht und dem Aufwande gleich käme, den du hier zeigst, und es würde, wie er meint, nicht das mindeste fehlen, wenn noch Musik dabei wäre, denn eine Mahlzeit ohne Musik ist wie ein Baum ohne Frucht. Wie kann doch der Chalyf bei einem solchen Festmahle die Musik missen? Dies waren die einzigen Bemerkungen, die wir ganz leise für uns machten; und du weißt jetzt unser Geheimniß."

Der Wein fing bereits an, seine Wirkung auf die Gäste zu äußern, und der Kopf des angeblichen Chalyfen war schon sehr warm geworden. Die vertrauliche Eröffnung Harun's entlockte ihm ein Lächeln. Er schlug in die Hände; sogleich öffnete sich eine Thür, und man sah einen kleinen schwarzen, prachtvoll gekleideten Sklaven erscheinen, der einen goldenen Sessel trug. Ihm folgte eine junge Sklavinn, nicht minder reizend als jene, die der Dichter in folgenden Versen schildert:

„Siehest du jene entzückende Schönheit, die auf uns zu kommt? siehest du jene beiden Granatäpfel auf jener Alabasterbrust, und jene reizende Gestalt, welche die Herzen fesselt? Ach, bedarf es noch weiter etwas, um vor Liebe zu sterben?"

Beim Hereintreten warf sie sich vor dem neuen Chalyfen nieder; und Harun rief bei dem Anblick so vieler Reize: „Dank sei dem Urheber einer so vollkommenen Schönheit!" und sogleich fühlte er, daß sein Herz für sie von Liebe entbrannt war.

Ihr Herr indeß befahl ihr, sich zu setzen. Sie nahm nun auf dem Sessel Platz, der für sie hingestellt war, und der kleine Neger überreichte ihr eine kunstreich gearbeitete Laute. Sie legte diese an ihren Busen, fing an zu stimmen, durchlief die vier und zwanzig Töne der Musik, und spielte darauf mehrere Lieder, eines immer wollüstiger als

das andere. Alle Zuhörer waren von Vergnügen und Bewunderung hingerissen, und auch nicht ein einziger blieb bei kaltem Blute und bei ruhigem Verstande, als sie folgendes Lied zur Laute sang:

„Meine Augen sind die Dollmetscher meiner Gefühle; sie haben dir längst die Liebe verrathen müssen, die du mir eingeflößt hast.“

„Ihr Schmachten bezeugt die Qual, die ich empfinde; bei dem bloßen Gedanken an deine Entfernung seufzt mein tiefverwundetes Herz.“

„Wie lange werde ich die Liebe verhehlen müssen, die mich verzehrt? Unwillkührliche Thränen verrathen mich unaufhörlich.“

„Ich kannte bisher die bezwingende Gewalt der Liebe nicht; doch wer kann dem unbezwinglichen Arm des Schicksals widerstehen?“

Kaum war dieser Gesang geendigt, als der neue Chalyf einen durchdringenden Schrei ausstieß und sein Kleid zerriß; seine Kräfte verließen ihn, er fiel in Ohnmacht. Seine Diener waren um ihn her geschäftig, sie zogen die Vorhänge des Thronhimmels zu, und legten ihm ein anderes Kleid an. Sobald er wieder zu sich gekommen war, bemerkte er wohl, daß die Sängerinn sich entfernt hatte, aber er fragte nicht mehr nach ihr. Ein junger Mundschenk füllte ihm die Schale und überreichte sie ihm; er trank, und dann machte sie die Runde durch die ganze Gesellschaft. Harun und seine beiden Begleiter, die über alles, was sie da sahen, erstaunt waren, verloren sich immer mehr in diesen Anblick.

Bald darauf nahm der neue Chalyf einen Stab in die Hand, und schlug mit demselben an eine benachbarte Thür, welche sich augenblicklich aufthat. Ein junger Neger trat aus derselben, der einen vergoldeten Sessel, noch schöner

als die vorigen, trug. Hinter ihm folgte ein junges Mädchen, noch reizender und noch reicher gekleidet, als die vorige Sängerinn. Nachdem sie sich vor dem Throne niedergeworfen, blieb sie in einer ehrerbietigen Stellung stehen. Harun empfand bei ihrem Anblick eine noch lebhaftere Herzensregung, als bei der vorigen. Sie erhielt Befehl, sich zu setzen, und sie legte auf ihren Schooß einen Psalter, der von Ebenholz und mit Gold verziert war; an den vier Ecken waren vier Perlen, so groß wie Taubeneier, eingelegt. Nachdem sie ihr Instrument gestimmt hatte, schlug sie dasselbe mit einer Leichtigkeit, daß es den Zuhörern war, als sähen sie das ganze Zimmer um sich her tanzen. Sie entzückte sie zuletzt vollends durch folgendes Lied:

„Wie sollte ich nicht die Geduld verlieren, da ein loderndes Feuer mein Herz verzehrt? da aus meinen Augen Thränen strömen, wie ein unversiegbarer Gießbach?"

„Die Welt hat für mich allen Reiz verloren, und wenn ich nicht den Gegenstand meiner Wünsche erlange, so wird der Tod meine einzige Zuflucht sein."

Am Ende dieses Liedes stieß der neue Chalyf wieder einen durchdringenden Schrei aus, zerriß seine Kleider, und fiel rücklings um. Seine Diener liefen herbei, ließen die Vorhänge nieder, und warfen ihm ein noch prächtigeres Kleid über, als das vorige war. Als er sich von seiner Ohnmacht erholt hatte, fing er an zu essen und zu trinken, wie zuvor, und nachdem seine Schale zwei bis dreimal die Runde durch die ganze Gesellschaft gemacht hatte, schlug er in die Hände. Eine Thür that sich auf, und man sah einen kleinen schwarzen Sklaven und eine junge Sängerinn, noch schöner und geschmückter als die vorigen, hereintreten. Harun glaubte die Mittagssonne am wolkenlosen Himmel zu erblicken, und sagte ganz leise zu seinem Wesyr: „Ich habe wahrhaftig kein so schönes Geschöpf in meinem ganzen Ha-

rem." Sie warf sich vor ihrem Gebieter nieder, der ihr ein Zeichen gab, sich zu setzen; dann nahm sie die Guitarre und sang nach einem harmonischen Vorspiel folgendes:

„Wo wird das Ziel seiner Kälte und unserer langen Trennung sein? Werden jene schönen, zu schnell verflossenen Tage je wiederkehren? jene Tage, die uns an einem und demselben Zufluchtsorte, im Schooße des Glücks, in Sicherheit vor den Neidern, vereinigt sahen? Ein grausames Schicksal hat uns getrennt, und wir mußten jenen köstlichen Aufenthalt verlassen."

„O du, der du meine Beständigkeit tadelst, was forderst du von mir? Nie werde ich ihn vergessen, nie wird mein Herz deinen Rathschlägen folgen; sie sind überflüssig. Laß mir meine Liebe, laß mir den Trost, über die Grausamkeit meiner Freundinn zu seufzen."

„Mag sie mich meiden, mag sie mich verabscheuen; ich werde doch nie aufhören, sie anzubeten, selbst mit Gefahr meines Lebens. Sie hat sich geändert, sie hat ihre Schwüre gebrochen; doch ich werde mich nie ändern, ich werde nie die meinigen brechen."

Dieses Lied machte auf das Gemüth des neuen Chalyfen keinen geringern Eindruck als die vorigen. Aber während man seine Kleider wechselte, enthüllte das zufällige Wegschieben eines Stücks vom Vorhange den Augen der Zuschauer ein ganz einziges Schauspiel. Sein Körper war mit frischen Wunden bedeckt, welche die Folgen einer harten Mißhandlung zu sein schienen. Harun, der ihn aufmerksam beobachtete, sagte ganz leise zu Giafar: „Das ist doch ein schöner junger Mann; aber ich vermuthe jetzt, daß er nichts weiter als ein großer Räuber ist." — „Und warum das?" fragte Giafar. — „Hast du nicht bemerkt, daß sein Körper voll Narben ist, die ihn sogar zwingen, sich vor Schmerz zu krümmen?" —

Während sie so sprachen, hatten die Diener des vermeintlichen Chalyfen den Vorhang fest zugezogen, und kleideten ihren Herrn an. Er setzte sich darauf wieder an den Tisch, und man fing wieder an zu trinken.

Harun fuhr fort, ganz leise mit Giafar zu reden. Ihr Wirth hatte kaum dieses verstohlene Flüstern bemerkt, als er sie anredete: „Meine lieben Gäste, habe ich euch nicht schon einmal bemerkt, wie unschicklich diese leisen Gespräche sind?"

„Herr," erwiederte Harun, „der Mann, der hier zu meiner Rechten sitzt, ist ein sehr großer Kaufmann; er hat viele Reisen in die verschiedensten Theile der Welt gemacht, er hat Fürstenhöfe, Reiche und Arme, besucht; und doch gestand er mir, nie etwas dem ähnliches erlebt zu haben, was er heute gesehen. Du hast so eben mehrere prachtvolle Kleider zerrissen, die sehr bedeutende Summen kosten müssen; dergleichen kommt einem doch nicht alle Tage vor, und wir wünschten daher wohl die Ursache davon zu wissen. Sind wir dereinst einmal zu unserm Hause und Herde heimgekehrt, so werden wir nicht unterlassen, deine Pracht und Herrlichkeit zu rühmen, und alles zu erzählen, was wir an deinem Hofe gesehen haben. Man wird uns dann gewiß fragen, welche Gründe du wohl gehabt haben magst, so kostbare Kleider zu zerreißen; für uns ist dies ein Räthsel, welches du allein lösen kannst."

Der neue Chalyf antwortete ihm: „Gute Freunde, alle diese Reichthümer gehören mir, so wie meine Kleider, und diese deine Frage könnte meine Diener und Sklaven beunruhigen, denn die Kleider, die ich zerreiße, fallen ihnen zu, und ich bezahle ihnen auch noch den Werth derselben, das Stück zu fünfhundert Zeckinen."

Harun antwortete ihm durch folgende Verse:

„Die Freigebigkeit hat ihren Sitz in deinen Händen aufgeschlagen; du läuterst deinen Reichthum durch den Ge-

brauch, den du davon machst; und wenn die Wohlthätigkeit ihren Tempel auf Erden verschlösse, würdest du seine Pforten wieder öffnen.

Geschmeichelt durch ein so prächtig klingendes Lob, befahl der neue Chalyf, ihm tausend Zeckinen auszuzahlen. Harun bat lächelnd seinen Begleiter Giafar, sie in Empfang zu nehmen. Dieser nahm sie und sagte: „Wir sind Dichter geworden, wir empfangen Wohlthaten von Königen."

Die Trinkschale fing wieder an, unter den Gästen umherzukreisen; alle überließen sich ohne Rückhalt der Fröhlichkeit, und der Wein verbannte jede Art des Zwanges. Harun benutzte die Freiheit, welche dieser Augenblick zu gestatten schien, um ihn wegen der Narben zu fragen, womit sein Körper bedeckt war; da er indeß keine Antwort erhielt, so sagte er zu Giafar, er möchte dieselbe Frage thun. Dieser gab vor, daß der gegenwärtige Augenblick hiezu nicht günstig genug sei, und daß man sich noch etwas gedulden müsse. Harun bestand aber darauf und drohte, ihm den Kopf abhauen zu lassen.

Der neue Chalyf, der ihre geheime Zwiesprache bemerkte, rief aus: „Wie oft soll ich es euch wiederholen, daß nichts unschicklicher ist, als diese geheimen Unterredungen mitten in einer Gesellschaft? ich will wissen, was ihr mit einander habt, aber hütet euch ja, mir die Wahrheit zu verhehlen."

Giafar nahm das Wort und sagte zu ihm: „Herr, wir haben an deinem Körper Spuren von Schlägen bemerkt, die uns sehr in Verwunderung gesetzt haben; und wir besprechen uns so eben, dich um die Ursache davon zu befragen."

Der neue Chalyf lächelte bei dieser Frage und sprach: „Da ihr neugierig seid, meine Geschichte zu wissen, so will ich sie euch sehr gern erzählen; sie ist wirklich von außerordentlicher Art." Nachdem er so gesprochen, stieß er einen

Seufzer aus, ließ einige Thränen seinem Auge entschlüpfen, und sagte folgende Verse her:

„Es ist ein Gewebe seltsamer Abenteuer, und ihr selber mögt entscheiden, ob ihr mir einige Aufmerksamkeit schenken wollt. Ich verspreche, euch einen treuen Bericht davon zu geben, woraus ihr einigen Vortheil schöpfen könnt. Ihr sehet hier ein trauriges Opfer der Liebe vor euch. Die, welche mein Herz verwundet hat, ist über jeden Lobspruch erhaben; ihre schönen schwarzen Augen, ihre rosigen Lippen, ihre hochgewölbten Augenbraunen, sind die Waffen, die sie zu meiner Besiegung gebraucht hat. Doch, wenn ich mich nicht täusche, so erzähle ich meine Leiden dem unumschränkten Herrn, dem Chalyfen der Welt. Er ist hier mit seinem Großwesyr Giafar, der mir oft Beweise der zärtlichsten Freundschaft gegeben, und mit Mesrur, dem Vollstrecker seiner erhabenen Befehle. Wenn meine Vermuthung zutrifft, so bin ich am Ziele meiner Leiden, der Stern des Glücks wird dann für mich aufgehen, und ich überlasse schon mein Herz dieser süßen Hoffnung."

Diese Verse kündigten deutlich genug an, daß unser Abenteurer seine Gäste erkannt hatte. Doch Giafar, um ihn wieder irre zu machen, sagte zu ihm: „Stellvertreter Gottes, es befindet sich unter uns keiner von denen, die du so eben genannt hast." — „Höre auf, mich Stellvertreter Gottes oder Fürst der Gläubigen zu nennen," sagte lächelnd der falsche Chalyf, „denn ich bin es nicht. Ich habe diesen Titel bloß in der Hoffnung angenommen, daß er unter dem Volke Aufsehn erregen, und daß der Chalyf Harun Arreschyd, davon benachrichtigt, mich vor sich rufen lassen würde, daß ich ihm dann meine Leiden erzählen könnte, die unfehlbar sein Mitleid erregen würden, so daß mir vielleicht noch einige glückliche Tage zu Theil werden könnten."

Harun nahm das Wort und sagte: „Deine Aufrich-

tigkeit verdient, daß man sie erwiedert. Wir wollen dir also nur gestehen, daß wir keine Kaufleute, sondern Leute von der Hofdienerschaft des Chalyfen sind; wir haben einigen Zutritt bei ihm, und wir werden unseren ganzen Einfluß anwenden, um dir zu dienen. Erzähle uns daher dein Abenteuer, damit wir es ihm mittheilen und dir den gewünschten Zutritt zu seiner Person verschaffen können; übrigens sei unbesorgt, es wird sich alles zu deiner völligen Zufriedenheit endigen."

Hundert und zwei und neunzigste Nacht.

Der falsche Chalyf begann nun seine Erzählung, wie folget:

„Mein Vater hieß Mohammed und ich heiße Ali Schach. Mein Vater hinterließ bei seinem Tode ein seltenes Vermögen: eine Million Zeckinen in baarem Golde, zwanzig Gärten, zehn Dampfbäder, zwanzig Gasthäuser, vierzig Häuser, funfzehn Mühlen, zwölf Märkte, jeden zu vierundzwanzig Kaufläden; außerdem noch eine Menge von Edelsteinen aller Art. Nachdem ich ihm die letzten Pflichten erzeigt, Almosen an die Armen vertheilt und Schulden bezahlt hatte, trat ich seinen Handel an; ich beschäftigte mich nämlich mit Einkauf und Verkauf von Edelsteinen.

Als ich eines Tages ganz ruhig in meinem Laden saß, umgeben von meinen Sklaven und Bedienten, kam auf einmal ein junges Mädchen von hoher Schönheit auf mich zu. Du hast eine treue Schilderung von ihr in folgenden Versen:

„Der Mond in der Mitte des Nachthimmels ist nicht so glänzend als sie. Ihr halbgeöffneter Schleier ließ prachtvolle Haarlocken durchblicken. Ich fragte sie nach ihrem Namen." „Ich bin die," antwortete sie, „welche die Herzen aller derer entflammt, die mich anblicken." Ich suchte ihr

meine Liebe und meine Wünsche zu schildern; sie begnügte sich, mir zu sagen: „Du merkst wohl nicht, daß du zu einem Steinfelsen sprichst.“ — „Wenn du ein Steinfelsen bist,“ erwiederte ich, „so weiß ich wenigstens, daß Gott auch Felsen zu erweichen versteht, und Wasser aus ihnen hervorquellen läßt.“

Je näher sie kam, einen desto tieferen Eindruck machte der Anblick ihrer Reize auf mein Gemüth; ich wurde leidenschaftlich für sie eingenommen, und meine Augen hafteten starr auf ihr. Sie saß auf einer stattlichen Maulesellinn, begleitet von drei Sklaven von der seltensten Schönheit; sie stieg an der Thür meines Ladens ab und setzte sich in demselben nieder, während ihre Sklaven in der ehrerbietigsten Stellung neben ihr stehen blieben. In dem Augenblick, wo ihr Fuß meine Schwelle berührte, richtete ich folgende Verse an sie:

„Sei gegrüßt, o Frühling, der bei mir einkehrt, bekränzt mit Anemonen, Narzissen, Perlen und Rosen!“

Sie grüßte mich voll Huld und ich erwiederte ihren Gruß mit den Worten: „Edle Frau, euere Gegenwart ist ein Zeichen von der glücklichsten Vorbedeutung; bedürft ihr vielleicht meiner Dienste?“ — „O ja, gar sehr, und in einer sehr wichtigen Sache; denn, wenn du mir verschaffst, was ich wünsche, so werde ich dir dafür zu großem Dank verpflichtet sein.“ — „Was steht euch zu Diensten?“ — „Ich wünschte ein schönes Diamanten-Halsband.“ — „Ich kann euch mehrere dergleichen zeigen.“ Ich legte ihr hierauf ein Halsband zu dem Preise von zweihundert Zeckinen hin. „Ich wünschte ein noch kostbareres.“ Ich zeigte ihr eines von vierhundert Zeckinen; sie nahm es auch noch nicht an. So machte sie es mit mehreren andern, bis ich ihr endlich eines von siebzigtausend Zeckinen wies. Bei dem Anblick desselben rief sie: „Das ists, was ich schon so lange

suchte; wie viel willst du dafür?" — „Ich habe bereits den Preis aufs genaueste gesagt," erwiederte ich; „so viel kostet es mich selber." — „Da es so ist, so werde ich dir tausend Zeckinen als Profit obendrein geben." — „Ich mag von euch keinen Profit nehmen." — „Das ist nicht recht; du bist Kaufmann, und mußt von deinem Handel leben." Sie stand sodann auf, bestieg ihre Mauleselinn wieder, und sagte mir, ich möchte mitkommen, um mein Geld in Empfang zu nehmen. Ich verschloß meinen Laden und sie führte mich nach einem großen Gebäude, über dessen Eingang folgende Verse mit goldenen Buchstaben geschrieben waren:

„Friedliche Wohnung, möge nie der Unmuth und die schwarze Sorge in deinen Umkreis dringen, und möge dein Besitzer stets hier vor den Streichen des Schicksals gesichert leben! Das schönste Haus ist dasjenige, welches, wie du, jedermann offen steht, und worin die Gäste nach Bequemlichkeit Platz finden."

Beim Eintritt in dies Gebäude, fuhr Ali Schach fort, wurde ich von der Pracht und dem Aufwand überrascht, der sich da zur Schau bot, und ich war darüber ganz in Gedanken vertieft, als eine Sklavinn zu mir trat und sagte: „Meine Gebieterinn sendet mich, um dir zu sagen, es zieme sich nicht für dich, so dazustehen; sie läßt dich einladen, in den Saal hereinzutreten und da auszuruhen, bis zu der Ankunft ihres Zahlmeisters, der dir die verabredete Summe auszahlen wird." Ich folgte ihr; sie hieß mich auf einem prachtvollen Sofa Platz nehmen, und meine Augen waren ganz geblendet, von dem Reichthum der Teppiche und von der Schönheit der Gemälde und Inschriften, womit der Saal verziert war. Ich hatte mich kaum gesetzt, als eine andere Sklavinn erschien und mich bat, in das innere Zimmer einzutreten. Ich glaubte in einen Zauberpalast versetzt zu sein; aber was mich am meisten überraschte, war

ein goldener Thron, über welchem ein Thronhimmel hing, mit zwei seidenen Vorhängen, die zu beiden Seiten emporgezogen waren und durch welche man ein junges Mädchen dasitzen sah. Ich erkannte in ihr sehr bald diejenige, welche mein Halsband gekauft hatte; es war um ihren Hals befestigt, und glänzte wie die Sterne im Nachtdunkel. Ihr entschleiertes Gesicht hatte den Glanz des Vollmonds.

Bei dem Anblick so vieler Reize wurde ich ganz betäubt, ein verzehrendes Feuer durchloderte mein Herz, und ich war fast nicht mehr Herr meines Entzückens. Sobald sie mich erblickte, stand sie auf, kam mir entgegen, und sagte: „Der schönste der Liebenden fliegt sonst gewöhnlich seiner Geliebten entgegen, und ich mache es umgekehrt." — „Einziges und vollkommenstes Ideal der Schönheit," antwortete ich, „alle meine Huldigungen gebühren dir allein; der geringste deiner Reize wäre hinlänglich, eine Sterbliche schön zu machen." — „Ali Schach," sagte sie zu mir, „ich kann dir nicht länger die Liebe verhehlen, die ich zu dir gefaßt habe, lange schon sehnte ich mich nach dem Glück, dich zu sehen." Indem sie so sprach, stürzte sie in meine Arme, umschlang mich und drückte mich fest an ihre Brust. Ich wollte den günstigen Augenblick benutzen; indeß sie bemerkte sogleich meine Absicht und sagte zu mir: „Ali Schach, solltest du wohl die Rechte, die ich dir über mein Herz eingeräumt, auf die strafbarste Weise mißbrauchen wollen? Merke dir wohl, daß ich aus einer berühmten Familie stamme, und daß ich die Gesetze der Schamhaftigkeit und die Pflichten, die mir meine Geburt auflegt, wohl zu achten weiß. Weißt du nicht, wer ich bin?" — „Nein, schöne Frau!" — „Du hältst in deinen Armen Sytt ad dunya, [8] die Tochter eines Barmekyden und die Schwester des Großwesyr Giafar." Bei diesen Worten ward ich von Entsetzen ergriffen, meine Augen hefteten sich an den Boden, und mit einer zittern-

den Stimme sagte ich: „Edle Frau, die Schuld lag nicht an mir, sondern an der Allgewalt eurer Reize.“ — „Fürchte nichts,“ sagte sie hierauf, „wir werden bald durch ein rechtmäßiges Band vereinigt sein, ich darf über meine Hand frei verfügen. Der Kadi von Bagdad ist mein Vormund, und du kannst mich von diesem Augenblick an als deine Gemahlinn betrachten.“ Sogleich ließ sie den Kadi und Zeugen holen, und sagte zu dem ersteren: „Hier ist der Juwelenhändler Ali Schach, der mich zur Ehe begehrt, und mir dies Halsband, welches ich trage, zum Brautgeschenk gegeben hat. Ich habe seinen Antrag genehmigt, und will ihn zu meinem Ehegatten.“ Der Kadi machte keine Schwierigkeit, er faßte unsern Ehevertrag ab, und er empfing, so wie auch die Zeugen, reiche Geschenke. Als sie alle entlassen waren, befahl Sytt ad dunya ihren Sklaven, das Hochzeitmahl anzurichten. Man trug uns die ausgesuchtesten Speisen und die auserlesensten Weine auf. Von dem herrlichen Schmause erhitzt, legten wir diejenigen unserer Kleider ab, die uns unbequem waren. Eine junge Sängerinn kam, um uns durch ihr Lautenspiel zu erheitern, und entfaltete den ganzen Zauber ihrer Stimme in dem Liede:

„Freund, ich beschwöre dich bei dem Namen des Höchsten, eile zu meiner Gebieterinn, und unterlaß nichts, um sie zu bewegen, mich zu sprechen. Stelle ihr die Ungerechtigkeit ihrer Sprödigkeit vor. Vielleicht werden deine zarten Vorwürfe sie sanfter machen. Scheint sie deinen Reden einige Aufmerksamkeit zu schenken, so sage ihr im Laufe des Gesprächs: Warum willst du den, der dich anbetet, zur Verzweiflung bringen? Sollte ihr ein Lächeln entschlüpfen, so fahre du mit derselben Sanftheit fort, und erdreiste dich, ihr zu sagen: Wie wenig würde es dich kosten, ihn glücklich zu machen, wenn du ihm auch nur eine einzige Zusammenkunft bewilligtest? — Bemerkst du dann

die geringste Veränderung in ihren Mienen, oder irgend ein Zeichen von Zorn, so suche sie zu beruhigen, und, wofern es nöthig ist, sage sogar: 'Ich kenne ihn nicht.''

Die Musik nebst der melodischen Stimme entflammte meine Sinne und erfüllte meine Seele mit Lust. Zehn Sängerinnen sangen darauf die anmuthigsten Lieder. Endlich ergriff meine Neuvermählte selber eine Laute, stimmte sie, spielte dann noch weit vorzüglicher als alle vorigen und sang dazu folgenden Gesang:

„Das Antlitz meines Geliebten hat den Glanz des Mondes; aber das Nachtgestirn hat nicht jenes anmuthige Lächeln, das mich bezaubert. Wie schlank und dünn ist sein Wuchs! Jener Binsenstengel darf sich mit ihm an Zierlichkeit und Geschmeidigkeit messen! Der dunkle Streif seiner Oberlippe macht mich eifersüchtig; doch was mich tröstet, ist, zu sehen, wie der Krystall gegen die Perlen seiner Zähne weit zurücksteht. Wenn ich ihn in meinen Armen halte, so fühle ich die Lust durch meine Adern rollen, und doch wünschte ich, mich ihm noch enger anschließen zu können. Ich sauge an seinen Lippen, um die Gluth zu löschen, die mich verzehrt, und mein inneres Feuer nimmt immer mehr überhand. Nein, ich werde nicht eher völlige Befriedigung fühlen, als bis ich meine Seele in die seinige verschmolzen sehe.''

Von Bewunderung und Entzücken hingerissen, rief ich aus: „Wiederhole dies letzte Lied, meine Vielgeliebte, wiederhole es, ich beschwöre dich!'' Sie lächelte und sagte zu mir: „Ja, aber unter der Bedingung, daß du nachher auch singest.'' — „Ich verspreche dir es.'' — Sie wiederholte es, indem sie fortwährend ihre schönen schmachtenden Augen auf mich heftete. Als sie geendigt hatte, richtete ich folgende Verse an sie:

„Dank dem Höchsten, der an dich alle nur ersinnlichen Reize verschwendet hat; ich reihe mich mit Vergnügen un=

ter die Zahl deiner Sklaven. O du, die du durch einen Blick deines Auges die Herzen der Sterblichen fesselst, wie konnte ich mich sichern vor dem mächtigen Zauber deiner Blicke! Deine Gesichtsfarbe ist so klar und so frisch wie das Wasser der Springquellen, und Rosen blühen auf deinen Wangen. Du bist zu gleicher Zeit die Qual und die Wonne meines Lebens. Welche Freudigkeit flößt mir deine Person ein! Habe Mitleid mit einem Unglücklichen, den alle Flammen der Liebe verzehren; ich kann nirgend anders das Glück finden, als in deinem Besitze."

„Wie viel Süßigkeit auch immer die von dir gesungenen Verse für mich haben mögen," fuhr sie fort, „so würde ich doch dessen weit mehr von deinen Lippen kosten."

Dieser sinnreiche Einfall brachte die junge Prinzessinn zum Lachen. „Ich werde mich wohl hüten, dir zu widersprechen," rief sie aus; „es ist Zeit, uns zurückzuziehen, um andere Genüsse zu kosten. Sklavinnen, entfernt euch, ihr werdet jetzt Ruhe nöthig haben." Wir waren sehr bald allein; sie nahm mich nun bei der Hand und führte mich in das Zimmer, wo das Hochzeitbette bereitet war. Das Bettgestell war von Ebenholz und mit Gold überzogen.

Meine junge Gemahlinn war so gefällig, mich auszukleiden; jeden Augenblick unterbrach sie ihr Geschäft dadurch, daß sie mich an ihren Busen drückte, der von Moschus und Ambra duftete. Kaum war sie im Bette, als ich auch schon ihre süßeste Gunstbezeugung zu erlangen trachtete; aber sie vertheidigte sich, verhüllte ihr Gesicht, und entschlüpfte meinen Armen wie eine schüchterne Gaselle.

Betroffen über ihren Widerstand, rief ich: „Geliebte, was soll ich von diesem seltsamen Benehmen denken? ich bin nun in Hinsicht deiner Gesinnungen zweifelhaft und weiß nicht, ob ich dir Liebe oder Haß eingeflößt habe." — „Höre, Ali," sagte sie zu mir, „wünschest du mich wohl

zu besitzen?" — „Ganz gewiß, und um jeden Preis." — „Nun, so habe ich dir bloß eine einzige Bedingung zu machen; wenn du diese erfüllst, so wirst du der geliebteste, der glücklichste der Sterblichen sein: solltest du sie aber verletzen, so kannst du auf meinen Zorn und auf meine Rache rechnen." Ich ging alle Bedingungen, die sie etwa machen würde, im voraus ein. „Nun gut," fuhr sie fort, „ich verlange, daß du nie ein anderes Weib erkennest außer mir." — „Ich schwöre es dir," rief ich. Nun überließ sie, mit vollem Vertrauen auf meinen Schwur, sich ganz meinem Ungestüm, und wir brachten die ganze Nacht in Wonne hin, wie sie jener Dichter so schön schildert:

„Köstliche Nacht, im Schooße der Wollust verlebt! der Nachhall deiner Wonne wird mein ganzes Leben lang dauern. Eine junge Schöne, munter und lebhaft wie eine Gaselle, reichte mir meinen Becher, gefüllt mit funkelndem Trank. Ihr Wuchs ist so zart wie der Tag, und ihre harmonische Stimme weckt Sehnsucht in jedermanns Herzen. Beim Anblick so vieler Reize entbrannte ein verzehrendes Feuer in meinen Adern. Ihr Lächeln erregte es nur noch mehr. Ein Duft, süßer als Ambra, wehte aus ihrem Munde. Zähne, oder vielmehr Perlen von blendender Weiße, schmückten ihn. Die süßen Töne ihrer Stimme machten mich vollends trunken. Aber wie ward mir, als sie damit noch den Klang eines melodischen Instruments vereinigte! Bald darauf stand sie auf, und ahmte in ihrem leicht hinschwebenden Gange das Schwanken der vom Morgenlüftchen bewegten Cypresse nach. Ich war nicht mehr Herr meiner selbst. Zu ihr hinfliegen, sie in meine Arme schließen, sie mit tausend feurigen Küssen bedecken, war für mich nur Eins. Allmächtiger Gott, welche reizende Schätze entdeckte ich! Meine Geliebte theilte meinen Rausch. Wir waren allein, und vor allen Zudringlichen und Mißgünstigen sicher. Hü-

BIBLIOTHECA REGIA

tet euch wohl, Neugierige, in die Geheimnisse der Liebe eindringen zu wollen!" —

Als die Morgenröthe anbrach, fuhr Ali Schach fort, fand sie uns beide noch einander in den Armen liegend. Die ganze Nacht war vergangen, ohne daß wir auch nur ein Auge geschlossen hätten; indeß, dem Uebermaaß von Lust und Ermattung erliegend, überließ ich mich endlich dem Schlaf. Ich schlief noch ganz fest, als eine leichte Hand über meine Schenkel und Füße hinfuhr und mich aus meiner Schlaftrunkenheit weckte; ich öffnete die Augen und erblickte eine junge Sklavinn damit beschäftigt, mich zu krauen. Meine Blicke hefteten sich unwillkürlich auf sie; ich empfand das heftigste Verlangen; der Teufel führte mich in Versuchung, und gewiß war er es selber, der sich unter der Gestalt dieses jungen Mädchens zu mir hereingeschlichen hatte; denn sie war von hinreißender Schönheit. „Mein Kind," sagte ich zu ihr, „woher kömmst du? wer bist du?" — „Ihr sehet hier eine eurer Sklavinnen vor euch, die sich sehr glücklich schätzen würde, wenn sie euch zu gefallen im Stande wäre, und deren Gefühle nur zu sehr mit ihren Pflichten übereinstimmen." — „Aber ich erblicke ja nicht Sytt a dunya; wo ist sie geblieben?" — „Sie befindet sich im Bade, und hat mir befohlen, euch zu wecken, damit ihr zu ihr nachkommen könntet; allein, liebenswürdigster Gebieter, dürfte ich nicht in diesem Augenblick bei euch Sytt a dunya's Stelle vertreten? vielleicht würdet ihr in meinen Armen nicht weniger Genuß und Vergnügen finden, als in den ihrigen." — „Kann ich auf deine Verschwiegenheit rechnen?" — „Ich muß euch darum bitten." — Ihre zärtlichen Geständnisse entflammten meine Einbildungskraft; ich ergriff sie, um sie an meine Brust zu drücken. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich sah, daß sie sich sträubte. „Warum denn dieser Widerstand?" rief ich aus.

Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, als Sytt a dunya mit zornfunkelnden Augen und mit einer Peitsche hereintrat. „Verräther,“ rief sie, „wo sind deine Schwüre? Kaum hast du sie gethan, so sind sie auch schon gebrochen. Diese Sklavinn hat bei dir bereits den Vorzug vor mir. Aber vernimm jetzt, daß ich sie selber zu dir geschickt habe, um deine Gesinnungen zu prüfen. Ich habe alles gesehen, alles gehört, und darf jetzt an deiner Untreue nicht mehr zweifeln. Ungeheuer, wie du, verdienen nicht zu leben.“

In diesem Augenblick rief sie ihre Sklavinnen. Zwanzig Frauen ergriffen und banden mich, und man schickte sodann nach dem Polizeirichter. Sobald er kam, übergab man mich an ihn, und Sytt a dunya sagte zu ihm: „Hier ist ein Räuber, der auf frischer That ertappt worden; er hat uns verschiedene Sachen von Werth gestohlen. Laß ihn mit Ruthen hauen, bis er seinen Diebstahl eingesteht; vor allen Dingen aber setze ihn ja nicht in Freiheit, ohne meine Genehmigung.“

Nach dieser Anempfehlung verhüllte man mir den Kopf, und führte mich in das Haus des Polizeirichters. Ueberall, auf meinem ganzen Wege, rief man: „Ein Dieb! ein Dieb!“ Bei meiner Ankunft befahl der Polizeibeamte seinen Leuten, mir Stockschläge zu geben, bis ich das Verbrechen, dessen ich angeklagt war, eingestanden haben würde. Auf der Stelle fing man an, mich zu entkleiden und mit verdoppelten Hieben mich auf den Rücken zu schlagen, indem man immerfort rief: „Wo sind die Sachen, die du genommen hast?“ Ich mochte zu ihnen immerhin sagen: „Ich habe ja gar nichts genommen; ich bin unschuldig;“ alle meine Betheurungen halfen nichts, und sie schlugen immerfort auf mich los, bis ich die Besinnung verlor. Als der Beamte mich in diesem Zustande sah, ließ er mich in ein finsteres Loch werfen. Die Nacht kam heran, und

meine sich abkühlenden Wunden verursachten mir brennende Schmerzen, welche mir dumpfe Seufzer entlockten. Während ich mich so beklagte, öffnete sich auf einmal die Mauer, und ein junges Mädchen, glänzend wie die Sonne nach einem Ungewitter, trat daraus hervor, näherte sich mir und sagte: „Junger Mann, du hast mir diese Nacht viel Unruhe gemacht. Seit langer Zeit habe ich hier meinen Aufenthalt, ich habe schon viele Gefangene hier gesehen, aber keiner hat so bittere Klagen geführt als du.“ — „Schöne Unbekannte,“ sagte ich zu ihr; „solltest du die Ursache meiner Klagen wissen, so würdest du, anstatt sie zu tadeln, ihnen dein Mitleid schenken. Sieh einmal die schreckliche Behandlung an, die ich hier erfahren habe.“ Zugleich zeigte ich ihr die Wunden, womit ich bedeckt war. Sie konnte sich beim Anblick derselben einer Anwandlung von Mitleid nicht erwehren, und sagte: „Solltest du bloß durch Zufall ein Dieb gewesen sein?“ — „Nein, ganz und gar nicht,“ antwortete ich, „ich schwöre es bei dem Allmächtigen, nie habe ich etwas entwendet, nie einem etwas zu Leide gethan; meine Leiden sind einzig und allein das Werk eines feindseligen Geschicks.“ Die Unbefangenheit meiner Antwort überzeugte sie; ich erregte sogar ihre Neugierde und Theilnahme, und sie bat mich, ihr meine Abenteuer zu erzählen. Ich suchte ihren Wunsch mit der größten Aufrichtigkeit zu befriedigen. Nachdem sie meine Erzählung angehört hatte, sagte sie zu mir: „Würdest du wohl dich zu rächen wünschen? Wenn du willst, so werde ich zu der grausamen Sytt a dunya einen meiner Diener senden, der sie quälen und sogar verhindern wird, Nahrung zu sich zu nehmen.“ — „Gott behüte,“ erwiederte ich, „daß ich je einwillige, ihr den geringsten Schmerz zu verursachen. Sie ist immer noch meine Heißgeliebte, und mein Herz gehört ihr; ich werde selbst ihre Ungerechtigkeiten stets verehren.“

„Junger Mann, ich begreife dich nicht. Die Grausame hat dich in die Hände des Polizeirichters gebracht, der an dir eine eben so strenge als ungerechte Strafe vollzogen hat, und jetzt, wo Gelegenheit ist, dich zu rächen, verschmähest du meine Anträge." — „Erinnere dich," sagte ich darauf zu ihr, „jenes alten Sprichwortes: Die Schläge von der Hand einer Freundinn scheinen so süß wie Weintrauben, und die Steine, die sie auf uns wirft, sind Granatapfelkörner." Zugleich zerfloß ich in Thränen, und sagte folgende Verse:

„Lebe glücklich, meine zarte Freundinn, laß mich seufzen und im Stillen dich anbeten. Ich werde stets alles lieben, was von dir kommt, und selbst deine Härte wird mir eine Wohlthat dünken."

Die schöne Unbekannte lächelte. „Junger Mann," sagte sie zu mir, „diese Gesinnungen gefallen mir, denn sie zeigen die Reinheit deines Herzens an. Es würde nur von dir abhängen, augenblicklich aus diesem Gefängniß herauszukommen; ich würde dich in einen prächtigen Palast führen, deine Vielgeliebte würdest du da in tiefem Schlummer antreffen, und sie würde nicht eher erwachen, als bis du sie in deine Arme schließen würdest. Aber ich fürchte bloß, daß sie, anstatt über die Aufrichtigkeit deiner Rückkehr erfreut zu sein, immerfort noch böse sein und dich fragen könnte, wer denn dein Befreier gewesen? Du würdest ihr dann antworten: Es war eine Frau, die ich nicht kenne. Da sie nun mich noch viel weniger kennen und nicht wissen würde, wie gefährlich es ist, mir zu mißfallen, so wäre es möglich, daß sie dich wieder in die Hände des Polizeirichters ablieferte, der dann nicht unterlassen würde, dir, bevor ich es noch erführe, den Kopf abschlagen zu lassen. Um für eine solche Ungerechtigkeit Rache zu nehmen, müßte ich dann einen meiner Diener zu ihr mit dem Auftrage absen-

den, sie zu mißhandeln und bis auf den Tod zu peitschen; allein du hast mir zu viel Freundschaft eingeflößt, als daß ich dich einer so großen Gefahr aussetzen könnte. Ich habe ein sicheres Mittel, das mit keiner Gefahr verknüpft ist. Ich werde dir nämlich einen Talisman geben, der dir nichts zu wünschen übrig lassen wird; du wirst dann keine Macht der Erde fürchten dürfen, und nichts wird dir unmöglich sein; deine Heißgeliebte wird ganz von deiner Willkühr abhangen, du wirst sie nach deinem Gutdünken verderben oder begnadigen können, du wirst unumschränkt in der Stadt Bagdad gebieten können, und wirst von keiner Seite her den mindesten Widerstand finden; es wird bloß von dir abhangen, den Chalyfen abzusetzen, ihn umbringen zu lassen, und sogar diese Hauptstadt von Grund aus zu zerstören." Mit diesen Worten zog sie einen Ring aus ihrem Busen, den sie mir an den Finger steckte, und dabei sagte: „Sobald du etwas wünschen solltest, darfst du nur den Kasten dieses Ringes drehen, und sogleich wirst du vor dir meinen vertrauten Diener erscheinen sehen, dessen Macht, so zu sagen, unbeschränkt ist. Es ist einer von jenen Geistern, die sich gegen Salomon empörten, und wird pünktlich alle deine Befehle vollziehen. Probire in meiner Gegenwart die Eigenschaft des Ringes."

Hundert und drei und neunzigste Nacht.

Ich drehte sogleich den Kasten des Ringes, und sah sogleich die Gestalt erscheinen, wovon meine Befreierinn mir gesagt hatte. „Hier bin ich, Herr," sagte die Gestalt zu mir; „was verlangst du?" — „Wie ist dein Name?" — „Ich heiße Heïlfus." — Er hatte ein fürchterliches Ansehn; zwei ungeheure Zähne, so groß wie Mühlsteine, ragten aus seinem Munde hervor. „Könntest du mir wohl," sagte ich zu ihm, „einen Palast mit einem sehr hohen Saale bauen?"

— „Sehr gern, ich mache mich sogar anheischig, ihn aufs prächtigste zu meubliren, und ihn mit alle den Dienern und Sklaven anzufüllen, die zu deinen Diensten erforderlich sind, und wenn du dich darin eingerichtet haben wirst, so darfst du bloß deine Wünsche äußern, und du wirst sie augenblicklich erfüllt sehen." — „Wie viel Monate werden erforderlich sein, ehe ich diesen Palast beziehen kann?" — „O, wer wird da von Monaten reden?" — „Oder wie viel Wochen?" — „Du darfst da weder eine Woche, noch auch einen einzigen Tag warten; noch in dieser Nacht soll alles angeordnet werden. Sage mir bloß, welcher Platz dir am besten gefallen würde; ist er zufällig etwa schon besetzt, so werde ich die Bewohner desselben vertilgen. Dein Palast soll noch vor Sonnenaufgang fertig gebaut sein, und ich hoffe sogar, er wird deine Erwartung übertreffen." — „Gott bewahre mich," sagte ich hierauf, „daß ich je einem seiner Geschöpfe ein Leides zufügen, oder die Ruhe desselben stören sollte." — „Willst du lieber, daß ich deinen Palast auf den Ruinen des Schlosses des Chalyfen, oder auf denen seines Wesyrs Giafar aufführen soll? Du darfst es bloß sagen." — „Heïlfus," antwortete ich ihm, „ich habe mich weder über den Chalyfen, noch über seinen Wesyr zu beklagen, und ich werde niemals ein Glück auf Kosten des ihrigen annehmen. Wenn es in deiner Macht steht, mir einen Palast zu verschaffen, so erbaue ihn an irgend einem äußersten Ende der Stadt, an einem Orte, wo er niemandem schadet." — „Folge mir," sagte darauf die Gestalt. Er führte mich nun aus der Stadt hinaus, errichtete mir auf einer kleinen Anhöhe ein Zelt, und brachte mir dahin die köstlichsten Stärkungsmittel. Nachdem ich gegessen und getrunken hatte, überließ ich mich dem Schlafe, und die Morgenröthe begann eben anzubrechen, als ich meine Augen aufschlug. Ich befand mich in einem Palaste, der bereits mit

aller Pracht meublirt war, ganz so, wie du ihn hier siehest. Eine zahlreiche Schaar von Sklaven und Sklavinnen umgab mich. „Wem gehört dieser Palast?“ fragte ich Heilfus. — „Er gehört dir, und alle Sklaven, die du da siehest, stehen zu deinen Befehlen.“ — „Woher kommt dies alles?“ — „Herr, wir gehören zu der Zahl jener Geister, denen nichts unmöglich ist, und ich habe eine Menge geringerer Geister zu meinen Befehlen. Einigen gab ich den Auftrag, mir einen Knaben und ein Mädchen zu verschaffen, und sie haben dergleichen unter den Kindern der Fürsten und Großen dieser Erde ausgesucht; andere waren mit dem Bau des Gebäudes beschäftigt, und ein jeder von ihnen durfte bloß einen einzigen Stein oder ein einziges Meubel zu diesem Palaste herbeibringen. Uebrigens sind keineswegs alle meine Diener dabei beschäftigt gewesen, denn ich habe bloß den zehnten Theil derselben dazu gebraucht; solltest du noch etwas wünschen, so wird dein Wunsch schnell erfüllt sein.“ Ich nahm jetzt von meiner neuen Wohnung Besitz; die Sklaven traten rings um mich her, und erwarteten schweigend meine Befehle. Ich verlangte von meinem Geiste eine Gondel, und augenblicklich verschaffte er mir die, welche du gesehen hast; ich bediente mich derselben zu Lustfahrten auf dem Tigris, indem ich vor mir her das Verbot ausrufen ließ, daß sich niemand auf dem Strom, ja nicht einmal am Fenster blicken lassen solle. Zugleich nahm ich den Chalyfentitel an, damit diese Neuigkeit von Mund zu Mund gehen und endlich bis vor die Ohren Harun Arreschyd's kommen möchte; ich hatte dabei keine andere Absicht, als die, seine Neugier zu reizen und seinen Argwohn rege zu machen. Er wird mich ohne Zweifel augenblicklich holen lassen, und ich werde ihm dann mein Abenteuer erzählen. Es ist unmöglich, daß er nicht meinem Schicksale irgend einige Theilnahme schenken sollte. Er allein kann mich von

den Verfolgungen Sytt a dunya's befreien, wenn er ihrem Bruder Giafar befiehlt, mich mit ihr auszusöhnen; alle ihre Ungerechtigkeiten haben meine Liebe zu ihr nicht zu schwächen vermocht; der Schlaf flieht fern von meinen Augen hinweg, und mein Dasein ist mir lästig. Diese Frau ist mir übrigens zu theuer, als daß ich je daran denken könnte, mich für ihre Grausamkeit an ihr zu rächen, und wie könnte ich überhaupt gegen ihren Bruder Giafar irgend Haß fassen? Er weiß ja nicht, was zwischen uns vorgefallen ist. Sie war es, welche unsere Verbindung wünschte, sie warf in mein Herz die ersten Funken jenes verzehrenden Feuers, sie hat mich in den Abgrund der Leiden gestürzt, worin du mich siehest. Doch alle diese Ereignisse waren ohne Zweifel im Buche der Schicksale geschrieben, und wenn denn einmal der Wille des Höchsten so ist, so können sie auch wohl noch einen glücklichen Ausgang nehmen."

Die Erzählung aller dieser seltsamen Abenteuer versetzte den Chalyfen in das größte Staunen; nicht ohne einen geheimen Schauder sah er die fast unbegrenzte Macht Ali Schach's. „Junger Mann," sagte er zu ihm, „hast du je Ursache gehabt, dich über den Chalyfen zu beklagen?" — „Nein," antwortete dieser, „Harun Arreschyd ist ein Fürst, der eben so groß als gerecht ist; er kennt mich nicht, und er hat wohl nie von mir reden hören; doch wofern ihr einigen Zutritt bei ihm habt, so seid so gefällig, meine Vermittler zu sein und ihn zu veranlassen, daß er meinen Qualen ein Ende macht und mich mit Sytt a dunya aussöhnet." — „Ali Schach," erwiederte Harun, „wie solltest du bei dem Besitz so vieler Mittel noch des Chalyfen oder irgend eines andern bedürfen? Vermagst du nicht die Ereignisse nach deinem Belieben zu lenken?" — „Wenn ich meine Macht anwenden wollte, so würden daraus unvermeidliche Unannehmlichkeiten entstehen. Da meine Untreue das Herz meiner Gemahlinn von mir

entfremdet hat, so müßte ich fürchten, daß jeder Schritt der Annäherung von meiner Seite ihr nur noch mehr Stolz einflößen würde. Sie würde nicht unterlassen, das Unrecht, welches ich ihr gethan, zum Anlaß zu nehmen, um mich noch einmal mit derselben Härte zu behandeln; ich würde dann meinen Zorn nicht mehr unterdrücken können; sie würde sich gewiß dafür zu rächen suchen, denn sie ist Frau; endlich wäre es sogar möglich, daß der Chalyf, für welchen ich die aufrichtigsten Wünsche hege, über meine unkluge Verwegenheit ergrimmt, mir es niemals verzeihen würde, daß ich mir seinen Titel und seine Rechte angemaßt." — „Je nun, was würdest du dir aus seinem Zorne machen, da seine Rache dich ja nicht erreichen kann? Du besitzest einen Talisman, der eine Macht gibt, die weder der Chalyf noch seine Vorfahren jemals besessen haben, und die dich vor allen seinen Verfolgungen sicher stellt." — „Du hast Recht; aber Gott selbst beschützt die Majestät des Thrones, und es würde die höchste Ruchlosigkeit sein, gegen denjenigen sich aufzulehnen, der im Besitz der höchsten Gewalt ist; denn der Höchste sagt selber in seinem Koran: „Seid den Gewaltigen der Erde unterthan!"

Diese Antwort befriedigte und beruhigte den Chalyfen. „Deiner Hochachtung gegen die heiligen Rechte des Fürsten zufolge, werden wir uns beeifern, deine Angelegenheit dem Chalyfen vorzutragen, und wir hoffen, daß uns alles nach Wunsche gelingen wird."

Nach dieser Unterredung bat Harun nebst seinen Begleitern um die Erlaubniß, sich entfernen zu dürfen. Ali Schach wollte sie noch aufhalten und lud sie ein, noch eine Nacht bei ihm zuzubringen; allein sie entschuldigten sich damit, daß sie sagten: „Wir fürchten, daß der Chalyf nach uns fragen und uns dann finden könnte; auch können wir uns nicht auf so lange entfernen. Indeß rechne auf unsere

Pünktlichkeit. Morgen wird er einige Beamten seines Hofes, ein Musikchor, und ein Ehrenkleid an dich schicken, nebst der Einladung, daß du in den Diwan kommen und dort deine Angelegenheit zu Ende bringen möchtest." — „Es ist meine Pflicht," antwortete Ali Schach, „ihm ein Geschenk zu schicken; ich hoffe, daß ihr gefälligst es übernehmen werdet, um es ihm in meinem Namen zu überreichen und ihn zur Annahme desselben zu bewegen." Zugleich nahm er aus einem Schmuckkästchen zwei Diamanten-Halsbänder. Harun weigerte sich, sie anzunehmen, wegen ihres unermeßlichen Werthes; doch Ali Schach bestand darauf, und übergab sie, bei der hartnäckigen Weigerung Harun's, an den Wesyr Giafar, der sie auch übernahm.

Der Tag begann schon anzubrechen, als sie nach dem Palaste des Chalyfen zurückkehrten. Der Chalyf hatte, bevor er im großen Sitzungssaale den Thron bestieg, noch eine geheime Unterredung mit dem Großwesyr. „Deine Schwester also," sagte er zu ihm, „ist die Hauptursache der Abenteuer, die wir so eben vernommen haben, so wie auch derer, die uns selber begegnet sind." — „Herr, ich wußte nichts von alle dem." — „Ich will es wohl glauben," erwiederte der Chalyf; „doch ich befehle dir, deine Schwester aufzusuchen und sie zu bewegen, daß sie sich mit ihrem Manne aussöhnt; ihre Weigerung würde dein und ihr Verderben nach sich ziehen." — „Ich eile, um deinen hohen Befehlen zu gehorchen, Fürst der Gläubigen," antwortete der Wesyr. Zitternd ging er aus dem kaiserlichen Palaste fort. Beim Eintritt in sein Haus, fand er seine Schwester in Thränen schwimmen; denn sie liebte den Ali Schach fast mehr noch, als sie von ihm geliebt wurde. Die Rache, die sie an diesem Ungetreuen genommen, war blos eine natürliche Folge ihrer heftigen Liebe gewesen; doch kaum hatte sie ihn dem Polizeibeamten überliefert, so machte der Zorn bei ihr dem

Mitleid Platz, und sie hatte sehr bald ihre Grausamkeit bereut. Den folgenden Tag schon hatte sie den Befehl hingeschickt, ihn aus dem Gefängniß herauszulassen und in ihr Haus zu führen; aber er war verschwunden. Bei dieser schrecklichen Nachricht hatte sie sich ganz der Verzweiflung überlassen, der Schlaf war von ihren Augen geflohen, Ströme von Thränen entrollten ihr Tag und Nacht, und in diesem Zustande befand sie sich noch, als ihr Bruder sie aufzusuchen kam. „Warum vergießest du Thränen, meine theure Sytt a dunya?" fragte er sie. Sie wollte ihm anfangs die Ursache ihrer Betrübniß verhehlen; doch, wie vielen Zwang sie sich auch anthat, der Name Ali Schach, welcher ihr mitten unter ihren Seufzern entschlüpfte, verrieth ihr Geheimniß. „Wer ist denn dieser Ali Schach, dessen Namen du so oft aussprichst?" fragte sie ihr Bruder. — Nachdem die junge Prinzessinn sich wieder gefaßt hatte, erzählte sie ihre Geschichte ganz treu. „Wie?" rief Giafar; „das alles ist vorgefallen, ohne daß ich darum wußte?" — „Ich fürchtete deinen Beifall nicht zu erhalten; denn du würdest mir unfehlbar vorgestellt haben, wie tief die Tochter und Schwester eines Wesyrs unter ihrem Stande heirathe, wenn sie sich mit dem Sohne eines Kaufmanns vermähle, und die Liebe, die er mir eingeflößt, zwang mich nun, vor dem theuersten Bruder ein Geheimniß zu haben."

Giafar wollte sich nicht länger verstellen; er erzählte ihr die Reihe von Abenteuern, die ihrem Gemahl begegnet waren, und fügte dann hinzu: „Wenn der Chalyf mir nicht aufgetragen hätte, euch zu versöhnen, so würde ich dich in diesem Augenblick erdolcht haben; indeß laß alle Furcht fahren, du wirst den, welchen du so zärtlich liebst, wiedersehen, suche ihm die schlechte Behandlung, die er auf deinen Befehl erlitten, vergessen zu machen."

Als Giafar nach dem kaiserlichen Palaste zurückkehrte, waren schon die Hofbeamten nebst dem Musikchor abgegangen, um an Ali Schach das Ehrenkleid zu überbringen. Bald darauf kam dieser selbst. Als er erschien, stand Harun auf, trat ihm einige Schritte entgegen, und geruhte, ihn neben sich Platz nehmen zu lassen. Unter andern angenehmen Sachen sagte er ihm auch: „Du hattest gestern an deiner Tafel drei Gäste, die dich aufrichtig lieben; nämlich mich, den Wesyr Giafar und Mesrur. Ich will dich nicht länger aufhalten. Mein Wesyr ist beauftragt, dich zu deiner Gemahlinn zu führen; ich wünsche, daß du ihre Entschuldigungen nicht zurückweisen und ihr dein Herz wiederschenken magst, ich hoffe, sie wird von nun an minder streng sein, und diejenige Achtung gegen dich beweisen, die einem Ehegatten und besonders einem Manne, wie du bist, gebührt.“ Giafar führte ihn auch wirklich in seinen Palast, wo Sytt a dunya sie erwartete. Als er hineintrat, stand sie auf, entschuldigte sich gegen ihn, und ihre Versöhnung ward durch gegenseitige Umarmungen besiegelt. Ali Schach brachte den übrigen Theil des Tages und die ganze Nacht bei ihr, in dem Schooße der süßesten Vergnügungen, hin.

Den folgenden Tag ging er nach dem Diwan. Der Chalyf ließ ihn nochmals neben sich Platz nehmen und überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen. Ali Schach verwendete die übernatürliche Macht, womit er begabt war, dazu, um die Unternehmungen Harun's zu unterstützen und seinen Ruhm zu vermehren. So verlebten sie denn ein ganzes Jahr in der innigsten Freundschaft.

Als er eines Tages in seinen Palast zurückkehrte, fand er seine geliebte Sytt a dunya von einer tödtlichen Krankheit befallen. Er setzte sich neben sie und verließ sie nicht, während der ganzen Krankheit, die bloß drei Tage dauerte; am vierten starb sie. Dieser Verlust verursachte ihm eine

so tiefe Betrübniß, daß er jede Art von Trost verschmähte, und bald darauf selber starb. Man beerdigte beide in demselben Sarge und in demselben Grabe, nachdem man ihre Körper sorgfältig gewaschen hatte. Harun war selber bei dem Leichenbegängniß zugegen und beweinte lange Zeit Ali Schach; denn er liebte ihn sehr. Indeß, da die Könige nie ihren Vortheil aus dem Auge verlieren, so befahl er dem Giafar, jenen Zauberring zu suchen; allein, wie sehr man auch nachsuchte, es war nicht möglich, ihn zu finden.

Als Scheherasade diese Geschichte vollendet hatte, bezeigte ihr der Sultan, wie viel Vergnügen sie ihm dadurch gemacht habe; und da der Tag noch nicht anbrach, so genehmigte er gern, noch folgendes Abenteuer anzuhören:

Frauenlist.

Man erzählt, daß in der Stadt Bagdad einst ein liebenswürdiger Jüngling von der anmuthigsten Gestalt und dem zierlichsten Wuchs gelebt habe; es war dieß der ausgezeichnetste unter allen Kaufmannssöhnen. Als er eines Tages in seinem Laden saß, ging ein reizendes Mädchen vorüber. Sie schlug die Augen empor, sah ihn an, und bemerkte über der Thür seines Ladens in sehr schönen Zügen folgende Worte geschrieben: „Es gibt keine List außer der Männerlist; denn sie übertrifft noch die List der Frauen.“ Sie ärgerte sich darüber, und nachdem sie eine Weile nachgedacht, sagte sie: „Ich schwöre es bei meinem Schleier, er soll ein Spiel der Frauenlist werden, und diese Inschrift ändern!“

Hundert und vier und neunzigste Nacht.

Den folgenden Tag kam sie wieder. Sie hatte das zierlichste Gewand an, war mit den kostbarsten Juwelen geschmückt, ihre Hände mit Henné gefärbt, und ihre Haarflechten rollten auf ihre Schultern herab. In ihrem Gange schwebte sie voll Adel und Leichtigkeit dahin, ihre Sklavinnen folgten ihr, bis sie sich endlich in den Laden dieses Kaufmanns hinsetzte, unter dem Vorwand, nach allerlei Waaren zu fragen. Nachdem sie ihn gegrüßt hatte, knüpfte sie das Gespräch mit ihm an. „Seht doch einmal," sagte sie zu ihm, „meinen schönen Wuchs an, und wie gerade gewachsen ich bin; ist es wohl erlaubt, sich über mich aufzuhalten und zu sagen, ich sei bucklig?" Zugleich enthüllte sie einen Theil ihrer Brust. Bei dem Anblick dieses blendendweißen Busens wurden dem Kaufmann alle Sinne betäubt, er verlor alle Fassung und rief: „Gott, verhülle dich mit einem Schleier!" — „Kann man sich wohl erlauben," erwiederte sie, „zu sagen, daß ich eine gemeine Figur habe?" Zugleich zeigte sie ihm ihren entblößten Vorderarm, den man für Krystall gehalten haben würde; sie entschleierte ihr Gesicht, welches dem Vollmonde glich, wenn er seiner vierzehnten Nacht entgegengeht, und sagte drauf zu ihm: „Wer kann wagen zu behaupten, daß mein Gesicht durch Blattern entstellt sei, und daß ich bloß auf einem Auge sehe?" Der Kaufmann gestand, daß sie Recht habe. „Aber, edles Fräulein, welcher Grund hat euch denn bewogen, mir die Theile eures Körpers enthüllt zu zeigen, die sonst gewöhnlich durch einen Schleier verhüllt sind?" — „Ihr werdet wissen, Herr," erwiederte sie, „daß ich die unglückliche Tochter eines Vaters bin, welcher der ärgste Tyrann und der verächtlichste Geizhals ist, der die geringste Ausgabe scheut, und keine Aufopferung machen will, um mich zu versorgen, ungeachtet der Wohlthaten, womit der Höchste ihn gesegnet hat; er ist

zugleich einer der mächtigsten Männer dieser Zeit, und mit allen Vorzügen und Glücksgütern dieser Welt reichlich ausgestattet." — „Wer ist denn dein Vater, und welches ist denn sein Stand?" — „Mein Vater ist Groß-Kadi bei dem Gerichtshofe, zu welchem alle Beamten in der Stadt gehören." Mit diesen Worten verließ sie ihn und ging hinweg. Der trostlose Kaufmann, der von Liebe und Staunen hingerissen war, wußte nicht, ob er lebendig oder todt sei. Augenblicklich verschloß er seinen Laden, und eilte nach dem Gerichtshofe, zu dem von ihr bezeichneten Staatsbeamten. Er tritt ein, begrüßt ihn, setzt sich nieder und sagt zu ihm: „Ich komme mit einem Gesuche zu euch; ich bin nämlich leidenschaftlich für eure geliebte Tochter eingenommen." — „Freund," erwiederte der Richter, „meine Tochter paßt nicht für euch. Sie ist weder einen so jungen Mann werth, noch eurer liebenswürdigen Eigenschaften und eurer freundlichen Bewerbung würdig." — „Diese Reden ziemen sich nicht wohl für euch; eure Tochter gefällt mir; warum wollt ihr meiner Absicht entgegen sein?"

Sie wurden endlich eins, und setzten in dem Ehevertrag fest, daß der zukünftige Ehemann fünf Beutel vor der Hochzeitfeierlichkeit, und funfzehn Beutel nachher als Witthum, und um einer etwanigen Ehescheidung vorzubeugen, zahlen solle. Der Vater ließ es nicht an Vorstellungen bei ihm fehlen, doch dieser achtete nicht darauf, und verlangte schon für die nächste Nacht Zutritt bei ihr. Als sie nun wirklich in der folgenden Nacht zusammenzukommen im Begriff waren, und der künftige Ehemann sein Abendgebet verrichtet hatte, trat er in das Zimmer, welches für ihn bereitet war. Er zog den Schleier von dem Gesicht seiner Verlobten, betrachtete sie aufmerksam, und erblickte .... ein Ungeheuer von Mißgestalt. Man fand in diesem Mädchen alles vereinigt, was zur vollständigsten Häßlichkeit ge-

hört. Er brachte also die Nacht mit ihr so zu, als ob er sich in den Gefängnissen des Deylem befunden hätte. Er sehnte sich bloß nach dem Anbruch des Morgens, um sie zu verlassen, und in ein Bad gehen zu können.

Er schlummerte da eine Weile, verrichtete seine Abwaschungen, begab sich dann in seinen Laden, öffnete ihn, und trank seinen Kaffee. Die Leute vom Hafen, die Kaufleute und die angesehensten Privatpersonen fingen an, sich bei ihm einzufinden, einige einzeln, andere in zahlreicher Gesellschaft beisammen. Sie scherzten mit ihm und sagten: „Du hast uns also nicht für würdig geachtet, uns eine Schale Kaffee bei dir einnehmen zu lassen? Die Reize deiner jungen Gattinn haben dir vermuthlich den ganzen Kopf und Verstand eingenommen. Der Höchste mache euch recht glücklich!"

Als der Tag schon etwas weiter vorgerückt war, kam auch die Urheberinn dieses Scherzes gegangen. Sie neigte sich und schwebte sanft daher, wie ein junger Zweig in einem Garten. Sie war noch zierlicher gekleidet und noch wollüstiger geschmückt, als den vorigen Tag, und zwar so, daß die Vorübergehenden sich in zwei Reihen stellten, um sie zu sehen. Sie setzte sich in den Laden, und wünschte ihm einen guten Tag, mit den Worten: „Möge dieser Tag für dich glücklich sein, mein lieber Ola ed dyn! Gott beschütze dich, er mache dich fröhlich und über alle Maßen zufrieden!" Auf dem Gesicht des Kaufmanns spiegelte sich seine Traurigkeit ab, er runzelte die Stirn, ehe er antwortete, und sagte dann zu ihr: „Erkläre mir, was ich dir gethan habe, daß du so gegen mich gehandelt hast?" — „Du hast mir nichts gethan," erwiederte sie, „aber jene Inschrift über der Thür deines Ladens hat mich beleidigt. Kannst du sie ändern und das Gegentheil hinschreiben lassen, so will ich dich aus diesem schlimmen Handel ziehen."

Augenblicklich zog der Kaufmann ein Goldstück hervor,

gab es einem Sklaven und sagte zu ihm: „Geh zu dem und dem Schreiber, und sage ihm, er solle mit den schönsten Buchstaben blau und golden die Worte hinschreiben: „Es gibt keine List außer der Frauenlist; denn sie übertrifft noch die Männerlist.“ — „Laufe nur augenblicklich,“ rief das junge Mädchen.

Der Sklave suchte den Schreiber auf, der sofort die Inschrift hinzeichnete. Der Sklave brachte sie seinem Herren, und dieser brachte sie über seinem Laden an. Das junge Mädchen sagte hierauf zu ihm: „Stehe jetzt auf, gehe nach der Gegend der Zitadelle, triff da mit den Possenreißern, den Affen- und Bärenführern eine Verabredung und befiehl ihnen, morgen früh dich im Justizpalaste aufzusuchen. Du wirst alsdann da sitzen und bei deinem Schwiegervater, dem Kadi, Kaffee trinken. Sie werden dir dann Glück wünschen, dich mit Segenswünschen überhäufen, und ausrufen: „Deine Tage mögen recht glücklich sein, lieber Vater, o du, unser Augapfel! Solltest du dich unser auch schämen, so werden wir uns doch eine Ehre daraus machen, mit dir verwandt zu sein; selbst wenn du uns fortjagen und von dir weisen solltest, wir werden dich dennoch nicht verlassen; denn du bist ja der Sohn unseres Oheims.“ Dann mußt du anfangen, Geld und allerlei Münze unter sie auszustreuen. Der Kadi wird dich darüber befragen, und du mußt ihm dann antworten: Mein Vater war eigentlich ein Affenführer, und dies ist mein Familiengewerbe; indeß, da uns Gott wohlhabend gemacht hat, so haben wir uns als Handelsleute bei dem Aufseher des Hafens in einige Achtung gesetzt.“

Er that es, und alles kam so, wie es das junge Mädchen vorausgesagt hatte.

„Du bist also,“ sagte der Oberrichter zu seinem neuen Schwiegersohne, „ein Herumführer von Affen und gehörst

also zu der Possenreißer-Truppe?" — „Ich kann," erwiederte der Kaufmann, „deiner Tochter zu Liebe nicht meine Familie verläugnen." — „Aber deßhalb ziemt es immer nicht," fuhr der Richter fort, „daß die Tochter eines Rechtsgelehrten, der auf dem Teppich sitzt, wo die Urtheilssprüche gefällt werden, und dessen Geschlecht bis zu den Verwandten des Propheten Gottes hinaufsteigt, dir zur Frau gegeben werde; es ziemt sich nicht, daß die Tochter eines solchen Mannes einem Affenführer oder Taschenspieler preisgegeben werde." — „Allein," sagte der Kaufmann zu ihm, „ehrwürdiger Gesetzlehrer, bedenket, daß es jetzt meine rechtmäßige Frau ist; jedes ihrer Haare wiegt tausend Leben auf, und ich würde mich von ihr nicht trennen, auch wenn ihr mir alle Reiche der Welt geben wolltet."

Endlich kam man doch zu dem Entschlusse, die Ehescheidungsformel auszusprechen; die Ehe wurde aufgelöst und man befreite den einen von dem andern.

Der Kaufmann kehrte jetzt zu der Urheberinn des Scherzes zurück. Sie war die Tochter des Aeltesten der Schmiedezunft. Er hielt bei ihrem Vater um sie an, und heirathete sie. Sie blieben von nun an beisammen, und lebten in Wohlstand, Zufriedenheit und Lebensgenuß, der bis an ihr Ende fortdauerte.

Der Sultan hatte sich an der gutherzigen Einfalt des Richters und an der Gewandtheit des Mädchens sehr belustigt. „Herr," sagte Scheherasade, „wenn Euer Majestät mich noch länger leben lassen wollte, so würde ich euch morgen die Geschichte der Liebschaften des Ali Ebn Bekar und der Schemselnihar, der Favoritinn des Chalyfen Harun Arreschyd erzählen." Der Sultan von Indien genehmigte es, auch noch die Geschichte anzuhören, und stand auf, um sich in die Rathsversammlung zu begeben.

Hundert und fünf und neunzigste Nacht.

Dinarsade, die nie versäumte, ihre Schwester zu wecken, rief sie diese Nacht zur gewöhnlichen Stunde: „Meine liebe Schwester,“ sagte sie zu ihr, „der Tag wird bald anbrechen; ich bitte dich, uns bis dahin noch eine der anmuthigen Geschichten zu erzählen, die du weißt.“

„Du brauchst keine andere zu wählen,“ sagte Schachriar, „als die von der Liebe des Abulhassan Ali Ebn Bekar und der Schemselnihar, Favoritinn des Chalyfen Harun Arreschyd.“

„Herr,“ sagte Scheherasade, „ich will sogleich eure Neugier befriedigen.“ Zu gleicher Zeit begann sie folgendermaßen:

Geschichte
des Abulhassan Ali Ebn Bekar und der Schemselnihar, Favoritinn des Chalyfen Harun Arreschyd.

„Unter der Regierung des Chalyfen Harun Arreschyd lebte zu Bagdad ein Spezereihändler, Namens Abulhassan Ebn Thaher, ein Mann von großem Reichthume, wohlgebildet und von sehr angenehmer Persönlichkeit. Er hatte mehr Geist und Feinheit, als gewöhnlich die Leute seines Gewerbes haben; seine Rechtlichkeit, seine Aufrichtigkeit und seine heitere Laune machten ihn beliebt und gern gesehen bei aller Welt. Der Chalyf, der seinen Werth kannte, setzte in ihn ein blindes Vertrauen. Er schätzte ihn so hoch, daß er ihm ganz die Sorge überließ, seine Favoritinnen mit allem zu versehen, dessen sie nöthig haben möchten. Er war es also, der für sie die Kleider, das Hausge-

räth und den Schmuck auswählte, und that dieses mit bewunderswürdigem Geschmacke.

Seine guten Eigenschaften und die Gunst des Chalyfen zogen die Söhne der Emire und der andern Beamten vom ersten Range in sein Haus, und dieses war der Sammelplatz des ganzen Hofadels.

Aber unter den jungen Herren, die ihn täglich besuchten, war einer, den er höher achtete, als alle die andern, und mit dem er eine besondere Freundschaft gestiftet hatte. Dieser Herr nannte sich Abulhassan Ali Ebn Bekar, und stammte aus einem alten Persischen Königshause, welches noch zu Bagdad bestand, nachdem die Muselmänner Persien durch Gewalt der Waffen erobert hatten. Die Natur schien ein Vergnügen daran gefunden zu haben, in diesem Prinzen alle seltenen Eigenschaften des Leibes und des Geistes zu vereinigen. Sein Gesicht war von vollendeter Schönheit, sein Wuchs schlank, sein Anstand leicht, und seine Miene so einnehmend, daß man ihn nicht ansehen konnte, ohne ihn sogleich zu lieben. Wenn er sprach, so geschah es immer in treffenden und gewählten Ausdrücken, mit anmuthiger und neuer Wendung; selbst der Ton seiner Stimme hatte etwas, das Alle bezauberte, die ihn hörten. Dabei hatte er viel Geist und Scharfsinn, und dachte und sprach über alle Dinge mit bewundernswürdiger Angemessenheit. Er war so zurückhaltend und bescheiden, daß er nie etwas behauptete, ohne mit aller möglichen Vorsicht den Verdacht abzuwenden, als ob er seine Meinung Andern aufdringen wollte. Bei solchen Eigenschaften, wie ich eben an ihm gerühmt habe, darf man sich nicht wundern, daß Ebn Thaher ihn vor den übrigen jungen Herren des Hofes auszeichnete, die meistentheils seinen Tugenden entgegengesetzte Laster hatten.

Eines Tages, als dieser Prinz bei Ebn Thaher war,

erschien eine Frau auf einem schwarz und weiß gefleckten Maulthier, in der Mitte von zehn Sklavinnen, welche sie zu Fuß begleiteten, und alle sehr schön waren, so viel man aus ihrer Haltung und durch den Schleier erkennen konnte, der ihr Gesicht bedeckte. Die Frau trug einen rosenfarbenen vier Finger breiten Gürtel, auf welchem Perlen und Diamanten von außerordentlicher Größe glänzten; und in Ansehung ihrer Schönheit, war leicht zu bemerken, übertraf sie ihre Frauen so weit, als der Vollmond den zweitägigen Neumond. Sie hatte irgend einen Einkauf gemacht, und da sie mit Ebn Thaher zu sprechen hatte, so trat sie in seinen Laden, der sauber und geräumig war, und er empfing sie mit allen Zeichen der tiefsten Ehrerbietung, und bat sie, sich zu setzen, indem er ihr mit der Hand den Ehrenplatz anwies.

Der Prinz von Persien, der eine so schöne Gelegenheit, seine Feinheit und Höflichkeit zu zeigen, nicht wollte vorübergehen lassen, legte das Kissen von Goldstoff zurecht, welches der Frau zur Lehne dienen sollte, und zog sich dann eilig zurück, damit sie sich niedersetzen könnte. Hierauf begrüßte er sie, indem er den Teppich zu ihren Füßen küßte, erhob sich wieder und blieb am Ende des Sofa's vor ihr stehen. Da sie mit Ebn Thaher auf vertrautem Fuße stand, so nahm sie ihren Schleier ab, und ließ den Augen des Prinzen von Persien eine so außerordentliche Schönheit entgegen strahlen, daß er davon bis ins Herz getroffen wurde. Die Frau ihrerseits konnte sich auch nicht enthalten, den Prinzen zu betrachten, dessen Anblick auf sie denselben Eindruck machte.

„Herr," sagte sie zu ihm mit freundlicher Miene, „ich bitte euch, setzet euch."

Der Prinz von Persien gehorchte, und setzte sich auf den Rand des Sofa's. Seine Augen blieben stets auf sie

geheftet, und er verschlang in langen Zügen das süße Gift der Liebe. Denn ihre Schönheit war so groß, daß man folgende Verse eines Dichters auf sie anwenden konnte:

„Sie ist die Sonne, und ihr Wohnsitz ist der Himmel: tröste also dein Herz mit dem besten Troste;"

„Denn zu ihr vermag man nicht hinaufzusteigen, und sie kann nicht zu dir herab."

Sie bemerkte bald, was in seiner Seele vorging; und diese Entdeckung mußte sie vollends für ihn entflammen. Sie stand auf, näherte sich Ebn Thaher, und nachdem sie ihm ganz leise die Absicht ihres Besuches gesagt hatte, fragte sie ihn nach dem Namen und Vaterlande des Prinzen von Persien. „Herrinn," antwortete ihr Ebn Thaher, „dieser junge Herr, von dem ihr redet, nennt sich Abulhassan Ali Ebn Bekar, und ist ein Prinz von königlichem Geblüte."

Die Frau war erfreut, zu vernehmen, daß derjenige, den sie schon so leidenschaftlich liebte, von so hohem Stande war. „Ihr wollt ohne Zweifel sagen," begann sie wieder, „daß er von den Königen von Persien abstammt?"

„Ja, Herrinn," erwiederte Ebn Thaher, „die letzten Könige von Persien sind seine Ahnen. Seit der Eroberung dieses Königreichs haben die Prinzen seines Hauses sich am Hofe unserer Chalyfen stets hervorgethan."

„Ihr macht mir ein großes Vergnügen," sagte sie hierauf, „mich mit diesem jungen Herrn bekannt zu machen." — „Sobald ich diese Frau sende," fügte sie hinzu, indem sie auf eine ihrer Sklavinnen zeigte, „um euch zu mir zu entbieten, so bitte ich euch, ihn mitzubringen. Ich möchte ihm gern die Pracht meines Hauses zeigen, damit er rühmen könne, daß bei den vornehmen Leuten zu Bagdad der Geiz nicht herrschet. Ihr versteht wohl, was ich sagen will. Vergesset es nicht; sonst bin ich sehr böse auf euch, und komme in meinem Leben nicht wieder hieher."

Ebn Thaher hatte zu viel Scharfsinn, um aus diesen Worten nicht die Empfindungen der Frau zu erkennen. „Meine Fürstinn, meine Königinn," erwiederte er, „Gott bewahre mich, euch jemals einen Anlaß zum Zorne gegen mich zu geben. Ich werde es mir stets zum Gesetze machen, eure Befehle zu vollziehen."

Auf diese Antwort nahm die Frau Abschied von Ebn Thaher, indem sie ihm eine Verneigung mit dem Kopfe machte; und nachdem sie dem Prinzen von Persien einen freundlichen Blick zugeworfen hatte, bestieg sie wieder ihr Maulthier und ritt weg. . . ."

Bei dieser Stelle schwieg die Sultaninn Scheherasade, zum großen Mißvergnügen des Sultans von Indien, welcher aufstehen mußte, weil der Tag schon anbrach.

Sie setzte in der folgenden Nacht diese Geschichte fort, und sagte zu Schachriar:

Hundert und sechs und neunzigste Nacht.

„Herr, der Prinz von Persien, sterblich verliebt in die schöne Frau, begleitete sie mit den Augen, so lange er sie sehen konnte; und als sie schon längst seinen Blicken entschwunden war, hielt er dennoch die Augen auf den Weg gerichtet, welchen sie genommen hatte.

Ebn Thaher machte ihm bemerklich, daß einige Leute ihn beobachteten und anfingen über seine Stellung zu lachen. „Ach," sagte der Prinz zu ihm, „die Leute und ihr würdet Mitleid mit mir haben, wenn ihr wüßtet, daß die schöne Frau, die eben von euch gegangen ist, den besseren Theil meiner selbst mit sich hinweg führt, und daß der übrige Theil nicht davon getrennt zu bleiben strebt! Saget mir, ich beschwöre euch darum," fügte er hinzu, „wer ist diese Frau, welche die Leute zur Liebe zwingt, ohne ihnen Zeit zur Besinnung zu lassen."

„Herr," antwortete ihm Ebn Thaher, „es ist die berühmte Schemselnihar[9]), die erste Favoritinn des Chalyfen, unsers Herrn."

„Mit Recht führt sie diesen Namen," unterbrach ihn der Prinz, „denn sie ist schöner, als die Sonne an einem wolkenlosen Tage."

„Das ist wahr," erwiederte Ebn Thaher; „auch liebt sie der Beherrscher der Gläubigen sehr, oder vielmehr, er betet sie an. Er hat mir ausdrücklich befohlen, ihr alles zu liefern, was sie von mir fordert, und selbst, so viel es mir immer möglich ist, allen ihren Wünschen zuvorzukommen."

Er sprach also zu ihm, um ihn abzuhalten, sich in eine Liebe zu verstricken, welche nur unglücklich sein konnte: aber dies diente nur dazu, ihn noch mehr zu entflammen. „Es ahnte mir wohl, reizende Schemselnihar," rief er aus, „daß es mir nicht erlaubt sein würde, meine Gedanken bis zu euch zu erheben, dennoch fühle ich, obwohl ohne Hoffnung, von euch geliebt zu werden, daß es nicht in meiner Gewalt steht, aufzuhören euch zu lieben. Ich werde euch also ewig lieben, und mein Geschick segnen, der Sklave des schönsten Wesens zu sein, das die Sonne bescheint."

Während der Prinz von Persien also sein Herz der schönen Schemselnihar weihte, sann diese, indem sie heimkehrte, auf Mittel und Wege, den Prinzen zu sehen und sich ohne Zwang mit ihm zu unterhalten.

Sie war kaum wieder in ihrem Palaste angekommen, als sie zu Ebn Thaher diejenige von ihren Frauen schickte, die sie ihm gezeigt und in die sie ihr ganzes Vertrauen gesetzt hatte, um ihm zu sagen, daß er ohne Aufschub mit dem Prinzen von Persien zu ihr kommen möchte.

Die Sklavinn kam in Ebn Thahers Laden, in dem Augenblicke, als derselbe noch mit dem Prinzen von Persien sprach und sich bemühte, durch die stärksten Gründe ihm die

Liebe zu der Favoritinn des Chalyfen auszureden. Als sie beide beisammen sah, sagte sie zu ihnen: „Ihr Herren, meine verehrte Herrinn Schemselnihar, die erste Favoritinn des Beherrschers der Gläubigen, bittet euch in ihren Palast zu kommen, wo sie euch erwartet."

Ebn Thaher, um seinen schleunigen Gehorsam zu bezeigen, stand sogleich auf, und ohne der Sklavinn etwas zu antworten, folgte er ihr, nicht ohne einiges Widerstreben. Der Prinz dagegen folgte ihr, ohne an die Gefahr zu denken, welche mit diesem Besuche verbunden war. Die Gegenwart Ebn Thahers, der freien Zutritt bei der Favoritinn hatte, überhob ihn aller Unruhe. Beide folgten also der Sklavinn, die etwas voraus ging, in den Palast des Chalyfen, und gelangten mit ihr an die Thür des kleinen Palastes der Schemselnihar, welche schon geöffnet war. Sie führte beide in einen großen Saal, und bat sie, sich zu setzen.

Der Prinz glaubte sich in einen jener wonnevollen Paläste versetzt, welche man uns in jener Welt verheißt. Er hatte noch nichts gesehen, was mit der Pracht des Orts zu vergleichen war, wo er sich jetzo befand. Die Fußteppiche, die Lehnkissen und der übrige Zubehör des Sofa's, das Zimmergeräthe, die Zierathen der Baukunst, waren von einer Schönheit und einem Reichthume, die in Erstaunen setzten.

Bald nachdem er sich mit Ebn Thaher gesetzt hatte, brachte ihnen eine sehr saubere schwarze Sklavinn einen mit den erlesensten Speisen besetzten Tisch, deren köstlicher Geruch die Feinheit ihrer Zurichtung ankündigte.

Während sie aßen, verließ die Sklavinn, welche sie hergeführt hatte, sie nicht; sie war sehr bemüht, ihnen die Gerichte zu empfehlen, welche sie als die besten kannte; andere Sklavinnen schenkten ihnen gegen das Ende der Mahlzeit trefflichen Wein ein. Als sie fertig waren, reichte man jedem besonders ein Becken mit einem goldnen Gefäße

voll Wasser, um sich die Hände zu waschen; und hierauf brachte man ihnen ein goldenes Rauchfaß, mit brennendem Aloeholz, womit sie sich den Bart und die Kleider durchräucherten. Auch wohlriechendes Wasser wurde nicht vergessen; es war in einem goldenen, mit Diamanten und Rubinen besetzten, eigens dafür bestimmten Gefäße, und wurde ihnen in beide Hände gesprengt, womit sie sich, der Gewohnheit gemäß, den Bart und das Gesicht benetzten.

Sie nahmen nun ihren Platz wieder ein; aber kaum hatten sie sich gesetzt, so bat die Sklavinn sie, aufzustehen und ihr zu folgen. Sie öffnete ihnen eine Thüre des Saales, darin sie waren, und sie traten in einen größeren Saal von bewundernswürdiger Bauart: er hatte eine Kuppel von zierlicher Gestalt, getragen von hundert Säulen aus schönem alabasterweißem Marmor. Die Knäufe und Füße dieser Säulen waren mit vergoldetem Bildwerke von vierfüßigen Thieren und Vögeln mannigfaltiger Art geziert. Der Fußteppich dieses außerordentlichen Saales bestand aus einem einzigen Stücke Goldstoff, gestickt mit Rosensträußen von rother und weißer Seide, und gewährte, mit der eben so mit Arabesken bemahlten Kuppel, einen reizenden Anblick. Zwischen jedem Säulenpaare stand ein auf dieselbe Art verzierter kleiner Sofa, nebst großen Gefäßen von Porzelan, Jaspis, Gagath, Porphyr, Achat, und anderen kostbaren Gesteinen, geschmückt mit Gold und Juwelen. Die Zwischenräume der Säulen waren eben so viele große Fenster mit vorspringendem, gleich den Sofa's verzierten Geländer, und gaben die Aussicht auf den reizendsten Garten von der Welt. Seine Gänge bildeten durch kleine Steine von verschiedenen Farben den Fußteppich des Saales nach, so daß, wenn man nach innen und außen blickte, es schien, als wenn der Saal und der Garten mit allen seinen Reizen auf einem und demselben Teppiche ständen. Der Blick war

ringsum, längs der Gänge hin, durch zwei Kanäle mit krystallhellem Wasser begränzt, die im gleichen Kreise mit dem runden Saale liefen, und von welchen der eine etwas höhere wie eine ausgebreitete Silberdecke in den unteren herabfiel. Schöne Vasen von vergoldetem Erze, worin Gesträuche und Blumen standen, waren in gewissen Entfernungen aufgestellt. Diese Gränze durchschnitten große, mit schlanken und laubigen Bäumen besetzte Räume, wo tausend Vögel ein klangvolles Konzert anstimmten, und das Auge durch Hin- und Herfliegen ergötzten, so wie durch ihre bald unschuldigen, bald blutigen Kämpfe, welche sie sich in der Luft lieferten.

Der Prinz und Ebn Thaher verweilten lange bei der Betrachtung dieser großen Pracht. Bei jedem Gegenstande, der ihnen auffiel, brachen sie in lautes Erstaunen und Bewunderung aus; besonders der Prinz von Persien, der niemals etwas gesehen hatte, das mit dem zu vergleichen war, was er jetzo sah. Und Ebn Thaher, obwohl er schon einigemal diesen prächtigen Ort betreten hatte, entdeckte darin noch Schönheiten, welche ihm ganz neu erschienen. Kurz, beide wurden nicht müde, so viel seltene Gegenstände zu bewundern, und sie waren noch angenehm damit beschäftigt, als sie eine Gesellschaft reichgekleideter Frauen erblickten. Sie saßen alle draußen, in einiger Entfernung von dem Saale, jede auf einem Stuhle von Indischem, mit Silberdraht ausgezierten Platanenholze, mit einem Musikinstrument in der Hand; und sie erwarteten nur den Befehl, um darauf zu spielen.

Sie stellten sich beide an das Geländer, wo man das Gesicht dieser Sklavinnen sehen konnte; und indem sie von hier zur Rechten schauten, sahen sie einen großen Hof, aus welchem Stufen in den Garten herauf führten, und der von sehr schönen Gemächern umgeben war.

Die Sklavinn hatte sie verlassen, und als sie so allein waren, unterhielten sie sich eine Zeitlang. „Ihr, als ein kluger Mann," sagte der Prinz von Persien, „betrachtet ohne Zweifel auch mit großer Zufriedenheit diese Zeichen von Größe und Macht. Ich, für mein Theil, glaube, daß es nichts Erstaunlicheres auf der Welt gibt; aber wenn ich daran denke, daß dieses die glänzende Wohnung der nur zu liebenswürdigen Schemselnihar, und daß es der erste Monarch der Erde ist, der sie hier gefangen hält, so gestehe ich euch, daß ich mich als den unglücklichsten aller Menschen fühle. Mich dünkt, daß es keine grausamere Bestimmung gibt, als die meinige, einen Gegenstand zu lieben, der in der Gewalt meines Nebenbuhlers ist, und zwar an einem Orte, wo dieser Nebenbuhler so mächtig ist, daß ich diesen Augenblick selbst meines Lebens nicht sicher bin."

Scheherasade erzählte diese Nacht nicht weiter, weil sie den Tag anbrechen sah. In der folgenden Nacht nahm sie den Faden wieder auf, und sagte zu dem Sultan von Indien:

Hundert und sieben und neunzigste Nacht.

„Herr, als Ebn Thaher den Prinzen von Persien also reden hörte, antwortete er ihm: „Herr, wollte Gott, daß ich euch eben so gewisse Versicherungen über den glücklichen Erfolg eurer Liebe geben könnte, als über die Sicherheit eures Lebens! Obgleich dieser prächtige Palast dem Chalyfen gehört, der ihn eigens für Schemselnihar hat bauen lassen, unter dem Namen: Palast der ewigen Freuden, als einen Theil seines eigenen Palastes, nichts destoweniger müßt ihr wissen, daß diese Frau darin in vollkommner Freiheit lebt. Sie ist nicht von Verschnittenen umgeben, die über alle ihre Handlungen wachen. Sie hat ihr eigenes Hausgesinde, worüber sie unbeschränkt schaltet. Sie geht

aus in die Stadt, ohne jemand um Erlaubniß zu fragen; sie kömmt wieder, wann es ihr beliebt; und niemals besucht sie der Chalyf, ohne Mesrur, das Oberhaupt seiner Verschnittenen, vorauszusenden, sie davon zu benachrichtigen, um sich auf seinen Empfang vorzubereiten. Also dürft ihr ganz ruhig sein, und alle eure Aufmerksamkeit auf das Konzert richten, womit, wie ich sehe, Schemselnihar euch beehren will."

Indem Ebn Thaher diese Rede endigte, sahen sie die vertraute Sklavinn der Favoritinn kommen, die den vor ihnen sitzenden Frauen den Befehl ertheilte, zu singen und ihre Instrumente zu spielen. Sogleich spielten alle zusammen, wie zum Eingange; und nachdem sie eine Weile so gespielt hatten, fing eine allein an zu singen, und begleitete ihre Stimme mit einer Laute, welche sie bewundernswürdig schön spielte. Sie sang mit wohllautender Stimme folgende Verse:

„O Schönheit, zu welcher die Liebe in meinem Herzen mit jedem Augenblicke wächst, herrsche über mich, wie dir es beliebt;"

„Und kühle durch deine Annäherung die Flammen meines Herzens, welches deine Entfernung aufzehrt."

„Nimm zum Lohne dahin, was du immer willst: — doch keinen andern Lohn kann ich dir bieten, als meinen Märtyrer-Tod!"

Da sie angewiesen war, über welchen Gegenstand sie singen sollte, so waren ihre Worte so übereinstimmend mit den Empfindungen des Prinzen von Persien, daß er sich nicht enthalten konnte, am Ende des Gesanges seinen Beifall auszudrücken. „Ist es möglich," rief er aus, „daß ihr die Gabe habt, in die Herzen einzudringen, und daß eure Kunde von dem, was in dem meinen vorgeht, euch veranlaßt habe, uns eure reizende Stimme in diesem Ge-

sange hören zu lassen? Ich vermöchte mich selber nicht anders auszudrücken."

Die Sängerinn antwortete nichts auf diese Anrede. Sie fuhr fort, und sang noch folgende Verse:

„Ich bin von Liebe für sie entbrannt, ohne je gewußt zu haben, was Liebe ist."

„In meinem Herzen und Busen wüthet eine Flamme, die mich wahnsinnig macht."

„Thränen vergießen ist mir zur heiligen Pflicht geworden; und wider meinen Willen zu seufzen, kann ich nicht mehr unterlassen."

Der Prinz wurde hiedurch so gerührt, daß er die Worte mit Thränen in den Augen wiederholte; was genugsam zu erkennen gab, daß er den Sinn derselben auf sich anwendete. Als sie alle ihre Verse gesungen hatte, stand sie mit ihren Begleiterinnen auf, und alle zusammen stimmten folgenden Gesang an:

„Gott ist groß!"

„Nun erscheint der Vollmond, und die Sonne vereinigt nun die Geliebte mit dem Liebenden!"

„Wer hat wohl je die Sonne und den leuchtenden Mond in den Gärten des ewigen Vergnügens und der Welt vereinigt gesehen?!"

Das bedeutete, daß Schemselnihar nun erscheinen, und der Prinz von Persien alsbald das Vergnügen haben würde, sie zu sehen.

In der That bemerkten Ebn Thaher und der Prinz von Persien, indem sie nach der Seite des Hofes hinblickten, daß die vertraute Sklavinn sich näherte, in Begleitung von zehn schwarzen Frauen, die mit vieler Mühe einen großen, bewundernswürdig gearbeiteten Thron von gediegenem Silber trugen, welchen sie in einer gewissen Entfernung vor ihnen hinsetzen ließ; worauf die schwarzen

Sklavinnen sich hinter die Bäume am Anfange eines Ganges zurückzogen.

Demnächst kamen zwanzig, sämmtlich schöne und sehr reich und auf gleiche Weise gekleidete Frauen, in zwei Reihen daher, jede mit einem Instrument, auf welchem sie spielten und dazu sangen, und stellten sich so zu beiden Seiten des Thrones.

Alle diese Dinge fesselten die Aufmerksamkeit des Prinzen von Persien und Ebn Thaher's um so mehr, als beide begierig waren, zu sehen, womit sie beschließen würden.

Endlich sahen sie an derselben Thüre, aus welcher die zehn schwarzen Weiber mit dem silbernen Throne, und die folgenden zwanzig Sängerinnen gekommen waren, zehn andere gleich schöne und reich gekleidete Frauen erscheinen, welche einige Augenblicke dort stille standen. Sie erwarteten ihre Herrinn, die endlich erschien und in ihre Mitte trat...."

Der Tag, welcher schon das Gemach Schachriars zu erhellen begann, legte Scheherasaden Stillschweigen auf. In der folgenden Nacht fuhr sie also fort:

Hundert und acht und neunzigste Nacht.

„Schemselnihar trat also in die Mitte der zehn Frauen, die sie an der Thüre erwartet hatten. Sie war leicht unter ihnen zu erkennen, sowohl durch ihren Wuchs und ihre majestätische Haltung, als durch eine Art Mantel von einem sehr leichten himmelblauen, mit Gold durchwirkten Stoffe; sie trug diesen auf den Schultern befestigt, über ihrem Kleide, welches das sauberste, geschmackvollste und prächtigste war, das man sich nur denken kann. Die Perlen, Diamanten und Rubinen, welche ihr zum Schmucke dienten, waren nicht in Ueberladung ausgestreuet: alles war nur in kleiner Anzahl da, aber auserlesen und von unschätzbarem

Werthe. Sie trat mit einer Majestät daher, wie die Sonne in ihrem Laufe mitten durch das Gewölk, welches ihren Glanz aufnimmt, ohne ihn zu verhüllen, und setzte sich auf den silbernen Thron, der für sie hergebracht war.

Sobald der Prinz von Persien Schemselnihar erblickte, hatte er nur Augen für sie. „Man erkundigt sich nicht mehr nach dem, das man suchte, sobald man es erblickt," sprach er zu Ebn Thaher; „und aller Zweifel schwindet, sobald die Wahrheit sich offenbart. Seht ihr diese bezaubernde Schönheit? Sie ist die Ursache meiner Leiden; Leiden, die ich segne, und nicht aufhören werde zu segnen, wie hart und wie langwierig sie auch sein mögen! Bei diesem Anblicke bin ich meiner selbst nicht mehr mächtig; meine Seele geräth in Unruhe, und Empörung, und ich fühle, daß sie mich verlassen will. So geh denn hin, o meine Seele, ich erlaube es dir! Aber thu es zum Wohle und zur Erhaltung dieses gebrechlichen Leibes. — Ihr seid es, grausamer Ebn Thaher, der diese Verwirrung veranlaßt hat: ihr wähntet mir ein großes Vergnügen zu machen, indem ihr mich hieher führtet; und ich sehe, daß ich zur Vollendung meines Verderbens her gekommen bin — Verzeihet mir," fuhr er fort, indem er sich wieder faßte, „ich täusche mich, gern bin ich her gekommen, und ich habe nur mich anzuklagen." Bei diesen Worten zerfloß er in Thränen.

„Es freut mich," sagte Ebn Thaher darauf, „daß ihr mir Gerechtigkeit widerfahren laßt. Als ich euch sagte, daß Schemselnihar die Favoritinn des Chalyfen ist, that ich es ausdrücklich deshalb, um dieser unseligen Leidenschaft zuvorzukommen, welche ihr mit Wohlgefallen in eurem Herzen nähret. Alles, was ihr hier sehet, muß euch davon abwenden, und ihr dürft nur noch den Empfindungen der Dankbarkeit Raum geben, für die Ehre, welche Schemselnihar euch erweiset, indem sie mir befahl, euch mit mir zu brin=

gen. Rufet also eure verwirrte Vernunft zurück, und setzet euch in den Stand, vor ihr zu erscheinen, wie der Wohlstand es fordert. Sehet, da kömmt sie. Wäre es nicht schon so weit gediehen, so würde ich andere Maaßregeln nehmen; weil aber die Sache nun einmal geschehen ist, so bitte ich Gott, daß es uns nicht gereuen möge. — Was ich euch noch einzuschärfen habe," fuhr er fort, „ist, daß die Liebe eine Verrätherinn ist, und euch in einen Abgrund stürzen kann, aus welchem ihr euch nie wieder befreiet."

Ebn Thaher hatte nicht Zeit, noch mehr zu sagen, weil Schemselnihar herankam. Sie setzte sich auf ihren Thron, und grüßte sie beide durch eine Neigung des Hauptes. Aber ihre Augen verweilten auf dem Prinzen von Persien, und beide unterredeten sich mit einander in einer stummen, mit Seufzern untermischten Sprache, durch welche sie sich in wenigen Augenblicken mehr sagten, als sie in langer Zeit durch Worte vermocht hätten. Je länger Schemselnihar den Prinzen ansah, je mehr bestärkten ihre Blicke sie in dem Gedanken, daß er gegen sie nicht gleichgültig wäre; und schon überzeugt von der Gegenliebe des Prinzen, fühlte sie sich die glücklichste Sterbliche auf der Welt. Sie wandte endlich ihre Augen von ihm, und befahl den Frauen, die zuerst gesungen hatten, sich zu nähern. Diese standen auf, und während sie herantraten, kamen die schwarzen Weiber aus dem Baumgange wieder hervor, trugen ihnen die Stühle nach, und stellten sie nahe an das vorspringende Fenster des Saales, wo Ebn Thaher und der Prinz von Persien saßen, dergestalt, daß die Stühle mit dem Throne der Favoritinn und den Frauen zu ihren Seiten, einen Halbkreis vor ihnen bildeten.

Als die Frauen, welche zuvor auf den Stühlen saßen, auf einen Wink Schemselnihars, alle ihren Platz wieder eingenommen hatten, wählte ihre reizende Herrinn eine von

ihnen aus, zu singen. Nachdem diese Frau ihre Laute gestimmt hatte, sang sie folgendes Lied:

„Der Geliebte eilet zu der Geliebten, und die Zärtlichkeit macht beide Herzen zu einem Herzen.“

„Sie nahen sich dem Bache der Liebe, und genießen in vollem Maaße seines köstlich süßen Wassers.“

„Hier verweilen sie, und mit Thränen im Auge wiederholen sie sich folgende Worte:“

„Warum gehöre ich nicht dir, und du mir an? Allein das Geschick ist schuld daran, nicht uns ist die Schuld zuzuschreiben, die wir unter dem Einflusse des Geschickes stehen.“

Schemselnihar deutete durch ihre Blicke und Gebehrden diese Worte so sichtlich auf sich und den Prinzen von Persien, daß dieser sich nicht länger halten konnte. Er stand halb auf, lehnte sich über die Fensterbrüstung hinaus, und bat eine von den nächsten Gespielinnen der Frau, die eben gesungen hatte, auf sein Thun Acht zu geben; und da sie nahe war, sagte er zu ihr: „Merket auf mich, und erzeiget mir die Gefälligkeit, mit eurer Laute den Gesang zu begleiten, den ich anstimmen werde.“ Und nun sang er folgendes Lied:

„Wegen der großen Entfernung, die zwischen dir und mir ist, ziemt meinem Auge nichts anders, als Weinen: du Wonne und Sehnsucht meiner Augen, du einziges Ziel meiner Wünsche, du mein Abgott!“

„Erleichtere das Schicksal desjenigen, dessen Augen in Thränen des Kummers und der Betrübniß schwimmen, dessen Liebe sein Innerstes durchdringt, und dessen Schwermuth sonst lebenslang dauern wird.“

Sobald er geendigt hatte, folgte Schemselnihar seinem Beispiele, und sagte zu einer ihrer Frauen: „Merke auf mich, und begleite meine Stimme.“ Zu gleicher Zeit sang

sie ein Lied, welches das Herz des Prinzen nur noch mehr in Flammen setzte; und dieser antwortete ihr wieder durch einen Gesang, der noch leidenschaftlicher war, als der zuerst gesungene.

Als die beiden Liebenden also durch ihre Gesänge ihre wechselseitige Zärtlichkeit erklärt hatten, vermochte Schemselnihar nicht länger der Gewalt der ihrigen zu widerstehen. Ganz außer sich erhub sie sich von ihrem Throne, und näherte sich der Thüre des Saales. Der Prinz, ihre Absicht verstehend, erhub sich auch sogleich und eilte ihr entgegen. Beide begegneten sich unter der Thüre, wo sie einander die Hände entgegenstreckten, und sich mit solcher Inbrunst umarmten, daß sie ohnmächtig wurden. Sie wären umgesunken, wenn die Frauen, welche Schemselnihar gefolgt waren, es nicht verhindert hätten; diese hielten sie aufrecht, und trugen sie auf ein Sofa, wo sie sie wieder zu sich brachten, indem sie ihnen wohlriechendes Wasser ins Gesicht spritzten und sie mehrere andere Wohlgerüche einziehen ließen.

Als beide wieder zur Besinnung gekommen waren, war das erste, was Schemselnihar that, daß sie nach allen Seiten um sich blickte; und da sie Ebn Thaher nicht sah, fragte sie hastig, wo er wäre. Ebn Thaher hatte sich aus Ehrerbietigkeit entfernt, während die Frauen um ihre Gebieterinn beschäftigt waren, und fürchtete mit Recht üble Folgen von dem, was er eben gesehen hatte. Sobald er hörte, daß Schemselnihar nach ihm fragte, näherte er sich, und trat vor sie hin ...."

Bei dieser Stelle hörte die Sultaninn Scheherasade auf zu erzählen, weil der Tag anbrach. In der folgenden Nacht fuhr sie also fort:

Hundert und neun und neunzigste Nacht.

„Schemselnihar war erfreut, Ebn Thaher zu sehen, und bezeugte ihm ihre Freude in folgenden verbindlichen Worten: „Ebn Thaher, ich weiß nicht, wie ich für die unendlichen Verpflichtungen, welche ich gegen euch habe, meine Erkenntlichkeit bezeigen soll. Ohne euch hätte ich den Prinzen von Persien nie kennen gelernt und das Liebenswürdigste, das es auf der Welt gibt, nie geliebt. Seid indeß überzeugt, daß ich nicht undankbar sterben werde, sondern daß meine Erkenntlichkeit wo möglich dem Dienst entsprechen soll, den ich euch verdanke."

Ebn Thaher antwortete auf diese höfliche Anrede nur durch eine tiefe Verbeugung, und wünschte Schemselnihar die Erfüllung aller ihrer Wünsche.

Schemselnihar wandte sich nun zu dem Prinzen von Persien, der neben ihr saß, und indem sie ihn mit einer Art von Verwirrung über das zwischen ihnen Vorgefallene anblickte, sprach sie zu ihm: „Mein Theurer, ich bin versichert, daß ihr mich liebt; und mit welcher Gluth ihr mich auch liebt, ihr könnt nicht zweifeln, daß meine Liebe eben so heftig sei, als die eure. Aber verhehlen wir es uns nicht: wie sehr auch eure Gefühle mit den meinen übereinstimmen, so sehe ich doch auch für euch, wie für mich, nichts als Sorgen, Sehnsucht und tödtliches Weh. Es gibt kein anderes Mittel gegen unsere Leiden, als uns immerdar zu lieben, uns in den Willen des Himmels zu ergeben, und zu erwarten, was er über uns verhängt."

„Herrinn," antwortete ihr der Prinz von Persien, „ihr würdet mir das größte Unrecht von der Welt thun, wenn ihr nur einen Augenblick an der Dauer meiner Liebe zweifeltet: sie ist mit meiner Seele dergestalt vereinigt, daß sie den besseren Theil derselben ausmacht, und daß ich sie selbst nach meinem Tode noch bewahren werde. Leiden, Qualen,

Martern, nichts vermag mich zu hindern, euch zu lieben." Indem er diese Worte aussprach, flossen seine Augen von Thränen über; und Schemselnihar konnte die ihrigen nicht zurückhalten.

Ebn Thaher nahm diese Zeit wahr, zu reden: „Herrinn," sagte er zu ihr, „erlaubet mir, euch zu erinnern, daß ihr, anstatt in Thränen zu zerfließen, lieber euch freuen solltet, euch so vereint zu sehen. Ich begreife nicht euren Schmerz. Wie wird es erst sein, wenn die Nothwendigkeit euch zwingt, euch zu trennen? Wir sind schon lange hier; und ihr wißt, Herrinn, daß es Zeit ist, uns zurückzuziehen."

„Ach, wie grausam ihr seid!" erwiederte Schemselnihar. „Ihr, der die Ursache meiner Thränen kennt, solltet ihr nicht Mitleid mit dem unglücklichen Zustande haben, worin ihr mich sehet? Traurige Nothwendigkeit! Was habe ich denn verbrochen, daß ein grausames Verhängniß mir verbietet, mich dessen zu erfreuen, das ich einzig liebe?"

Da sie überzeugt war, daß Ebn Thaher nur aus Freundschaft zu ihr gesprochen, so nahm sie ihm nicht übel, was er zu ihr gesagt hatte, vielmehr benutzte sie es. In der That gab sie der vertrauten Sklavinn einen Wink, und diese ging sogleich hinaus, und brachte bald darauf einen kleinen silbernen, mit Früchten besetzten Tisch, welchen sie zwischen ihre Gebieterinn und den Prinzen von Persien hinstellte. Schemselnihar wählte das beste darunter aus, reichte es dem Prinzen, und bat ihn, ihr zu Liebe davon zu essen. Er nahm es, und brachte die Stelle an seinen Mund, welche sie berührt hatte. Er reichte seinerseits einige Früchte an Schemselnihar, die sie auch nahm und auf dieselbe Weise aß. Sie vergaß auch nicht, Ebn Thaher einzuladen, mit ihnen zu essen; dieser aber, der sich an einem Orte sah, wo er sich nicht in Sicherheit glaubte, wäre lieber zu Hause gewesen, und aß nur aus Gefälligkeit mit. Nachdem abgetragen war,

brachte man ein silbernes Becken mit Wasser in einem goldenen Gefäße, und sie wuschen sich sämmtlich die Hände. Hierauf nahmen sie ihre Plätze wieder ein, und drei von den zehn Frauen brachten jede eine Schale von Bergkrystall voll köstlichen Weines, auf einer goldenen Unterschale, und setzten sie vor Schemselnihar, dem Prinzen von Persien und Ebn Thaher hin.

Um mehr allein zu sein, behielt Schemselnihar nur die zehn schwarzen Frauen, die singen und spielen konnten, bei sich; und nachdem sie alle übrigen weggeschickt hatte, nahm sie eine der Trinkschalen, und dieselbe in der Hand haltend, sang sie folgende zärtliche Worte, welche eine der Frauen mit ihrer Laute begleitete:

„Mein Leben gebe ich preis für denjenigen, der meinen Gruß so freundlich erwiederte; er hat meine Lust zur Liebe wieder erneuert, nachdem ich schon alle Hoffnung aufgegeben hatte.“

„So oft er erscheint, so verräth bei mir die Sehnsucht meine Geheimnisse, und offenbaret dem, der mich darum beneidet, was in meinem Innersten vorgeht.“

„Er weinet vor Neid, ich vor Liebesfreude. Jeder, der es siehet, sollte glauben, wir weinen beide vor Liebe zu ihm.“

Als sie dies gesungen hatte, trank sie; hierauf nahm sie eine der beiden andern Schalen, reichte sie dem Prinzen, und bat ihn, ihr zu Liebe zu trinken. Er nahm sie mit freudigem Entzücken der Liebe; aber bevor er trank, sang er auch folgendes Lied, welches eine andere der Frauen mit ihrem Saitenspiele begleitete:

„Es fließen meine Thränen, sie gleichen meinem Weine und vermischen sich mit ihm: wer hat je, wie ich, das Auge zum Becher gehabt?“

„Und wahrlich, ich weiß nicht, ob Wein aus meinen Augen quillt, oder ob ich von meinen Thränen trinke.“

Und indem er so sang, flossen seine Augen von Thränen über.

Schemselnihar reichte endlich die dritte Schale an Ebn Thaher, der ihr für ihre Güte und die ihm erwiesene Ehre höflich dankte; und eine andere Sklavinn nahm die Laute, und sang für ihn folgende Verse:

„Die Thränen verdrängen einander auf seinen Wangen, wegen des Liebesbrandes, der in seiner Brust wüthet.“

„Er weint in der Geliebten Nähe, aus Furcht vor ihrer Entfernung. Ferne und nahe strömen die Thränen gleich stark.“

Hierauf nahm Schemselnihar einer ihrer Frauen die Laute aus der Hand, und begleitete sie mit ihrer Stimme auf eine so leidenschaftliche Weise, daß sie ganz außer sich schien; und der Prinz von Persien, mit fest auf sie gehefteten Augen, saß unbeweglich, als wenn er verzaubert wäre.

Mittlerweile trat die vertraute Sklavinn ganz verstört herein, und sagte zu ihrer Herrinn: „Gnädige Frau, Mesrur und zwei andere Hofbedienten, in Begleitung mehrerer Verschnittenen, sind an der Thüre, und verlangen im Namen des Chalyfen mit euch zu sprechen.“ Als der Prinz von Persien und Ebn Thaher diese Worte vernahmen, veränderten sie die Farbe, und fingen an zu zittern, als wenn ihr Untergang schon gewiß wäre. Aber Schemselnihar, die es bemerkte, beruhigte sie durch einen Seufzer . . .“

Das anbrechende Tageslicht nöthigte Scheherasaden, hier ihre Erzählung zu unterbrechen. Sie nahm sie in der folgenden Nacht wieder auf.

Zwei hundertste Nacht.

„Nachdem Schemselnihar den Prinzen von Persien und Ebn Thaher beruhigt hatte, trug sie ihrer vertrauten Sklavinn auf, hinzugehen, und Mesrur und die beiden andern Hofbedienten des Chalyfen so lange zu unterhalten, bis sie selber sich in den Stand gesetzt hätte, sie zu empfangen, und ihr sagen ließe, sie herein zu führen."

Sogleich befahl sie, alle Fenster des Saales zu schließen, und die gemalten Vorhänge auf der Gartenseite niederzulassen. Und nachdem sie den Prinzen und Ebn Thaher versichert hatte, daß sie ohne Furcht dort bleiben könnten, ging sie aus der Thüre, die nach dem Garten führte, und schloß sie hinter sich zu. Aber wie sehr sie ihnen auch ihre Sicherheit verbürgte, so empfanden beide gleichwohl die lebhafteste Unruhe, während der ganzen Zeit, daß sie allein waren.

Sobald Schemselnihar mit ihrem Gefolge im Garten war, ließ sie die Stühle, auf welchen die Frauen nahe am Fenster vor dem Prinzen von Persien und Ebn Thaher gesessen und gespielt hatten, wieder wegtragen; und als sie alles angeordnet sah, wie sie verlangte, setzte sie sich auf ihren silbernen Thron. Hierauf ließ sie der vertrauten Sklavinn befehlen, das Oberhaupt der Verschnittenen und die beiden Unterbeamten hereinzuführen.

Diese erschienen in Begleitung von zwanzig schwarzen Verschnittenen, alle reich gekleidet, den Säbel an der Seite, mit einem vier Finger breiten goldenen Gürtel. Sobald sie in der Ferne die Favoritinn erblickten, machten sie ihr eine tiefe Ehrenbezeigung, welche sie auf ihrem Throne erwiederte. Als sie näher kamen, stand sie auf, und ging Mesrur, der an der Spitze war, entgegen. Sie fragte ihn, was er Neues brächte; er antwortete ihr: „Gebieterinn, der Beherrscher der Gläubigen, der mich zu euch sendet, hat

mir aufgetragen, euch zu bezeugen, daß er nicht länger ohne euren Anblick leben kann. Er hat die Absicht, euch diese Nacht zu besuchen; ich komme, euch davon zu benachrichtigen, damit ihr euch auf seinen Empfang vorbereitet. Er hofft, Herrinn, daß ihr ihn mit eben so viel Vergnügen sehet, als er voll Ungeduld ist, bei euch zu sein."

Auf diese Anrede Mesrurs warf Schemselnihar sich zur Erde, um ihre Ergebung in den Befehl des Chalyfen zu bezeigen. Als sie wieder aufgestanden war, sagte sie zu ihm: „Ich bitte euch, dem Beherrscher der Gläubigen zu sagen, daß ich mir immer eine Ehre daraus machen werde, die Befehle Seiner Majestät zu vollziehen, und daß seine Sklavinn sich bestreben wird, ihn mit aller ihm gebührenden Ehrfurcht zu empfangen."

Zu gleicher Zeit befahl sie ihrer vertrauten Sklavinn, den Palast durch die zu solchem Dienste bestellten schwarzen Sklavinnen zum Empfange des Chalyfen in den Stand setzen zu lassen. Hierauf entließ sie das Oberhaupt der Verschnittenen mit folgenden Worten: „Ihr sehet, daß einige Zeit erfordert wird, um alles vorzubereiten. Macht also, ich bitte euch recht sehr, daß er sich ein wenig gedulde, damit er bei seiner Ankunft uns nicht in der Unordnung finde."

Als das Oberhaupt der Verschnittenen und sein Gefolge sich entfernt hatten, kehrte Schemselnihar in den Saal zurück, äußerst betrübt, daß sie sich genöthigt sah, den Prinzen von Persien früher zu entlassen, als sie erwartet hatte. Sie nahte sich ihm wieder, mit Thränen in den Augen; was noch den Schreck Ebn Thahers vermehrte, der daraus eine üble Vorbedeutung zog.

„Herrinn," sagte der Prinz zu ihr, „ich sehe wohl, ihr kommt, mir anzukündigen, daß wir uns trennen müssen. Wenn ich nur nichts Schlimmeres zu befürchten habe, so

hoffe ich, daß der Himmel mir die Geduld verleihen wird, deren ich bedarf, um eure Abwesenheit zu ertragen."

„Ach, mein liebes Herz, meine liebe Seele," unterbrach ihn die überzärtliche Schemselnihar, „wie glücklich seid ihr, und wie unglücklich fühle ich mich, wenn ich euer Loos mit meinem traurigen Schicksal vergleiche! Ihr werdet ohne Zweifel leiden, wenn ihr mich nicht sehet; aber das wird all eure Pein sein, und ihr könnt euch mit der Hoffnung trösten, mich wiederzusehen. Ich dagegen, gerechter Himmel, auf welche harte Probe werde ich gestellt! Ich werde nicht nur des Anblickes dessen, das ich einzig liebe, beraubt, sondern muß auch noch den eines Gegenstandes ertragen, den ihr mir verhaßt gemacht habt! Wird die Ankunft des Chalyfen mir nicht eure Entfernung ins Gedächtniß zurück rufen? Und wie könnte ich, mit eurem Bilde beschäftigt, diesem Fürsten die Freude zeigen, welche er bisher in meinen Augen bemerkte, so oft er mich zu besuchen kam? Mein Geist wird zerstreut sein, indem ich mit ihm spreche; und die geringsten Gefälligkeiten, die ich seiner Liebe gewähre, werden eben so viel Dolchstiche sein, die mir das Herz durchbohren. Wie können seine Schmeicheleien und Liebkosungen mir noch gefallen? Sehet, Prinz, welchen Qualen ich ausgesetzt bin, sobald ich euch nicht mehr sehe!" Die Thränen, welche ihr hierauf entflossen, und die Seufzer verhinderten sie, noch mehr zu sagen. Der Prinz von Persien wollte ihr antworten; aber er hatte nicht die Kraft dazu: sein eigner Schmerz, und der, welchen seine Geliebte ihn sehen ließ, hatten ihm die Sprache benommen.

Ebn Thaher, der nur darauf bedacht war, aus dem Palaste zu kommen, war genöthigt, beide zu trösten, indem er sie zur Geduld ermahnte. Aber die vertraute Sklavinn trat herein, und unterbrach ihn: „Gebieterinn," sagte sie

zu Schemselnihar, „es ist keine Zeit zu verlieren: die Verschnittenen kommen schon an, und ihr wißt, der Chalyf erscheint bald darnach.“

„O Himmel, wie grausam ist diese Trennung!“ rief die Favoritinn aus. „Eile,“ sagte sie dann zu ihrer Vertrauten, „und führe diese beiden in die Galerie, die auf der einen Seite nach dem Garten, und auf der andern nach dem Tigris sieht, und wenn die Nacht ihre tiefste Dunkelheit über die Erde verbreitet, so entlaß sie aus der Hinterthüre, damit sie sicher heimkommen.“

Mit diesen Worten umarmte sie zärtlich den Prinzen von Persien, ohne ihm ein einziges Wort sagen zu können, und ging dem Chalyfen entgegen, in einer Verwirrung, die man sich leicht denken kann.

Unterdessen führte die vertraute Sklavinn den Prinzen und Ebn Thaher in die Galerie, die Schemselnihar ihr bezeichnet hatte; hier ließ sie beide allein, schloß die Thüre hinter ihnen zu, und entfernte sich, nachdem sie sie nochmals versichert hatte, daß sie nichts zu fürchten hätten, und daß sie kommen und sie herauslassen würde, wenn es Zeit wäre.....“

„Aber, Herr,“ sagte Scheherasade bei dieser Stelle, „der Tag, den ich anbrechen sehe, legt mir Stillschweigen auf.“ Damit schwieg sie; und in der folgenden Nacht nahm sie ihre Erzählung wieder auf und fuhr fort:

Zweihundert und erste Nacht.

„Herr, als die vertraute Sklavinn der Schemselnihar sich entfernt hatte, vergaßen der Prinz von Persien und Ebn Thaher ihre Versicherung, daß sie nichts zu fürchten hätten. Sie untersuchten die ganze Galerie, und wurden von der äußersten Furcht ergriffen, als sie keinen Ausweg sahen, durch welchen sie entschlüpfen konnten, wenn es

etwa dem Chalyfen oder einigen seiner Leute einfiele, dorthin zu kommen.

Ein heller Schein, den sie plötzlich von der Gartenseite durch die Gitter-Fenster erblickten, veranlaßte sie näher zu treten, und zu sehen, woher er käme. Er entstand von hundert weißen Wachsfackeln, welche eben so viele junge schwarze Verschnittene in der Hand trugen. Diesen Jünglingen folgten mehr als hundert ältere Verschnittene, sämmtlich von der Frauenwache im Palaste des Chalyfen, und eben so gekleidet und mit einem Säbel bewaffnet, wie diejenigen, von denen ich schon erzählt habe. Hinter ihnen ging der Chalyf zwischen Mesrur, ihrem Oberhaupte, zu seiner Rechten, und Wassif [11], ihrem zweiten Befehlshaber, zu seiner Linken.

Schemselnihar erwartete den Chalyfen am Anfange eines Baumganges, in Begleitung von zwanzig Frauen, sämmtlich von auffallender Schönheit und geschmückt mit Halsbändern und Ohrgehängen von großen Diamanten, so wie ihr ganzer Kopf mit andern kleineren Diamanten bedeckt war. Sie sangen zum Schall ihrer Instrumente, und machten ein herrliches Konzert. Sobald Schemselnihar den Fürsten erblickte, näherte sie sich ihm und warf sich zu seinen Füßen. Aber indem sie diese Gebehrde machte, sagte sie bei sich selber: „Ach, Prinz von Persien, wenn eure betrübten Augen Zeugen sind von dem, was ich thue, so ermesset die Härte meines Schicksals! Ja, vor Euch wollte ich mich gern also demüthigen: mein Herz würde kein Widerstreben dabei empfinden."

Der Chalyf war sehr erfreut, Schemselnihar zu sehen: „Stehet auf, Herrinn," sagte er zu ihr, „und tretet näher. Ich mache mir selber Vorwürfe, daß ich mich so lange des Vergnügens, euch zu sehen, beraubt habe." Mit diesen Worten faßte er sie bei der Hand; und indem er ihr ohne

Aufhören verbindliche Sachen sagte, ging er hin und setzte sich auf den silbernen Thron, welchen Schemselnihar für ihn hatte bringen lassen. Sie selber setzte sich auf einen Stuhl vor ihm, und die zwanzig Frauen, auf ihren Stühlen, schlossen einen Kreis um sie, während die jungen Verschnittenen mit den Fackeln sich in gewisser Entfernung von einander im Garten zerstreuten, damit der Chalyf desto bequemer der Frische des Abends genießen könnte.

Als der Chalyf sich gesetzt hatte, schaute er um sich her, und sah mit großer Zufriedenheit den Garten von unzähligen Lichtern erleuchtet, außer den Fackeln der jungen Verschnittenen. Er bemerkte aber, daß der Saal verschlossen war; er verwunderte sich darüber und fragte nach der Ursache. Es war absichtlich geschehen, um ihn zu überraschen. Denn kaum hatte er davon gesprochen, so öffneten die Fenster sich alle auf einmal, und er sah den Saal von innen und von außen so glänzend und geschmackvoll erleuchtet, als er es noch nie gesehen hatte.

„Reizende Schemselnihar,“ rief er bei diesem Schauspiele aus, „ich verstehe euch. Ihr wollt mir zu erkennen geben, daß es eben so schöne Nächte gibt, als die schönsten Tage. Nach dem, was ich hier sehe, kann ich es nicht läugnen.“

Aber wir kommen wieder zu dem Prinzen von Persien und Ebn Thaher, die wir in der Galerie gelassen haben. Ebn Thaher konnte nicht genug alles bewundern, was seinen Blicken sich darbot. „Ich bin nicht mehr jung,“ sagte er, „und ich habe in meinem Leben manche große Feste gesehen: aber ich glaube nicht, daß man noch etwas so Erstaunliches sehen kann, und das von so viel Größe zeuget. Alles, was man uns von bezauberten Schlössern erzählt, ist nicht mit dem wunderbaren Schauspiele zu vergleichen, welches wir hier vor Augen haben. Welcher Reichthum, und zugleich welche Pracht!“

Der Prinz von Persien blieb ungerührt von allen diesen glänzenden Erscheinungen, welche Ebn Thaher so viel Vergnügen machten. Er hatte nur Augen für Schemselnihar, und die Gegenwart des Chalyfen versenkte ihn in eine unbeschreibliche Traurigkeit. „Theurer Ebn Thaher,“ sagte er, „wollte Gott, daß mein Geist leicht genug wäre, um, wie ihr, nur bei dem zu verweilen, was meine Bewunderung erregen muß! Aber, ach! ich bin in einem ganz anderen Zustande. Alle diese Gegenstände dienen nur dazu, meine Qual zu vermehren. Kann ich den Chalyfen bei derjenigen sehen, die ich liebe, ohne vor Verzweiflung zu sterben? Ach, daß eine so zärtliche Liebe, wie die meine, durch einen so mächtigen Nebenbuhler getrübt werden muß! O Himmel, wie seltsam und grausam ist mein Schicksal! Vor einem Augenblick noch war ich der glücklichste Liebende von der Welt, und jetzo fühle ich mein Herz von einem Stoße verwundet, der mir den Tod gibt. Ich kann nicht länger widerstehen, mein theurer Ebn Thaher, meine Geduld ist am Ende; mein Herz überwältigt mich, und mein Muth erliegt.“ Indem er diese letzten Worte aussprach, sah er im Garten etwas vorgehen, das ihn unterbrach und seine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Der Chalyf hatte einer der Frauen in seiner Nähe befohlen, zu ihrer Laute zu singen, und sie hub ihren Gesang an. Die Worte, welche sie sang, waren sehr leidenschaftlich; und der Chalyf, in der Meinung, daß sie dieselben auf Befehl Schemselnihars sänge, die ihm oft ähnliche Zärtlichkeitsbezeigungen gegeben hatte, legte sie zu seinen Gunsten aus. Das war aber diesmal nicht Schemselnihars Absicht. Sie bezog sich auf ihren geliebten Ali Ebn Bekar, und sie wurde durch den Anblick eines Gegenstandes, dessen Gegenwart sie nicht länger aushalten konnte, von einem so heftigen Schmerze durchdrungen, daß sie in Ohnmacht fiel. Sie

sank zurück auf ihrem Stuhle, der keine Armlehnen hatte, und sie würde heruntergefallen sein, wenn nicht einige ihrer Treuen ihr schleunig beigesprungen wären. Sie huben sie auf, und trugen sie in den Saal. Ebn Thaher, in der Galerie, erschrak über diesen Vorfall, und drehte den Kopf nach dem Prinzen, aber anstatt ihn an das Gitter gelehnt zu sehen, um hindurch zu schauen, wie er, sah er ihn zu seinem größten Erstaunen bewegungslos zu seinen Füßen hingestreckt liegen. Er erkannte darin die Stärke der Liebe, von welcher der Prinz für Schemselnihar ergriffen war; und er bewunderte diese seltsame Wirkung der Sympathie, die ihn aber, wegen des Ortes, wo sie sich befanden, in tödtliche Angst versetzte. Er that unterdessen, was er vermochte, um den Prinzen wieder zu sich selber zu bringen; aber alles war vergeblich.

Noch war Ebn Thaher in dieser Verlegenheit, als die Thüre der Galerie sich öffnete, und Schemselnihars Vertraute außer Athem und wie eine Person, die nicht mehr wußte, wo sie war, hereintrat. „Kommet schleunig," rief sie ihnen zu, „daß ich euch hinauslasse. Alles ist hier in Verwirrung, und ich fürchte, dies hier ist unser letzter Tag."

„Ja, wie sollen wir denn von hier wegkommen?" antwortete Ebn Thaher mit einem Tone, der seine ganze Traurigkeit ausdrückte. „Ich bitte euch, tretet näher, und sehet, in welchem Zustande der Prinz von Persien sich befindet."

Als die Sklavinn ihn ohnmächtig sah, lief sie, ohne die Zeit mit Reden zu verlieren, nach Wasser, und kam in wenig Augenblicken wieder zurück.

Endlich erholte sich der Prinz von Persien wieder, nachdem man ihm Wasser ins Gesicht gespritzt hatte. „Prinz," sagte nun Ebn Thaher zu ihm, „wir laufen Gefahr, beide

umzukommen, ihr und ich, wenn wir noch länger hier verweilen; raffet euch also zusammen, und laßt uns schleunigst entfliehen."

Der Prinz war so schwach, daß er nicht allein aufstehen konnte. Ebn Thaher und die Vertraute halfen ihm auf, faßten ihn unter beiden Armen, und gingen so mit ihm bis zu einer kleinen eisernen Thüre, die nach dem Tigris führte. Sie gingen hinaus, bis an das Ufer eines kleinen Kanals, der mit dem Flusse in Verbindung stand. Die Vertraute klatschte mit den Händen, und sogleich erschien ein kleines Boot, und nahte sich ihnen mit einem einzigen Ruderer. Ali Ebn Bekar und sein Gefährte stiegen ein, und die vertraute Sklavinn blieb am Ufer des Kanals.

Sobald der Prinz sich in dem Boote niedergesetzt hatte, streckte er die eine Hand nach dem Palast hin, legte die andere auf sein Herz, und rief mit schwacher Stimme aus:

„Zum Abschiede strecke ich meine schwache Hand aus, und decke die andere auf den Brand, der in meinem Herzen wüthet.

Möchte doch dieser Besuch nicht der letzte bei dir gewesen, und dieser Abschied nicht der letzte von dir sein!

Theures Kleinod meiner Seele, nimm mein Gelübde von dieser Hand, während ich dich mit der andern versichere, daß mein Herz immerdar die Gluth bewahren wird, von welcher es für dich entbrannt ist! . . ."

Bei dieser Stelle bemerkte Scheherasade, daß es schon Tag war. Sie schwieg also, und in der nächsten Nacht begann sie wieder folgendermaßen:

Zweihundert und zweite Nacht.

„Unterdessen ruderte der Bootsmann aus aller Macht, und die vertraute Sklavinn Schemselnihars begleitete den Prinzen von Persien und Ebn Thaher, indem sie am Ufer

des Kanals hin ging, bis sie den Tigris-Strom erreichten. Hier konnte sie nicht weiter mitgehen, nahm Abschied von ihnen, und kehrte zurück.

Der Prinz von Persien war noch immer in großer Niedergeschlagenheit. Ebn Thaher tröstete ihn, und sprach ihm Muth ein. „Bedenket," sagte er zu ihm, „daß, wenn wir ans Land steigen, wir noch einen weiten Weg bis zu meinem Hause zu machen haben; denn ich finde es nicht rathsam, euch in dieser Stunde und in solchem Zustande nach eurer Wohnung zu führen, die weit entfernter ist, als die meine; wir würden selbst Gefahr laufen, der Wache in die Hände zu fallen."

Sie stiegen endlich aus dem Boote; aber der Prinz war so kraftlos, daß er nicht gehen konnte. In dieser großen Verlegenheit erinnerte sich Ebn Thaher, daß er einen Freund in der Nachbarschaft hatte, und schleppte den Prinzen mit vieler Mühe bis dahin. Der Freund empfing sie mit großer Freude; und nachdem er sie zum Sitzen genöthigt hatte, fragte er sie, woher sie so spät noch kämen. Ebn Thaher antwortete ihm: „Ich vernahm diesen Abend, daß ein Mann, der mir eine ansehnliche Summe Geldes schuldig ist, die Absicht hätte, eine weite Reise anzutreten; ich verlor also keine Zeit, und ging ihn aufzusuchen; unterwegens begegnete ich diesem jungen Herrn, den ihr hier sehet, und dem ich tausend Verpflichtungen habe; da er meinen Schuldner kennt, hatte er die Gefälligkeit, mich zu begleiten. Wir haben viel Mühe gehabt, unsern Mann zur Vernunft zu bringen; endlich sind wir jedoch zum Ziele gelangt: und dies ist die Ursache, daß wir erst sehr spät von ihm gegangen sind. Auf dem Rückwege, einige Schritte von hier, fühlte dieser Herr, dem ich alle mögliche Aufmerksamkeit schuldig bin, sich plötzlich von einer Uebelkeit befallen; weshalb ich mir die Freiheit nahm, an eure Thüre

zu klopfen. Ich schmeichelte mir, daß ihr uns wohl die Gefälligkeit erzeigen würdet, uns für diese Nacht ein Obdach zu geben."

Der Freund Ebn Thahers begnügte sich mit diesem Mährchen, hieß sie willkommen, und erbot dem Prinzen von Persien, den er nicht kannte, allen Beistand, den er nur verlangte. Aber Ebn Thaher nahm für den Prinzen das Wort, und sagte, sein Uebel wäre von solcher Art, daß er nur Ruhe nöthig hätte. Der Freund sah wohl, daß beide sich zur Ruhe zu begeben wünschten: er führte sie also in ein Gemach, und ließ ihnen Freiheit, sich niederzulegen.

Wenn der Prinz von Persien auch schlief, so war es nur ein unruhiger Schlummer, voll ängstlicher Träume, welche ihm Schemselnihar ohnmächtig zu den Füßen des Chalyfen vorstellten, und ihn in seiner Betrübniß erhielten. Ebn Thaher, voll Ungeduld, wieder zu Hause zu sein, weil er nicht zweifelte, daß die Seinigen daheim in tödtlicher Unruhe sein würden (denn es war noch nie vorgekommen, daß er außer dem Hause geschlafen hätte), stand sehr früh auf, und ging heim, nachdem er von seinem Freunde Abschied genommen hatte, der auch mit Tagesanbruch aufgestanden war, um sein Gebet zu verrichten.

Endlich kam er mit dem Prinzen von Persien nach Hause; und das erste, was dieser that, nachdem er zu dem Gange alle seine Kräfte angestrengt hatte, war, sich auf ein Sofa zu werfen, so ermüdet, als wenn er eine lange Reise gemacht hätte. Da er nicht im Stande war, sich nach seinem Hause zu begeben, ließ Ebn Thaher ihm ein Zimmer bereiten; und damit man seinetwegen nicht in Sorge wäre, ließ er seinen Leuten den Zustand und Aufenthalt des Prinzen melden. Er bat diesen unterdessen, sich zu beruhigen, in seinem Hause zu befehlen und über alle Dinge nach Gefallen zu schalten. „Ich nehme gern eure freundlichen Er-

bietungen an," antwortete der Prinz, „aber es muß euch durchaus nicht beschwerlich fallen, ich bitte euch, zu thun, als wenn ich gar nicht hier wäre. Ich würde nicht einen Augenblick bleiben, wenn ich wüßte, daß meine Gegenwart euch im Geringsten hinderlich wäre."

Sobald Ebn Thaher einen Augenblick Zeit hatte, sich zu besinnen, erzählte er den Seinigen alles, was in Schems-elnihars Palast vorgefallen war, und am Ende seiner Erzählung dankte er Gott, daß er ihn aus einer so großen Gefahr befreit hatte.

Die vornehmsten Hausbedienten des Prinzen von Persien kamen nach Ebn Thahers Hause, seine Befehle zu empfangen, und bald besuchten ihn dort auch mehrere seiner Freunde, welche sie von seiner Unpäßlichkeit benachrichtigt hatten. Sie blieben alle den größten Theil des Tages bei ihm; und wenn ihre Unterhaltung auch die traurigen Vorstellungen, welche seine Krankheit verursachten, nicht vertilgen konnten, so gewährte sie ihm wenigstens einige Zerstreuung. Gegen Abend wollte er von Ebn Thaher Abschied nehmen; aber dieser treue Freund sah ihn noch in solcher Kraftlosigkeit, daß er ihn nöthigte, den folgenden Tag abzuwarten. Und um zu seiner Erheiterung beizutragen, gab er ihm am Abend ein Konzert von Gesang und Saitenspiel. Aber dies diente nur dazu, dem Prinzen das Konzert von gestern Abend ins Gedächtniß zurückzurufen, und erneuerte seine Leiden, anstatt sie zu stillen, so daß am folgenden Tage sein Uebel sich verschlimmert zu haben schien.

Jetzo widersetzte sich Ebn Thaher nicht länger dem Willen des Prinzen, in sein Haus zurückzukehren. Er besorgte es selbst, ihn dahin tragen zu lassen, und begleitete ihn. Und als er sich mit ihm in seinem Zimmer allein sah, stellte er ihm nochmals vor, wie rathsam es wäre, durch einen edelmüthigen Zwang eine Leidenschaft zu besiegen, die

weder für ihn, noch für Schemselnihar ein glückliches Ende nehmen könnte. „Ach, theurer Ebn Thaher,“ rief der Prinz aus, „wie leicht ist es euch, diesen Rath zu geben; aber wie schwer ist es mir, ihn zu befolgen! Ich erkenne seine ganze Wichtigkeit, ohne ihn jedoch benutzen zu können. Ich habe es schon gesagt: ich werde meine Liebe zu Schemselnihar mit mir ins Grab nehmen.“ Als Ebn Thaher sah, daß er bei dem Prinzen nichts ausrichten konnte, nahm er Abschied von ihm, und wollte sich entfernen...“

Scheherasade sah bei dieser Stelle den Tag anbrechen, und schwieg still. In der folgenden Nacht nahm sie ihre Erzählung wieder auf:

Zwei hundert und dritte Nacht.

„Der Prinz von Persien hielt ihn zurück. „Edler Freund,“ sagte er zu ihm, „wenn ich euch erklärt habe, daß es nicht in meiner Gewalt steht, euren weisen Rath zu befolgen, so bitte ich euch, es mir jedoch nicht zum Verbrechen zu machen, und mir deshalb eure Freundschaft nicht zu entziehen. Ihr könnet mir keinen größeren Beweis derselben geben, als mich von dem Schicksale meiner geliebten Schemselnihar zu unterrichten, wenn ihr etwas davon vernehmet. Die Ungewißheit, worin ich ihretwegen bin, die tödtlichen Besorgnisse, welche ihre Ohnmacht mir erregt, erhalten mich in der Muthlosigkeit, die ihr mir vorwerft.“

„Herr,“ antwortete ihm Ebn Thaher, „ihr dürft hoffen, daß ihre Ohnmacht keine üble Folgen gehabt hat, und daß ihre Vertraute unverzüglich kommen wird, mich zu benachrichtigen, wie alles zugegangen ist. Und sobald ich es weiß, werde ich nicht säumen, es euch mitzutheilen.“

Ebn Thaher ließ den Prinzen in dieser Hoffnung, und kehrte nach seiner Wohnung zurück, wo er den ganzen übrigen Tag die Vertraute der Schemselnihar vergeblich erwar-

tete. Er sah sie sogar auch den folgenden Tag nicht. Seine Unruhe über den Gesundheitszustand des Prinzen von Persien erlaubte ihm nicht länger, von ihm entfernt zu bleiben. Er ging zu ihm, um ihn zur Geduld zu ermahnen. Er fand ihn im Bette, noch eben so krank, als zuvor, und umgeben von Freunden und einigen Aerzten, die alle Mittel ihrer Kunst anwandten, um die Ursache seiner Krankheit zu entdecken. Sobald er Ebn Thaher erblickte, sah er ihn lächelnd an, sowohl aus Freude über seine Ankunft, als um ihm zu erkennen zu geben, wie sehr seine Aerzte, die den Grund seiner Krankheit nicht errathen konnten, sich in ihren Beobachtungen täuschten.

Die Freunde und Aerzte entfernten sich, einer nach dem andern, so daß Ebn Thaher mit dem Kranken allein blieb. Er näherte sich seinem Bette, und fragte ihn, wie er sich befände, seitdem er ihn nicht gesehen hätte. „Ich muß euch sagen,“ antwortete der Prinz, „daß meine Liebe, die fortwährend stärker wird, und die Ungewißheit über das Schicksal der liebenswürdigen Schemselnihar mein Uebel mit jedem Augenblick vermehren, und mich in einen Zustand versetzen, der meine Verwandten und meine Freunde bekümmert, und meine Aerzte, die es nicht begreifen können, irre macht. Ihr könnt nicht glauben,“ fügte er hinzu, „wie sehr die Zudringlichkeit so vieler Leute mich belästigt, die ich doch mit Ehren nicht abweisen kann. Ihr seid der einzige, dessen Gesellschaft mich erquickt: aber nun verhehlet mir auch nichts, ich beschwöre euch darum. Welche Neuigkeiten bringt ihr mir von meiner Vielgeliebten? Habt ihr ihre Vertraute gesehn? Was hat sie euch gesagt?“

Ebn Thaher antwortete, daß er sie nicht gesehen hätte, und er hatte nicht sobald diese traurige Nachricht dem Prinzen mitgetheilt, als diesem die Thränen in die Augen traten, und er folgende Verse aussprach:

„Ich verbarg die Liebe, bis sie mich schmerzte, und sie den höchsten Grad erreichte; da leider offenbarten die Thränen, was ich verheimlichte.

Als aber dieselben mein Geheimniß kund gemacht hatten, wollte ich fliehen: ja nur in der Flucht wäre Heil gewesen.

Wohl verkünden die Thränen die Liebe, die mich quält: aber was ich in mir verberge, ist dennoch weit mehr.“

Mehr konnte er nicht sagen, so sehr war das Herz ihm beklommen.

„Prinz,“ fuhr Ebn Thaher fort, „erlaubet mir, euch zu bemerken, daß ihr zu erfinderisch seid, euch selber zu quälen. Um Gottes willen, trocknet eure Thränen: einer von euren Leuten könnte diesen Augenblick hereintreten, und ihr wißt, wie sorgfältig ihr eure Empfindungen verbergen müßt.“ Was aber dieser verständige Freund auch sagen mochte, es war dem Prinzen nicht möglich, seine Thränen zurückzuhalten.

„Weiser Ebn Thaher,“ rief er aus, als er wieder zum Gebrauch der Sprache gekommen war, „ich kann wohl meine Zunge verhindern, das Geheimniß meines Herzens zu entdecken: aber ich habe keine Gewalt über meine Thränen in einem Augenblicke, wo ich so große Ursache habe, für Schemselnihar zu fürchten. Wenn dieser anbetungswürdige und einzige Gegenstand meiner Wünsche nicht mehr auf der Welt ist, so werde ich ihn keinen Augenblick überleben.“

„Verbannet einen so traurigen Gedanken,“ erwiederte Ebn Thaher: „Schemselnihar lebt noch, ihr dürft nicht daran zweifeln. Wenn sie euch keine Nachricht von sich gegeben hat, so hat sie nur keine Gelegenheit dazu finden können; und ich hoffe, dieser Tag wird nicht vorübergehen, ohne daß ihr etwas von ihr erfahret.“ Er fügte noch andere tröstliche Worte hinzu, und entfernte sich dann.

Kaum war Ebn Thaher wieder in seinem Hause, als die Vertraute des Chalyfen ankam. Ihre traurige Miene war ihm eine üble Vorbedeutung. Er fragte sie nach ihrer Gebieterinn. „Saget mir zuvor, wie es euch ergangen ist," antwortete ihm die Vertraute; „denn ich bin in großer Angst gewesen, euch mit dem Prinzen von Persien in dem Zustande, worin er sich befand, abfahren zu sehen."

Ebn Thaher erzählte ihr, was sie wissen wollte, und als er geendigt hatte, nahm die Sklavinn das Wort, und sagte zu ihm: „Wenn der Prinz von Persien für meine Gebieterinn gelitten hat, und noch leidet, so hat sie nicht weniger Leid, als er. Nachdem ich euch verlassen hatte," fuhr sie fort, „kehrte ich in den Saal zurück, wo Schemselnihar noch immer in Ohnmacht lag, wie sehr man sich auch bemühet hatte, ihr zu Hülfe zu kommen. Der Chalyf saß bei ihr, mit allen Zeichen eines wahrhaften Schmerzes; er fragte alle Frauen, und insonderheit mich, ob wir keine Kenntniß von der Ursache ihres Uebels hätten; wir aber bewahrten das Geheimniß, und sagten ihm ganz etwas anders, als das, was uns nicht unbekannt war. Wir waren indessen alle in Thränen, sie so lange leiden zu sehen, und thaten alles, was wir erdenken konnten, ihr zu helfen. Es war wohl schon Mitternacht, als sie endlich wieder zu sich kam. Der Chalyf, der die Geduld gehabt hatte, diesen Augenblick abzuwarten, bezeigte große Freude darüber, und fragte Schemselnihar, woher ihr dieses Uebel zugestoßen sein möchte. Sobald sie seine Stimme hörte, strengte sie sich an, und richtete sich auf; und nachdem sie ihm die Füße geküßt hatte, ehe er sie daran verhindern konnte, sprach sie: „Herr, ich muß den Himmel anklagen, daß er mir nicht die Gnade gewährt hat, zu den Füßen Euer Majestät zu sterben, um dadurch auszudrücken, in welchem Grade ich von eurer Güte durchdrungen bin." — „Ich bin überzeugt,

daß ihr mich liebt," sagte der Chalyf zu ihr; „aber ich befehle euch, aus Liebe zu mir, für eure Erhaltung zu sorgen. Ihr habt heute vermuthlich irgend eine Unregelmäßigkeit begangen, welche euch diese Unpäßlichkeit zugezogen hat; nehmet euch in Acht, ich bitte euch, und enthaltet euch dergleichen ein andermal. Es freut mich, euch wieder in einem besseren Zustande zu sehen, und ich rathe euch, die Nacht hier zu bleiben, anstatt in euer Zimmer zurückzukehren, ich fürchte, daß die Bewegung euch schädlich sein möchte." Nach diesen Worten befahl er, ein wenig Wein zu bringen, welchen er ihr zur Stärkung eingab. Hierauf nahm er Abschied von ihr, und begab sich wieder nach seinem Palast.

Sobald der Chalyf sich entfernt hatte, gab meine Gebieterinn mir einen Wink, und ich näherte mich. Voll Unruhe fragte sie mich nach euch. Ich versicherte sie, daß ihr schon längst nicht mehr in dem Palaste wäret, und beruhigte sie von dieser Seite. Ich hütete mich wohl, von der Ohnmacht des Prinzen von Persien etwas zu sagen, aus Furcht, sie wieder in denselben Zustand zu stürzen, aus welchem unsere Bemühungen sie mit so vieler Mühe gezogen hatten. Ich begnügte mich, ihr die von dem Prinzen ausgesprochenen Verse zu wiederholen; worauf sie eine Sklavinn mit Namen Lehasuluschak [10] zu sich rief, und ihr befahl, folgendes Lied mit ihr zu singen:

„So wahr ich lebe, das Leben hat keinen Reiz für mich, getrennt von dir. Ach, warum ist es mir nicht vergönnt, zu wissen, wie dein Zustand ist in der Entfernung von mir.

Wohl geziemt es mir, Blut zu weinen, daß ich dein entbehren muß, da du Thränen vergossen hast, daß du mein entbehren mußtest."

Mit diesen Worten, welche sie mit aller Heftigkeit ihrer Leidenschaft aussprach, sank sie abermals ohnmächtig in meine Arme ...."

Bei dieser Stelle sah Scheherasade den Tag anbrechen, und hörte auf zu erzählen. In der folgenden Nacht fuhr sie folgendermaßen fort:

Zweihundert und vierte Nacht.

„Die Vertraute Schemselnihars fuhr fort, Ebn Thaher alles zu erzählen, was mit ihrer Gebieterinn seit ihrer ersten Ohnmacht vorgegangen war:

„Wir, meine Genossen und ich, waren abermals lange beschäftigt, sie wieder zu sich zu bringen. Als sie sich endlich wieder erholte, sagte ich zu ihr: „Gebieterinn, seid ihr denn entschlossen, euch zu tödten, und uns alle mit euch sterben zu lassen? Ich flehe euch, im Namen des Prinzen von Persien, für welchen ihr zu leben wünschen müßt, für eure Erhaltung zu sorgen. Um Gotteswillen, lasset euch bewegen, und thut, was ihr euch selber, der Liebe des Prinzen und unserer Anhänglichkeit an euch schuldig seid." — „Ich bin euch sehr dankbar," erwiederte sie, „für eure Sorgfalt, euren Eifer und guten Rath: aber ach! kann er mir nützen? Wir dürfen uns mit keiner Hoffnung schmeicheln, und nur im Grabe müssen wir das Ende unserer Leiden erwarten."

Eine meiner Gefährtinnen, mit Namen Fulkulmaghur 12), wollte sie von diesen traurigen Gedanken ablenken, indem sie zu ihrer Laute folgendes Lied sang:

„Man sagte mir: „vielleicht verschafft die Geduld dir Beruhigung." Allein wie ist die Geduld möglich, wenn man von ihm getrennt ist?

Nur immer fester hat sich das Bündniß zwischen ihm und mir geknüpft, seitdem mir alle Hoffnung schwand, als ich ihn zum letztenmale küßte."

Aber Schemselnihar gebot ihr, zu schweigen, und sammt allen übrigen hinauszugehen. Mich allein behielt sie für die

Nacht bei sich. Welche Nacht, o Himmel! Sie brachte sie in Thränen und Seufzern zu; und unaufhörlich nannte sie den Namen des Prinzen von Persien, und beklagte sich über ihr Schicksal, das sie dem Chalyfen bestimmt hätte, den sie nicht lieben könne, und nicht dem, den sie bis in den Tod liebte.

Am folgenden Morgen brachte ich sie aus dem Saale, wo sie nicht ihre Bequemlichkeit hatte, in ihr Gemach. Hier war sie kaum angelangt, als alle Aerzte des Hofes, auf Befehl des Chalyfen, sie zu besuchen kamen; und dieser Fürst selber blieb nicht lange aus. Die Mittel, welche die Aerzte Schemselnihar verordneten, thaten um so weniger Wirkung, als ihnen die Ursache ihrer Krankheit verborgen war; und der Zwang, welchen die Gegenwart des Chalyfen ihr auflegte, vermehrte dieselbe nur. Sie hat gleichwohl diese Nacht ein wenig geruhet; und sobald sie aufgewacht ist, hat sie mir aufgetragen, zu euch zu gehen, um mich nach dem Prinzen von Persien zu erkundigen."

„Ich habe euch schon von dem Zustande unterrichtet, worin er sich befindet," sagte Ebn Thaher zu ihr; „drum kehret zu eurer Gebieterinn zurück, und versichert sie, daß der Prinz von Persien mit derselben Sehnsucht Nachricht von ihr erwartet, als sie von ihm. Ermahnet sie vor allem, sich zu mäßigen und sich zu überwinden, damit ihr in Gegenwart des Chalyfen nicht ein Wort entschlüpfe, welches uns mit ihr zu Grunde richten könnte."

„Was mich betrifft," erwiederte die Vertraute, „so fürchte ich alles von ihrer Leidenschaft. Ich habe mir die Freiheit genommen, ihr zu sagen, wie ich darüber denke; und ich bin überzeugt, sie wird es nicht übel nehmen, daß ich nochmals von eurentwegen mit ihr davon rede."

Ebn Thaher, der eben erst von dem Prinzen von Persien gekommen, war es nicht gelegen, sogleich wieder dahin

zurückzukehren, weil er wichtige Geschäfte zu besorgen hatte, welche ihn bei seiner Heimkehr erwarteten; erst gegen Abend ging er hin.

Der Prinz war allein, und befand sich nicht besser, als am Morgen. „Ebn Thaher," rief er ihm entgegen, als er ihn kommen sah, „ihr habt ohne Zweifel viele Freunde, aber diese kennen gewiß nicht euren Werth, so wie ihr ihn mir zu erkennen gebt, durch euren Eifer, eure Sorgfalt, und die Mühe, die ihr anwendet, wenn es darauf ankömmt, einen Dienst zu leisten. Ich bin beschämt über alles, was ihr mit so vieler Hingebung für mich thut, und ich weiß nicht, wie ich es euch vergelten kann."

„Prinz," antwortete ihm Ebn Thaher, „ich bitte euch, reden wir nicht weiter davon: ich bin bereit, nicht nur allein eines meiner Augen hinzugeben, um euch eins der eurigen zu erhalten, sondern selbst mein Leben für das eurige aufzuopfern. Davon ist aber jetzo nicht die Rede. Ich komme, euch zu sagen, daß Schemselnihar ihre Vertraute zu mir geschickt hat, um Nachricht von euch zu holen, und zugleich von ihr zu bringen. Ihr könnt wohl denken, daß ich ihr nichts gesagt habe, als was das Uebermaaß eurer Liebe zu ihrer Gebieterinn und die Standhaftigkeit, mit welcher ihr sie liebt, bestätigt." Ebn Thaher machte ihm hierauf einen genauen und umständlichen Bericht von allem, was die vertraute Sklavinn ihm gesagt hatte. Der Prinz hörte ihn an, mit allen den abwechselnden Bewegungen der Furcht, der Eifersucht, der Zärtlichkeit und des Mitleidens, welche seine Erzählung ihm einflößte, indem er über jeden Umstand, den er vernahm, alle die betrübenden oder tröstenden Betrachtungen anstellte, deren ein so leidenschaftlich Liebender, wie er, nur fähig ist.

Ihr Gespräch verzog sich bis tief in die Nacht, so daß der Prinz von Persien Ebn Thaher nöthigte, bei ihm zu bleiben.

Am folgenden Morgen, als dieser treue Freund nach Hause ging, sah er eine Frau auf sich zukommen, welche er für die Vertraute Schemselnihars erkannte. Als sie ihn erreicht hatte, sagte sie zu ihm: „Meine Gebieterinn grüßt euch, und läßt euch bitten, dem Prinzen von Persien diesen Brief zuzustellen.“ Der treue Ebn Thaher nahm den Brief, und kehrte zu dem Prinzen zurück, in Begleitung der vertrauten Sklavinn . . . .“

Scheherasade hörte bei dieser Stelle auf zu reden, weil sie den Tag anbrechen sah. In der folgenden Nacht nahm sie ihre Erzählung wieder auf, und sprach zu dem Sultan von Indien:

Zweihundert und fünfte Nacht.

„Herr, als Ebn Thaher mit der Vertrauten der Schemselnihar in das Haus des Prinzen von Persien trat, bat er sie, einen Augenblick im Vorzimmer zu bleiben und ihn zu erwarten. Sobald der Prinz ihn erblickte, fragte er ihn mit Ungeduld, welche Neuigkeit er ihm brächte. „Die beste, die ihr hören könnt,“ antwortete ihm Ebn Thaher: „ihr werdet eben so zärtlich geliebt, als ihr liebt. Schemselnihars Vertraute ist in eurem Vorzimmer; sie bringt euch einen Brief von ihrer Gebieterinn, und erwartet nur euren Befehl, um einzutreten.“

„Laßt sie sogleich herein!“ rief der Prinz voll Entzücken aus. Und indem er dies sagte, richtete er sich im Bette auf, um sie zu empfangen.

Da die Leute des Prinzen, sobald sie Ebn Thaher kommen sahen, aus dem Zimmer gegangen waren, um ihn mit ihrem Herrn allein zu lassen, so ging Ebn Thaher selber hin, die Thüre zu öffnen, und ließ die Vertraute eintreten. Der Prinz erkannte sie, und empfing sie auf eine sehr freundliche Weise. „Herr,“ sagte sie zu ihm, „ich weiß

alle die Leiden, die ihr erduldet habt, seitdem ich die Ehre hatte, euch zu dem Boote zu führen, welches euch zur Rückfahrt erwartete; aber ich hoffe, daß der Brief, welchen ich euch bringe, zu eurer Genesung beitragen wird." Mit diesen Worten überreichte sie ihm den Brief. Er nahm ihn, und nachdem er ihn geküßt hatte, öffnete er ihn und las folgende Worte:

Brief [13)] von Schemselnihar an den Prinzen von Persien, Ali Ebn Bekar.

„Die Ueberbringerinn dieses Briefes wird euch besser von mir Nachricht geben, als ich selber; denn ich kenne mich nicht mehr, seitdem ich euch nicht mehr sehe. Eurer Gegenwart beraubt, suche ich mich zu täuschen, indem ich mich durch diese übelgeschriebenen Zeilen mit euch unterhalte, mit demselben Vergnügen, als wenn ich das Glück hätte, mit euch zu reden.

Man sagt, die Geduld sei ein Mittel gegen alle Leiden: gleichwohl verschärft sie die meinen nur, anstatt sie zu lindern. Obschon euer Bild tief in mein Herz gegraben ist, so begehren meine Augen doch unaufhörlich das Urbild davon zu sehen; und sie werden all ihren Glanz verlieren, wenn sie noch lange desselben beraubt sein müssen. Darf ich mir schmeicheln, daß die euren dieselbe Sehnsucht haben, mich zu sehen? Ja, ich darf es: sie haben es mir durch zärtliche Blicke genugsam zu erkennen gegeben. Wie glücklich würde Schemselnihar, und wie glücklich würdet ihr, Prinz, sein, wenn meinen mit den euren übereinstimmenden Wünschen nicht unübersteigliche Hindernisse im Wege ständen! Diese

Hindernisse betrüben mich um so lebhafter, als auch euch sie betrüben.

Diese Empfindungen, die meine Hand nachzeichnet, und die ich mit unglaublichem Vergnügen in Worten ausdrücke, indem ich sie oft wiederhole, strömen aus dem tiefsten Grunde meines Herzens, und aus der unheilbaren Wunde, die ihr darin gemacht habt; eine Wunde, die ich tausendmal segne, ungeachtet des tödtlichen Wehes, welches eure Abwesenheit mir verursacht. Ich würde alles für nichts achten, was sich unserer Liebe entgegenstellt, wenn es mir nur vergönnt wäre, euch manchmal ungestört zu sehen: so lange würde ich euch doch besitzen; und was könnte ich mehr wünschen?

Wähnet nicht, daß meine Worte mehr sagen, als ich denke. Ach! welcher Ausdrücke ich mich auch bedienen mag, ich fühle gleichwohl, daß ich noch mehr denke, als ich euch sage. Meine Augen, die stets wachen und unaufhörlich Thränen vergießen, bis sie euch wiedersehen; mein betrübtes Herz, das nur nach euch allein verlangt; die Seufzer, die mir immer entschlüpfen, so oft ich an euch denke, — das heißt, jeden Augenblick; meine Einbildungskraft, die mir keinen andern Gegenstand mehr vorstellt, als meinen geliebten Prinzen; meine Klage zum Himmel, über die Härte meines Schicksals; endlich, meine Traurigkeit, meine Unruhe, meine Qualen, die nicht nachlassen, seit ich euern Anblick verloren habe: alles dieses ist Bürge dessen, was ich euch schreibe.

Bin ich nicht recht unglücklich, geboren zu sein, zu lieben, ohne Hoffnung, mich des Geliebten zu erfreuen? Dieser trostlose Gedanke drückt mich so darnieder, daß ich sterben würde, wenn ich nicht wüßte, daß ihr mich liebt. Aber ein so süßer Trost beschwichtigt meine Verzweiflung und fesselt mich an das Leben. Schreibet mir doch, daß ihr mich immerdar liebt; ich werde euren Brief wie ein Kleinod be=

wahren; ich werde ihn des Tages tausendmal lesen; ich werde meine Leiden mit weniger Ungeduld tragen. Ich wünsche, daß der Himmel aufhöre, gegen uns zu zürnen, und uns Gelegenheit finden lasse, uns ohne Zwang zu sagen, daß wir uns lieben, und daß wir nie aufhören werden, uns zu lieben. Lebet wohl; ich grüße Ebn Thaher, dem wir beide so viel Verpflichtungen haben."

Zweihundert und sechste Nacht.

Der Prinz von Persien begnügte sich nicht, diesen Brief einmal zu lesen; ihm däuchte, daß er ihn mit zu wenig Aufmerksamkeit gelesen hätte. Er las ihn nochmals langsamer; und während des Lesens stieß er bald klägliche Seufzer aus, bald vergoß er Thränen, und bald brach er in Entzückungen der Freude und der Zärtlichkeit aus, je nachdem er von dem, was er las, angeregt wurde. Kurz, er ward nicht müde, mit den Augen diese Züge einer so geliebten Hand zu durchlaufen; und er war im Begriff, sie zum drittenmale zu lesen, als Ebn Thaher ihm vorstellte, daß die Vertraute keine Zeit zu verlieren hätte, und daß er daran denken müßte, zu antworten.

„Ach," rief der Prinz aus, „wie soll ich auf einen so hinreißenden Brief antworten? In welchen Worten soll ich, in der Verwirrung, worin ich bin, mich ausdrücken? Mein Geist ist von tausend qualvollen Gedanken bestürmt, und meine Empfindungen verschwinden in dem Augenblicke, wo sie entstehen, um neuen Platz zu machen. Während mein Leib noch die Eindrücke meiner Seele nachzittert, wie könnte ich da das Papier halten, und den Kalam [14]) führen, um Buchstaben zu zeichnen?"

Indem er also sprach, zog er aus einem kleinen Schranke neben ihm Papier, einen geschnittenen Kalam, und ein Dintenfaß....."

Scheherasade bemerkte bei dieser Stelle, daß es Tag war, und unterbrach ihre Erzählung. Sie nahm den Verfolg derselben in der nächsten Nacht wieder auf, und sagte zu Schachriar:

Zweihundert und siebente Nacht.

„Der Prinz von Persien gab, bevor er anfing zu schreiben, Schemselnihars Brief an Ebn Thaher, mit der Bitte, ihm denselben offen vorzuhalten, damit er beim Schreiben hineinblicken, und besser sehen könnte, was er darauf antworten sollte.

Er fing nun an zu schreiben; aber die Thränen, die ihm aus den Augen auf das Papier fielen, nöthigten ihn mehrmals, innezuhalten, um sie frei strömen zu lassen.

Er ward endlich mit dem Briefe fertig, reichte ihn Ebn Thaher, und sagte zu ihm: „Leset ihn, ich bitte euch, und sehet, ob auch die Verwirrung meines Geistes mir erlaubt hat, geziemende Antwort zu geben.“

Ebn Thaher nahm ihn, und las, wie folget:

Antwort

des Prinzen von Persien an Schemselnihar.

„Ich war in tödtliche Betrübniß versunken, als euer Brief mir gebracht wurde. Sobald ich ihn sah, wurde ich von unaussprechlicher Freude ergriffen; und bei dem Anblicke der von eurer schönen Hand gebildeten Züge, empfingen meine Augen ein neues und lebhafteres Licht, als sie damals verloren, da die eurigen sich so plötzlich zu den Füßen meines Nebenbuhlers schlossen. Die Worte dieses entzückenden Briefes sind eben so viel leuchtende Strahlen, die

das Dunkel zerstreut haben, von welchem meine Seele umnachtet war. Sie verkünden mir, wie viel ihr aus Liebe zu mir leidet; zugleich sagen sie mir, daß ihr auch wohl wisset, was ich für euch leide, und trösten mich dadurch in meinem Kummer. Auf der einen Seite lassen sie mich einen Strom von Thränen vergießen, auf der andern fachen sie in meinem Herzen eine Gluth an, welche ihm wohlthut, und verhindert, daß ich vor Schmerz den Geist aufgebe. Seit unserer grausamen Trennung habe ich keinen Augenblick Ruhe gehabt. Euer Brief allein brachte meiner Pein einige Linderung. Ich habe bis zum Augenblicke seines Empfanges ein düsteres Stillschweigen beobachtet: er hat mir die Sprache wiedergegeben. Ich war in eine tiefe Schwermuth begraben: er hat mich mit einer Freude belebt, die alsbald aus meinen Augen und auf meinem Gesichte hervorleuchtete. Aber meine Ueberraschung durch eine Gunstbezeigung, welche ich noch nicht verdient habe, war so groß, daß ich nicht wußte, wo ich anfangen sollte, um euch meine Dankbarkeit dafür zu bezeigen. Endlich, nachdem ich ihn, als ein kostbares Pfand eurer Huld, mehrmals geküßt, habe ich ihn gelesen und wieder gelesen, und bin durch das Uebermaaß meines Glücks ganz verwirrt worden. Ihr verlangt die Versicherung, daß ich euch immerdar liebe. Ach! wenn ich euch nicht schon so vollkommen liebte, als ich euch liebe, so könnte ich doch, nach so vielen Beweisen, die ihr mir von einer so seltenen Liebe gebt, nicht widerstehen, euch anzubeten. Ja, ich liebe euch, meine theure Seele, und es soll mein Ruhm sein, mein lebelang in dem Feuer zu brennen, welches ihr in meinem Herzen entzündet habt. Ich werde mich niemals über die heftige Gluth beklagen, womit ich mich von demselben verzehrt fühle; und wie hart auch die Leiden sein mögen, welche eure Abwesenheit mir verursacht, ich werde sie jedoch standhaft ertragen, in der

Hoffnung, euch eines Tages wiederzusehen. Wollte Gott, daß es heute noch geschähe, und daß es mir, anstatt euch diesen Brief zu senden, vergönnt wäre, selber zu kommen, und euch zu versichern, daß ich aus Liebe für euch sterbe. Meine Thränen verhindern mich, euch mehr zu sagen. Lebet wohl."

Ebn Thaher konnte diese letzten Zeilen nicht lesen, ohne selber zu weinen. Er gab dem Prinzen von Persien den Brief zurück, und versicherte ihn, daß er nichts daran zu bessern wüßte. Der Prinz legte ihn zusammen; und als er ihn versiegelt hatte, sagte er zu der Vertrauten Schemselnihars, die etwas entfernt von ihm stand: „Ich bitte euch, tretet näher: hier ist meine Antwort auf den Brief eurer theuren geliebten Herrinn. Ich beschwöre euch, sie ihr zu überbringen, und sie von mir zu grüßen."

Die Sklavinn nahm den Brief, und entfernte sich mit Ebn Thaher . . ."

Bei diesen Worten sah die Sultaninn von Indien den Tag anbrechen, und schwieg. Und in der folgenden Nacht fuhr sie also fort:

Zweihundert und achte Nacht.

„Nachdem Ebn Thaher eine Strecke mit der vertrauten Sklavinn gegangen war, verließ er sie, und kehrte nach seinem Hause zurück, wo er in tiefe Gedanken versank über die geheime Liebesgeschichte, in welche er sich unglücklicherweise verwickelt sah. Er bedachte, daß der Prinz von Persien und Schemselnihar, so sehr ihnen daran gelegen sein mußte, ihr Einverständniß zu verbergen, sich jedoch mit so weniger Mäßigung betrugen, daß es wohl nicht lange geheim bleiben konnte. Er zog daraus alle Folgen, welche ein Mann von gesundem Verstande daraus ziehen mußte.

„Wenn Schemselnihar," sagte er bei sich selber, „eine Frau von gemeinem Stande wäre, so würde ich gern alles Mögliche dazu beitragen, sie mit ihrem Geliebten glücklich zu machen: aber sie ist die Favoritinn des Chalyfen, und niemand darf ungestraft sich unterfangen, der zu gefallen, die er liebt. Sein Zorn wird sogleich auf Schemselnihar fallen; es wird dem Prinzen von Persien das Leben kosten, und ich werde mit in sein Unglück verschlungen. Gleichwohl habe ich für die Erhaltung meiner Ehre, meiner Familie und meiner Habe zu sorgen; ich muß also, weil ich es noch kann, mich von einer so großen Gefahr befreien."

Er war den ganzen Tag hindurch mit diesen Gedanken beschäftigt. Am folgenden Morgen ging er zu dem Prinzen von Persien, in der Absicht, noch einen letzten Versuch zu wagen, um ihn zur Besiegung seiner Leidenschaft zu bewegen. Er stellte ihm nochmals vor, was er ihm schon oft vergeblich vorgestellt hatte, daß er viel besser thun würde, alle seine Kraft anzuwenden, die Neigung für Schemselnihar zu unterdrücken, als sich von ihr hinreißen zu lassen; daß diese Neigung um so gefährlicher, je mächtiger sein Nebenbuhler wäre. „Kurz, Herr," fügte er hinzu, „wenn ihr mir folgen wollt, so seid nur darauf bedacht, eure Liebe zu besiegen. Sonst lauft ihr Gefahr, euch zu verderben, mit sammt Schemselnihar, deren Leben euch doch theurer sein muß, als das eurige. Ich gebe euch diesen Rath als Freund, und ihr werdet mir eines Tages dafür danken."

Der Prinz hörte Ebn Thaher ziemlich ungeduldig an. Dennoch ließ er ihn ausreden; dann aber nahm er das Wort, und erwiederte: „Ebn Thaher, glaubt ihr wirklich, daß ich aufhören könnte, Schemselnihar zu lieben, die mich mit solcher Zärtlichkeit liebt? Sie fürchtet nicht, ihr Leben für mich in Gefahr zu setzen: und ihr verlangt, daß die Sorge für das meinige mich beschäftigen soll. Nein, wel=

ches Unglück mir auch begegnen mag, ich will sie lieben bis zum letzten Athemzuge."

Ebn Thaher, beleidigt durch die Hartnäckigkeit des Prinzen, verließ ihn ziemlich ungestüm, und begab sich nach Hause, wo er die gestrigen Betrachtungen wieder vornahm, und ernsthaft überlegte, welchen Entschluß er fassen sollte.

Indem kam ein Juwelier, einer von seinen vertrautesten Freunden, ihn zu besuchen. Dieser Juwelier hatte wahrgenommen, daß Schemselnihars Vertraute öfter zu Ebn Thaher kam, als gewöhnlich, und daß Ebn Thaher fast beständig bei dem Prinzen von Persien war, dessen Krankheit aller Welt bekannt war, obwohl niemand ihre Ursache wußte: alles dieses hatte Verdacht bei ihm erregt. Da er nun Ebn Thaher so in Gedanken vertieft fand, erkannte er wohl, daß irgend eine wichtige Angelegenheit ihm zu schaffen machte; und seiner Sache ziemlich gewiß, fragte er ihn, was die vertraute Sklavinn Schemselnihars bei ihm wollte. Ebn Thaher, etwas betroffen über diese Frage, wollte ausweichen, und sagte ihm, es wäre eine geringfügige Sache, weshalb sie so oft zu ihm käme. „Ihr redet nicht aufrichtig mit mir," versetzte der Juwelier; „und ihr überzeugt mich eben durch eure Verstellung, daß diese Geringfügigkeit viel wichtiger ist, als ich anfangs glaubte."

Als Ebn Thaher sah, daß sein Freund so sehr in ihn drang, gestand er ihm: „Es ist wahr, daß diese Sache von der höchsten Wichtigkeit ist. Ich hatte beschlossen, sie geheim zu halten; da ich aber weiß, welchen Antheil ihr an allem nehmt, was mich betrifft, so will ich sie euch lieber anvertrauen, als euch etwas davon denken lassen, das nicht wahr ist. Ich empfehle euch nicht erst Verschwiegenheit; ihr werdet aus der Sache schon erkennen, wie wichtig es ist, sie geheim zu halten."

Nach diesem Eingange erzählte er ihm die Liebesge-

schichte Schemselnihars und des Prinzen von Persien. „Ihr wißt,“ fügte er hinzu, „in welchem Ansehn ich am Hofe und in der Stadt bei den größten Herren und den vornehmsten Frauen stehe. Welche Schande nun für mich, wenn diese verwegene Liebesgeschichte entdeckt würde? Aber was sag' ich? Wären wir nicht verloren, ich sammt allen den Meinigen? Das ist es, was mich so nachdenklich macht: aber ich habe schon meinen Entschluß gefaßt. — Man ist mir schuldig, und ich bin schuldig: ich gehe unverzüglich hin, meine Gläubiger zu befriedigen und meine Forderungen einzuziehen; und sobald ich all meine Habe in Sicherheit gebracht habe, werde ich mich nach Balsora[15] zurückziehen, und so lange dort bleiben, bis der Sturm, welchen ich voraussehe, vorüber ist. Meine Freundschaft für Schemselnihar und den Prinzen von Persien läßt mich herzlich bedauern, was ihnen Uebles begegnen kann; ich bitte Gott, daß er sie die Gefahr einsehen lasse, der sie sich aussetzen, und sie in seine Obhut nehme: wenn aber ihr böses Schicksal will, daß ihre Liebe zur Kenntniß des Chalyfen gelangt, so bin ich wenigstens vor seinem Zorne geborgen; denn ich halte sie nicht für so boshaft, um mich in ihr Unglück zu verwickeln. Es wäre die größte Undankbarkeit von ihnen, wenn das geschähe; es wäre eine üble Vergeltung der Dienste, die ich ihnen geleistet, und der guten Rathschläge, die ich ihnen gegeben habe, besonders dem Prinzen von Persien. Dieser könnte sich, und zugleich seine Geliebte, noch aus dem Abgrunde retten, wenn er wollte. Er dürfte nur Bagdad verlassen, so wie ich, und die Abwesenheit würde ihn unvermerkt seine Leidenschaft vergessen lassen, welche dagegen nur zunehmen wird, so lange er darauf beharret, in dieser Stadt zu bleiben.“

Der Juwelier hörte mit äußerstem Erstaunen den Bericht Ebn Thahers an. „Was ihr mir da erzählt,“ sagte

er darauf, „ist von so hoher Wichtigkeit, daß ich nicht begreife, wie Schemselnihar und der Prinz von Persien sich einer so heftigen Liebe hingeben konnten. Welche Neigung sie auch zu einander hinziehen mochte, so hätten sie doch, anstatt ihr weichlich nachzugeben, ihr widerstehen und einen bessern Gebrauch von ihrer Vernunft machen müssen. Wie konnten sie sich über die verderblichen Folgen ihres Einverständnisses täuschen? Wie beklagenswerth ist ihre Verblendung! Ich sehe, wie ihr, alle Folgen davon voraus. Aber ihr seid klug und vorsichtig, und ich billige den Entschluß, den ihr gefaßt habt. Dadurch könnt ihr allein euch den traurigen Ereignissen entziehen, welche ihr zu fürchten habt."

Nach dieser Unterredung stand der Juwelier auf, und nahm Abschied von Ebn Thaher...

„Herr," sagte Scheherasade bei dieser Stelle, „der Tag, den ich anbrechen sehe, verhindert mich, Euer Majestät jetzt länger zu unterhalten." Damit schwieg sie; und in der nächsten Nacht nahm sie ihre Erzählung folgendermaßen wieder auf:

Zweihundert und neunte Nacht.

„Bevor der Juwelier sich entfernte, unterließ Ebn Thaher nicht, ihn bei ihrer Beider Freundschaft zu beschwören, an niemand etwas von allem dem zu sagen, was er ihm mitgetheilt hatte. „Seid ganz ruhig deshalb," antwortete ihm der Juwelier, „ich werde euer Geheimniß auf Gefahr meines Lebens bewahren."

Zwei Tage nach dieser Unterredung ging der Juwelier an Ebn Thahers Laden vorbei; und als er ihn geschlossen sah, zweifelte er nicht, daß er seinen Vorsatz ausgeführt, von welchem er ihm gesagt hatte. Um darüber gewiß zu sein, fragte er einen Nachbar, ob er nicht wüßte, warum der Laden nicht offen wäre. Der Nachbar antwortete ihm, er

wüßte nichts weiter, als daß Ebn Thaher eine Reise angetreten hätte. Der Juwelier brauchte nicht mehr zu wissen, und er dachte sogleich an den Prinzen von Persien.

„Unglücklicher Prinz," sagte er bei sich selber, „welchen Schmerz wird euch diese Neuigkeit verursachen! Durch welche Vermittelung werdet ihr nun eure Verbindung mit Schemselnihar unterhalten? Ich fühle Mitleid mit euch; ich muß euch für den Verlust eines zu furchtsamen Vertrauten entschädigen."

Das Geschäft, deswegen er ausgegangen, war nicht sehr wichtig; er verschob es also, und obschon er den Prinzen von Persien nicht weiter kannte, als daß er ihm einige Juwelen verkauft hatte, so ging er gleichwohl zu ihm hin. Er wandte sich an einen seiner Leute, und bat ihn, seinem Herrn zu melden, daß er ihn wegen einer sehr wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünschte.

Der Bediente kam bald wieder zurück, und führte den Juwelier in das Zimmer des Prinzen, der auf dem Sofa halb ausgestreckt lag, das Haupt auf ein Kissen gestützt. Da er sich erinnerte, ihn schon gesehen zu haben, richtete er sich auf, ihn zu empfangen, und hieß ihn willkommen; und nachdem er ihn eingeladen hatte, sich zu setzen, fragte er ihn, ob er ihm irgend einen Dienst leisten könnte, oder ob er ihm etwa eine Neuigkeit brächte, die ihn selber beträfe.

„Prinz," antwortete ihm der Juwelier, „obwohl ich nicht die Ehre habe, euch näher bekannt zu sein, so hat doch das Verlangen, euch meinen Diensteifer zu beweisen, mich so dreist gemacht, zu euch zu kommen, um euch eine Neuigkeit mitzutheilen, die euch betrifft; ich hoffe, daß ihr meine Dreistigkeit durch meine gute Absicht entschuldigen werdet."

Nach diesem Eingange kam der Juwelier zur Sache, und fuhr also fort: „Prinz, ich habe die Ehre, euch zu sagen, daß schon seit langer Zeit Uebereinstimmung der Ge-

müther und einige gemeinsame Geschäfte mich mit Ebn Thaher zu einer engen Freundschaft verbunden haben. Ich weiß, daß ihr ihn kennet, und daß er sich bisher bemüht hat, euch in allem, was er vermochte, gefällig zu sein; ich habe das von ihm selber vernommen, denn er hat nie ein Geheimniß für mich gehabt. Nun kam ich eben an seinem Laden vorbei, und war sehr verwundert, diesen verschlossen zu sehen. Ich wandte mich an einen seiner Nachbarn, und fragte nach der Ursache davon; und der antwortete mir, daß Ebn Thaher schon vor zwei Tagen Abschied von ihm und den andern Nachbarn genommen, und ihnen seine Dienste in Balsora angeboten hätte, wohin er, wie er sagte, wegen einer sehr wichtigen Angelegenheit reisete. Diese Antwort genügte mir nicht; und meine Theilnahme an allem, was ihn angeht, hat mich bestimmt, hieher zu kommen, um euch zu fragen, ob ihr nichts näheres von einer so plötzlichen Abreise wißt."

Auf diese Rede, welche der Juwelier also gewendet hatte, um leichter zum Ziele zu gelangen, verwandelte der Prinz seine Farbe, und sah den Juwelier mit einer Miene an, welche ihm deutlich zu erkennen gab, wie betrübt er über diese Neuigkeit war.

„Was ihr mir da sagt, überrascht mich," antwortete er ihm; „es konnte mir kein größeres Unglück begegnen. Ja," rief er aus, mit Thränen in den Augen, „es ist um mich geschehen, wenn das wahr ist, was ihr mir sagt! Ebn Thaher, der mein ganzer Trost war, auf den ich alle meine Hoffnung setzte, verläßt mich! Nach einem so harten Schlage darf ich nicht mehr ans Leben denken."

Der Juwelier brauchte nicht mehr zu hören, um von der heftigen Leidenschaft des Prinzen, von welcher Ebn Thaher ihm gesagt hatte, völlig überzeugt zu sein. „Die bloße Freundschaft," sagte er bei sich selber, „redet nicht diese

Sprache: nur die Liebe ist im Stande, solche Gefühle hervorzubringen."

Der Prinz blieb einige Augenblicke in die traurigsten Gedanken versunken. Endlich erhob er wieder das Haupt, und sagte zu einem seiner Leute: „Geh nach Ebn Thahers Hause, und erkundige dich bei einem von seinem Gesinde, ob er wirklich nach Balsora verreist ist. Lauf, und komm schleunig wieder, mir Bescheid zu bringen."

Bis zur Rückkehr des Bedienten, bemühte sich der Juwelier, den Prinzen von gleichgültigen Dingen zu unterhalten; aber dieser gab fast gar nicht Acht darauf: er war der Raub einer tödtlichen Unruhe. Bald konnte er nicht glauben, daß Ebn Thaher weggereist wäre; bald zweifelte er nicht mehr daran, wenn er an die Vorstellungen dachte, welche dieser Vertraute ihm bei seinem letzten Besuche gemacht, und an das ungestüme Wesen, womit er ihn verlassen hatte.

Endlich kam der Bediente des Prinzen zurück, und meldete, er hätte mit einem von Ebn Thahers Leuten gesprochen, der ihn versichert, daß er nicht in Bagdad, sondern schon seit zwei Tagen nach Balsora verreist wäre. „Als ich aus Ebn Thahers Haus trat," fügte der Bediente hinzu, „kam eine wohlgebildete Sklavinn auf mich zu, und nachdem sie mich gefragt, ob ich nicht die Ehre hätte, euch anzugehören, sagte sie zu mir, daß sie euch zu sprechen wünschte, und bat mich zugleich, sie mitzunehmen. Sie ist in dem Vorzimmer, und ich glaube, daß sie euch einen Brief von irgend einer vornehmen Person zu übergeben hat."

Der Prinz befahl sogleich, sie herein zu lassen; er zweifelte nicht, daß es die vertraute Sklavinn Schemselnihars wäre; und in der That war sie es. Der Juwelier erkannte sie auch, weil er sie einigemal bei Ebn Thaher gesehen, und dieser ihm gesagt hatte, wer sie wäre. Sie konnte nicht ge=

legener kommen, um die Verzweiflung des Prinzen zu verhindern. Sie grüßte ihn......

„Aber, Herr," sagte Scheherasade bei dieser Stelle, „ich sehe, daß es schon Tag ist." Sie schwieg, und in der folgenden Nacht fuhr sie folgendermaßen fort:

Zweihundert und zehnte Nacht.

„Der Prinz von Persien erwiederte den Gruß der Vertrauten Schemselnihars. Der Juwelier war sogleich bei ihrem Eintritt aufgestanden, und beiseite getreten, damit beide sich ungehindert besprechen könnten. Nachdem sie einige Zeit mit dem Prinzen geredet hatte, nahm sie Abschied, und ging wieder hinaus. Dieser war auf einmal ganz verändert: seine Augen erschienen glänzender, und sein Gesicht froher als zuvor, woraus der Juwelier erkannte, daß die gute Sklavinn ihm günstige Nachrichten für seine Liebe gebracht hatte.

Als der Juwelier seinen Platz bei dem Prinzen wieder eingenommen hatte, sagte er lächelnd zu ihm: „Wie ich sehe, Prinz, so habt ihr wichtige Geschäfte im Palaste des Chalyfen."

Der Prinz von Persien, sehr erstaunt und beunruhigt durch diese Anrede, antwortete dem Juwelier: „Woraus schließt ihr, daß ich wichtige Geschäfte im Palaste des Chalyfen habe?"

„Ich schließe es aus der Sklavinn, welche eben hinausgegangen ist."

„Und wem, glaubt ihr, daß diese Sklavinn angehört?" fragte der Prinz weiter.

„Schemselnihar, der Favoritinn des Chalyfen," antwortete der Juwelier.

„Ich kenne," fuhr er fort, „diese Sklavinn, und selbst ihre Gebieterinn, die mir einigemal die Ehre erzeigt hat,

mich zu besuchen und Juwelen zu kaufen. Ich weiß noch mehr, daß Schemselnihar kein Geheimniß vor dieser Sklavinn hat, welche ich seit einigen Tagen sehr verlegen, wie es mir scheint, durch die Straßen hin und hergehen sehe. Ich stelle mir vor, daß es irgend eine wichtige Angelegenheit ihrer Gebieterinn betrifft."

Diese Worte des Juweliers beunruhigten den Prinzen von Persien gar sehr. „Er würde nicht so zu mir reden," sagte er bei sich selber, „wenn er keinen Verdacht hätte, oder vielmehr, wenn er mein Geheimniß nicht wüßte." Er schwieg einige Augenblicke, unschlüssig, wie er sich verhalten sollte. Endlich nahm er wieder das Wort, und sagte zu dem Juwelier: „Ihr sagt mir da Dinge, nach welchen ich glauben muß, daß ihr noch mehr davon wißt, als ihr sagt. Es ist wichtig für meine Ruhe, völlig darüber im Klaren zu sein: und ich beschwöre euch, nicht zurückzuhalten."

Der Juwelier, der nichts anders gewünscht hatte, machte ihm hierauf einen genauen Bericht von seiner Unterhaltung mit Ebn Thaher. Dadurch gab er ihm zu erkennen, daß er von seinen Verhältnissen zu Schemselnihar unterrichtet war; und er vergaß nicht, ihm zu sagen, daß Ebn Thaher, aus Furcht vor der Gefahr, worin er als Vertrauter schwebte, den Entschluß gefaßt hätte, sich nach Balsora zurückzuziehen, und dort zu bleiben, bis das von ihm befürchtete Ungewitter sich zerstreut haben würde. „Und das hat er ausgeführt," fügte der Juwelier hinzu, „und ich bin verwundert, daß er sich hat entschließen können, euch in einem Zustande zu verlassen, wie er mir ihn beschrieben hat. Was mich betrifft, Prinz, so gestehe ich euch, daß ich von Mitleid mit euch gerührt wurde: ich komme, euch meine Dienste anzubieten; und wenn ihr mir die Gnade erzeiget, sie anzunehmen, so verpflichte ich mich, euch dieselbe Treue zu leisten, wie Ebn Thaher. Ich verspreche euch überdem

mehr Standhaftigkeit: ich bin bereit, meine Ehre und mein Leben für euch aufzuopfern; und damit ihr an meiner Aufrichtigkeit nicht zweifelt, so schwöre ich bei dem Allerheiligsten unserer Religion, euer Geheimniß unverletzlich zu bewahren. Seid also überzeugt, Prinz, daß ihr in mir den Freund wiederfindet, den ihr verloren habt.“

Diese Rede beruhigte den Prinzen, und tröstete ihn über die Entfernung Ebn Thahers. „Ich bin hoch erfreut,“ sagte er zu dem Juwelier, „durch euch meinen Verlust wieder ersetzt zu sehen. Ich weiß nicht genugsam euch meine Erkenntlichkeit auszudrücken. Ach,“ fügte er hinzu, indem er folgende Verse aussprach:

„Ach, wenn ich behaupten wollte, daß ich auch diese Trennung mit Geduld ertrage, so würden doch meine Thränen und meine Seufzer mich Lügen strafen.

Nunmehr weiß ich wahrlich nicht, ob meine Thränen, die ohne Unterlaß fließen, wegen der Trennung von meiner Geliebten, oder wegen der Entfernung meines Freundes strömen.

Mein Auge ist stets in Thränen versunken, um die getrennte Geliebte und um den entfernten Freund.“ —

Ich bitte Gott, euren Edelmuth zu belohnen, und nehme willig euer freundschafliches Anerbieten an. Solltet ihr wohl glauben, daß Schemselnihars Vertraute eben von euch zu mir gesprochen hat? Sie behauptet, ihr seid es, der Ebn Thaher gerathen hat, sich von Bagdad zu entfernen. Das waren ihre letzten Worte beim Weggehen, und sie schien mir fest überzeugt davon. Aber man thut euch Unrecht; nach allem, was ihr mir gesagt habt, zweifle ich nicht, daß sie sich täuscht.“

„Prinz,“ erwiederte ihm der Juwelier, „ich habe die Ehre gehabt, euch einen treuen Bericht von der Unterredung zu geben, welche ich mit Ebn Thaher gehabt habe. Es ist

wahr, als er mir erklärte, daß er sich nach Balsora zurückziehen wollte, so tadelte ich sein Vorhaben nicht, sondern nannte ihn einen klugen und vorsichtigen Mann: aber dies darf euch nicht abhalten, mir euer Vertrauen zu schenken; ich erbiete mich, euch mit allem nur erdenklichen Eifer zu dienen. Und wenn ihr auch keinen Gebrauch davon macht, so soll das mich doch nicht abhalten, euer Geheimniß so heilig zu bewahren, als ich durch meinen Eid mich verpflichtet habe."

„Ich habe euch schon gesagt," erwiederte der Prinz, „daß ich den Worten der Vertrauten keinen Glauben beimesse. Ihr Diensteifer hat ihr diesen ungegründeten Verdacht eingegeben; und ihr müßt sie entschuldigen, wie ich sie entschuldige."

Sie setzten ihre Unterhaltung noch eine Zeitlang fort, und beriethen sich über die füglichsten Mittel, die Verbindung des Prinzen mit Schemselnihar zu unterhalten. Sie vereinigten sich darin, daß man vor allen Dingen die Vertraute enttäuschen müßte, die so ungerechterweise gegen den Juwelier eingenommen war. Der Prinz übernahm es, sie beim ersten Wiedersehen aus ihrem Irrthume zu ziehen, und sie zu bitten, sich an den Juwelier zu wenden, wenn sie ihm Briefe zu bringen, oder sonst etwas von ihrer Gebieterinn an ihn zu bestellen hätte. Denn sie hielten es für rathsam, daß dieselbe nicht so oft bei dem Prinzen erschiene, weil sie dadurch Anlaß zur Entdeckung dessen geben könnte, was so wichtig war zu verbergen.

Endlich stand der Juwelier auf; und nachdem er den Prinzen von Persien abermals gebeten hatte, ihm sein ganzes Vertrauen zu schenken, entfernte er sich ...."

Die Sultaninn Scheherasade hielt bei dieser Stelle inne, weil der Tag anbrach. In der folgenden Nacht nahm

sie den Faden ihrer Erzählung wieder auf, und sagte zu dem Sultan von Indien:

Zweihundert und elfte Nacht.

„Herr, der Juwelier sah auf dem Wege nach seinem Hause auf der Gasse einen Brief liegen, den jemand verloren hatte. Er hub ihn auf; und da er nicht versiegelt war, öffnete er ihn, und las Folgendes:

Brief von Schemselnihar an den Prinzen von Persien.

„Ich erfahre so eben durch meine Vertraute eine Neuigkeit, die mir nicht weniger Betrübniß verursacht, als ihr darüber haben müßt. Indem wir Ebn Thaher verlieren, verlieren wir in der That viel: aber das muß euch nicht muthlos machen, theurer Prinz, für eure Erhaltung zu sorgen. Wenn unser Vertrauter aus übertriebener Furcht uns verläßt, so laßt es uns als ein unvermeidliches Uebel betrachten: wir müssen uns darüber trösten. Ich bekenne, daß Ebn Thaher uns gerade in einem Augenblicke abgeht, da wir seiner Hülfe am meisten bedürften: aber waffnen wir uns mit Geduld gegen diesen unvorhergesehenen Schlag, und lassen wir nicht ab, uns standhaft zu lieben. Stählet euer Herz gegen diesen Unfall: man erreicht nicht ohne Mühe, was man wünscht. Lassen wir uns nicht abschrecken: hoffen wir, daß der Himmel uns günstig sein wird, und daß wir, nach so viel Leiden, die glückliche Erfüllung unserer Wünsche erleben werden. Lebet wohl.“

Während der Juwelier sich mit dem Prinzen von Persien unterredete, hatte die Vertraute Zeit gehabt, nach dem Palast zurückzukehren, und ihrer Gebieterinn die unangenehme Neuigkeit von der Abreise Ebn Thahers zu verkünden, Schemselnihar hatte sogleich diesen Brief geschrieben und ihre Vertraute damit zu dem Prinzen von Persien zurück geschickt; und diese hatte ihn aus Unachtsamkeit fallen lassen.

Der Juwelier war froh, ihn gefunden zu haben; denn er verschaffte ihm ein gutes Mittel, sich bei der Vertrauten zu rechtfertigen, und sie so zu stimmen, wie er wünschte. Als er ihn ausgelesen hatte, erblickte er die Sklavinn, die ihn mit großer Unruhe suchte, indem sie sich nach allen Seiten umsah. Er faltete ihn schleunig wieder zusammen, und schob ihn in seinen Busen; aber die Sklavinn hatte seine Bewegung wahrgenommen, und lief auf ihn zu: „Herr," sagte sie zu ihm, „ich habe den Brief fallen lassen, den ihr jetzt eben in der Hand hieltet; ich bitte euch, habt die Güte, und gebt ihn mir wieder." Der Juwelier that, als hörte er's nicht, und setzte, ohne zu antworten, seinen Weg bis zu seinem Hause fort. Er ließ die Thüre offen, damit die Vertraute, die ihm folgte, auch eintreten konnte.

Sie blieb auch nicht zurück; und als sie in sein Zimmer kam, sagte sie zu ihm: „Herr, der Brief, den ihr gefunden habt, kann euch keinen Nutzen gewähren; und ihr würdet keine Schwierigkeit machen, mir ihn wiederzugeben, wenn ihr wüßtet, von wem er kömmt, und an wen er gerichtet ist; übrigens erlaubet mir, euch zu sagen, daß ihr ihn anständigerweise nicht wohl behalten könnt."

Bevor er der Vertrauten antwortete, ließ der Juwelier sie niedersetzen, und sagte dann zu ihr: „Nicht wahr, der Brief, von welchem die Rede, ist von der Hand Schemselnihars, und ist an den Prinzen von Persien gerichtet?" Die Sklavinn, die sich dieser Frage nicht versah, entfärbte sich.

„Die Frage macht euch verlegen," fuhr er fort; „aber wisset, daß ich sie nicht aus Unbescheidenheit an euch thue: ich hätte euch den Brief auf der Straße wiedergeben können; aber ich wollte euch hieher locken, weil ich mich mit euch zu verständigen wünsche. Ist es billig, sagt mir, ein widriges Ereigniß Leuten aufzubürden, die gar nichts dazu beigetragen haben? Das aber habt ihr gethan, als ihr dem Prinzen von Persien gesagt, daß ich Ebn Thaher gerathen habe, seiner Sicherheit wegen, Bagdad zu verlassen. Ich will nicht die Zeit damit verlieren, mich bei euch zu entschuldigen: genug, daß der Prinz von Persien völlig von meiner Unschuld hierin überzeugt ist. Ich will euch nur sagen, daß, anstatt zur Abreise Ebn Thahers beigetragen zu haben, ich äußerst bekümmert darüber war, nicht so sehr aus Freundschaft zu ihm, als aus Mitleid mit dem Zustande, in welchem er den Prinzen verließ, dessen Verbindung mit Schemselnihar er mir entdeckt hatte. Sobald ich gewiß wußte, daß Ebn Thaher nicht mehr in Bagdad war, eilte ich, mich dem Prinzen, bei dem ihr mich gefunden habt, vorzustellen, und ihm diese Neuigkeit kund zu thun, und ihm dieselben Dienste anzubieten, welche jener ihm geleistet hatte. Meine Absicht gelang mir; und sofern ihr zu mir dasselbe Vertrauen habt, das ihr zu Ebn Thaher hattet, so kömmt es nur auf euch an, euch meiner Vermittelung mit Nutzen zu bedienen. Unterrichtet eure Gebieterinn von dem, was ich euch eben gesagt habe, und versichert sie völlig, daß wenn ich durch die Verwickelung in ein so gefährliches Geheimniß auch umkommen sollte, es mich jedoch nicht gereuen würde, mich für zwei einander so würdige Liebende aufgeopfert zu haben."

Die Vertraute hörte den Juwelier mit großer Zufriedenheit an, und bat ihn dann, die üble Meinung, welche sie von ihm gefaßt hatte, ihrem Eifer für das Wohl ihrer

Gebieterinn beizumessen. „Ich bin unendlich erfreut darüber," fügte sie hinzu, „daß Schemselnihar und der Prinz in euch einen Mann wiederfinden, welcher so geschickt Ebn Thahers Stelle ersetzt. Ich werde nicht verfehlen, meiner Gebieterinn den guten Willen zu rühmen, welchen ihr für sie bezeiget...."

Scheherasade bemerkte bei dieser Stelle, daß es Tag war, und hörte auf zu reden. In der folgenden Nacht setzte sie ihre Erzählung also fort:

Zweihundert und zwölfte Nacht.

„Nachdem die Vertraute dem Juwelier gesagt hatte, wie erfreut sie wäre, ihn so dienstwillig für Schemselnihar und den Prinzen von Persien zu finden, zog der Juwelier den Brief aus seinem Busen und gab ihn ihr wieder, mit den Worten: „Nehmet, und traget ihn schleunig zum Prinzen von Persien, und auf dem Rückwege kommt wieder her, damit ich sehe, was er darauf antwortet. Vergesset nicht, ihm unsere Unterredung mitzutheilen."

Die Vertraute nahm den Brief, und trug ihn zu dem Prinzen, der auf der Stelle darauf antwortete. Sie kam zu dem Juwelier zurück, und zeigte ihm die Antwort, welche folgendermaßen lautete:

Antwort

des Prinzen von Persien an Schemselnihar.

„Euer theurer Brief macht auf mich eine große Wirkung; jedoch keine so große, als ich wünschte. Ihr bemühet euch, mich über den Verlust Ebn Thahers zu trösten. Ach, wie empfindlich mir derselbe auch ist, so ist das doch nur das kleinste meiner Leiden! Ihr kennt diese Leiden, und

ihr wißt, daß nur eure Gegenwart im Stande ist, sie zu heilen. Wann wird die Zeit kommen, daß ich derselben, ohne Furcht ihrer wieder beraubt zu werden, genießen kann? Wie entfernt scheint sie mir noch! oder vielmehr, dürfen wir uns schmeicheln, sie je zu erleben? Ihr gebietet mir, für meine Erhaltung zu sorgen: ich werde euch gehorchen, weil ich ganz auf meinen eigenen Willen verzichtet habe, um nur den euren zu befolgen. Lebet wohl."

Nachdem der Juwelier diesen Brief gelesen hatte, gab er ihn der Vertrauten wieder, die im Weggehen zu ihm sagte: „Herr, ich werde es schon dahin bringen, daß meine Gebieterinn auf euch dasselbe Vertrauen setze, wie sie auf Ebn Thaher hatte. Ihr sollt morgen wieder Nachricht von mir erhalten."

In der That sah er sie am folgenden Tage mit vergnügtem Gesichte daherkommen. „Euer bloßer Anblick," sagte er zu ihr, „gibt mir zu erkennen, daß ihr Schemselnihar in die Stimmung versetzt habt, welche ihr wünschtet."

„Es ist wahr," antwortete die Vertraute, „und ihr sollt sogleich hören, auf welche Weise ich zum Ziele gelangt bin. Ich fand gestern," fuhr sie fort, „Schemselnihar in ungeduldiger Erwartung; ich gab ihr den Brief des Prinzen; sie las ihn mit Thränen in den Augen; und als sie ihn durchgelesen hatte, sah ich sie wieder ihrem gewöhnlichen Kummer sich hingeben, und sagte zu ihr: „Gebieterinn, es ist ohne Zweifel die Entfernung Ebn Thahers, die euch bekümmert; aber erlaubet mir, daß ich euch im Namen Gottes beschwöre, euch hierüber nicht mehr zu beunruhigen. Wir haben einen andern Mann gefunden, der sich erbietet, euch mit eben so viel Eifer zu dienen, und, was sehr wichtig ist, mit noch mehr Muth." Hierauf sagte ich ihr von euch," fuhr die Sklavinn fort, „und erzählte ihr die Veranlassung, die

euch zu dem Prinzen von Persien führte. Kurz, ich versicherte sie, daß ihr unverletzlich ihr und des Prinzen von Persien Geheimniß bewahren würdet, und daß ihr entschlossen wäret, ihre Liebe aus allen euren Kräften zu begünstigen. Sie schien mir durch diese Nachricht sehr getröstet, und rief aus: „Ach, welche Verpflichtung haben wir, der Prinz von Persien und ich, dem braven Manne, von dem du mir sagst? Ich will ihn kennen lernen, ihn sehen, um aus seinem eigenen Munde alles zu vernehmen, was du mir eben gesagt hast, und ihm für eine so unerhörte Großmuth gegen Personen zu danken, an deren Schicksal mit so viel Wärme Theil zu nehmen, nichts ihn verpflichtet. Sein Anblick wird mir Vergnügen gewähren, und ich werde nicht unterlassen, ihn in so guten Gesinnungen zu bestärken. Vergiß nicht, morgen hinzugehen, und ihn zu mir zu führen." Und darum, lieber Herr, bemühet euch mit mir nach ihrem Palaste."

Diese Rede der Vertrauten setzte den Juwelier in Verlegenheit. „Eure Gebieterinn," erwiederte er, „erlaube mir, zu bemerken, daß sie nicht wohl bedacht hat, was sie da von mir fordert. Das Ansehen, in welchem Ebn Thaher bei dem Chalyfen stand, gab ihm überall freien Zutritt, und die Hausbeamten, die ihn kannten, ließen ihn ungehindert in Schemselnihars Palast kommen und gehen: aber ich, wie dürfte ich wagen ihn zu betreten? Ihr sehet selber wohl ein, daß das unmöglich ist. Ich bitte euch also, Schemselnihar die Gründe vorzustellen, die mich verhindern, ihr hierin zu genügen, sammt allen unangenehmen Folgen, welche daraus entstehen könnten. Wenn sie dieses nur ein wenig erwägt, so wird sie finden, daß sie mich unnützerweise einer großen Gefahr aussetzen würde."

Die Vertraute bemühte sich, den Juwelier zu beruhigen, und sagte zu ihm: „Glaubt ihr denn, daß Schemsel-

nihar so unbesonnen ist, euch der geringsten Gefahr auszusetzen, indem sie euch zu sich entbietet? euch, von welchem sie so wichtige Dienste erwartet? Seid versichert, daß kein Anschein von Gefahr für euch dabei ist. Es ist zu sehr unser, meiner Gebieterinn und mein eigener Vortheil, als daß wir euch zur Unzeit darin verwickeln sollten. Ihr könnt deshalb auf mich vertrauen, hinterher werdet ihr mir selber eingestehen, daß eure Furcht ungegründet war."

Der Juwelier ließ sich durch die Rede der Vertrauten bewegen, und stand auf, ihr zu folgen; aber welche Festigkeit er sich auch von Natur zutraute, die Furcht hatte sich seiner dermaßen bemächtigt, daß er am ganzen Leibe zitterte. Da sagte die Vertraute zu ihm: „In solchem Zustande, sehe ich wohl, ist es besser, daß ihr zu Hause bleibet, und daß Schemselnihar ein anderes Mittel erwähle, euch zu sehen; und ihr dürft nicht zweifeln, daß sie, um diesen ihren Wunsch zu befriedigen, selber herkomme, euch zu besuchen. Demnach, lieber Herr, bleibet zu Hause: ich bin versichert, es wird nicht lange währen, so sehet ihr sie kommen."

Die Vertraute hatte richtig geweissagt: sie hatte nicht sobald Schemselnihar die Furcht des Juweliers kund gethan, als diese sich zu ihm begab.

Er empfing sie mit allen Zeichen einer tiefen Ehrfurcht. Als sie, von dem zurückgelegten Wege etwas ermüdet, sich gesetzt hatte, entschleierte sie sich, und ließ den Juwelier eine Schönheit sehen, welche den Prinzen völlig bei ihm entschuldigte, sein Herz der Geliebten des Chalyfen geschenkt zu haben. Hierauf grüßte sie den Juwelier mit anmuthiger Miene und sagte zu ihm: „Ich habe unmöglich hören können, mit welchem Eifer ihr euch meiner und des Prinzen von Persien annehmet, ohne sogleich den Vorsatz zu fassen, euch selber dafür zu danken. Ich danke dem Himmel, daß

er uns so bald für den Verlust Ebn Thahers entschädigt hat. . . .“

Scheherasade war genöthigt, an dieser Stelle inne zu halten, weil sie den Tag anbrechen sah. In der nächsten Nacht fuhr sie in ihrer Erzählung fort:

Zweihundert und dreizehnte Nacht.

„Schemselnihar sagte dem Juwelier noch mehrere verbindliche Sachen, und begab sich dann nach ihrem Palast zurück.

Der Juwelier ging sogleich hin, dem Prinzen von Persien von diesem Besuche Nachricht zu geben. Dieser sagte zu ihm, als er ihn erblickte: „Ich erwartete euch mit Ungeduld. Die vertraute Sklavinn hat mir einen Brief von ihrer Gebieterinn gebracht; aber dieser Brief hat mich keinesweges getröstet. Was auch die liebenswürdige Schemselnihar mir entbieten mag, ich wage nicht, etwas zu hoffen, und meine Geduld ist am Ende. Ich weiß keinen Rath mehr; die Abreise Ebn Thahers bringt mich zur Verzweiflung. Er war meine Stütze; mit ihm habe ich alles verloren. Durch den Zutritt, welchen er bei Schemselnihar hatte, konnte ich mir noch mit einiger Hoffnung schmeicheln.“

Auf diese Worte, welche der Prinz mit solcher Lebhaftigkeit aussprach, daß er dem Juwelier keine Zeit ließ, zu Worte zu kommen, konnte dieser ein sanftes Lächeln nicht unterdrücken; was den Prinzen veranlaßte, folgende Verse auszusprechen:

„Wenn derjenige, der bei meinem Anblick über meine Betrübniß lachen kann, das erfahren hätte, was mich betroffen hat, so würde es ihn zum Weinen bringen.

Denn nur der Mann, der ähnliche Trübsale erduldet hat, kann Mitleid empfinden mit dem, der unter denselben Unglücksfällen leidet.“

Der Juwelier bemühte sich nun, den Prinzen zu ver-

sichern, daß niemand aufrichtigeren Theil nehmen könnte an seinen Leiden, als er; und wenn er nur die Geduld haben wollte, ihn anzuhören, so würde er sehen, daß er ihm Linderung verschaffen könnte.

Auf diese Rede schwieg der Prinz und hörte ihn an. „Ich sehe wohl," fuhr nun der Juwelier fort, „das einzige Mittel, euch zufrieden zu stellen, ist, zu bewirken, daß ihr ungehindert euch mit Schemselnihar unterhalten könnt. Diese Genugthuung will ich euch verschaffen, und gleich morgen dazu thun. Ihr dürft es nicht wagen, den Palast Schemselnihars zu betreten: ihr wißt aus Erfahrung, daß das ein sehr gefährlicher Schritt ist. Ich weiß einen gelegeneren Ort für diese Zusammenkunft, wo ihr in Sicherheit seid."

Als der Juwelier diese Worte aussprach, umarmte ihn der Prinz mit Entzücken, und sagte: „Ihr erweckt durch dieses reizende Versprechen einen unglücklichen Liebenden vom Tode, zu welchem er sich schon verurtheilt hatte. Wie ich sehe, so ist mir der Verlust Ebn Thahers völlig ersetzt. Alles, was ihr thut, ist wohlgethan: ich überlasse mich euch gänzlich."

Nachdem der Prinz dem Juwelier für den Eifer gedankt hatte, welchen er ihm bezeigte, ging der Juwelier nach Hause.

Gleich am folgenden Morgen kam die Vertraute wieder zu ihm. Er sagte ihr, daß er dem Prinzen von Persien Hoffnung gemacht hätte, recht bald Schemselnihar zu sehen. „Ich komme gerade deshalb," antwortete sie ihm, „um die Maaßregeln dazu mit euch zu verabreden. Mir scheint," fuhr sie fort, „dieses Haus sehr bequem für ihre Zusammenkunft."

„Ich könnte wohl," sagte er darauf, „sie beide hieher kommen lassen; aber ich habe bedacht, daß sie in einem andern Hause, das mir gehört, und wo gegenwärtig niemand

wohnt, noch ungestörter sind. Ich werde es alsbald zu ihrem Empfange einrichten lassen."

„Unter diesen Umständen," erwiederte die Vertraute, „kömmt es nur noch auf Schemselnihars Einwilligung an. Ich gehe, ihr davon zu sagen, und ich werde euch in kurzer Zeit ihre Antwort bringen."

In der That war sie sehr geschwinde; sie kam bald wieder, und meldete dem Juwelier, daß ihre Gebieterinn nicht verfehlen würde, sich gegen Abend am verabredeten Orte einzustellen. Zu gleicher Zeit übergab sie ihm eine Börse, mit dem Auftrage, dafür ein Mahl bereiten zu lassen.

Er führte sie sogleich nach dem Hause, wo die Liebenden zusammenkommen sollten, damit sie den Ort wüßte, und ihre Gebieterinn dahin führen könnte. Und sobald sie weg war, ging er hin zu seinen Freunden, und borgte von ihnen goldenes und silbernes Geschirre, Teppiche, reiche Kissen und anderes Hausgeräth, womit er dieses Haus sehr prächtig ausschmückte. Als er alles darin angeordnet hatte, begab er sich zu dem Prinzen von Persien.

Stellet euch die Freude des Prinzen vor, als der Juwelier ihm sagte, er käme, um ihn in das Haus zu führen, welches er zu seinem und Schemselnihars Empfang in Bereitschaft gesetzt hatte. Diese Nachricht ließ ihn all seiner Sorgen und Leiden vergessen. Er legte ein prächtiges Kleid an, und ging ohne Gefolge mit dem Juwelier, der ihn durch mehrere abgelegene Gassen führte, damit niemand sie beobachtete, und ihn endlich in das Haus brachte, wo sie sich bis zur Ankunft Schemselnihars mit einander unterhielten.

Diese leidenschaftlich Liebende ließ sie nicht zu lange warten. Sie kam gleich nach dem Abendgebete, mit ihrer Vertrauten und zwei andern Sklavinnen. Ich kann euch das Uebermaaß der Freude nicht ausdrücken, von welchem die beiden Liebenden ergriffen wurden, als sie einander er-

blickten; sie setzten sich auf das Sofa, und sahen sich einige Zeit an, ohne sprechen zu können, so sehr waren sie außer sich. Aber als sie den Gebrauch der Sprache wieder erlangt hatten, entschädigten sie sich hinlänglich für dieses Stillschweigen. Sie sagten sich so zärtliche Dinge, daß der Juwelier, die Vertraute und die beiden Sklavinnen darüber weinten.

Der Juwelier trocknete jedoch seine Thränen, um das Mahl zu besorgen, welches er selber auftrug.

Die Liebenden aßen und tranken wenig, und setzten sich darnach beide auf das Sofa. Schemselnihar fragte den Juwelier, ob er nicht eine Laute oder irgend ein anderes Saitenspiel hätte. Der Juwelier, der für alles gesorgt hatte, was ihr Vergnügen machen könnte, brachte ihr eine Laute. Sie stimmte dieselbe, und sang...." [16].

Hier hielt Scheherasade inne, weil der Tag eben anbrach. In der folgenden Nacht fuhr sie also fort:

Zweihundert und vierzehnte Nacht.

„Indem Schemselnihar den Prinzen von Persien bezauberte, und ihm ihre Leidenschaft durch Worte ausdrückte, welche sie auf der Stelle erfand, ließ sich ein lautes Geräusch hören, und ein Sklave, den der Juwelier mitgebracht hatte, trat plötzlich ganz erschrocken herein, und meldete, daß man die Thür einstieße; er hätte gefragt, wer anklopfte, aber, anstatt der Antwort, wären die Schläge verdoppelt worden.

Der aufgeschreckte Juwelier verließ Schemselnihar und den Prinzen, und ging selber hin, um sich von dieser unangenehmen Neuigkeit zu überzeugen. Er war schon in dem Hofe, als er in der Dunkelheit eine Schaar mit Aexten und Säbeln bewaffneter Leute erblickte, welche die Thür eingeschlagen hatten und gerade auf ihn zukamen. Er drückte

sich schleunigst an eine Mauer; und ohne bemerkt zu werden, sah er sie, zehn an der Zahl, vorbeigehen.

Da er dem Prinzen von Persien und Schemselnihar nicht sonderliche Hülfe leisten konnte, so begnügte er sich, sie bei sich selber zu beklagen, und beschloß zu fliehen. Er schlüpfte aus dem Hause, und flüchtete sich zu einem Nachbar, der noch nicht zu Bette war; denn er war überzeugt, daß diese unversehene Gewaltthätigkeit auf Befehl des Chalyfen geschähe, dem ohne Zweifel die Zusammenkunft seiner Favoritinn mit dem Prinzen von Persien wäre verrathen worden. In dem Hause, wohin er sich gerettet hatte, hörte er noch den großen Lärm, welchen man in dem seinigen machte; und dieser Lärm dauerte bis um Mitternacht.

Hierauf, als ihm alles wieder darin stille schien, bat er seinen Nachbar, ihm einen Säbel zu leihen; und hiermit bewaffnet ging er wieder hin, näherte sich der Thür des Hauses, und trat in den Hof, wo er mit Schrecken einen Mann erblickte, der ihn fragte, wer er wäre. An der Stimme erkannte er, daß es sein Sklave war. „Wie hast du es gemacht," fragte er ihn, „daß dich die Wache nicht ergriffen hat?"

„Herr," antwortete ihm der Sklave, „ich habe mich in einem Winkel des Hofes versteckt, und bin wieder hervorgekommen, als ich keinen Lärm mehr hörte. Aber es war nicht die Wache, welche in euer Haus eingebrochen ist, es sind Räuber, die in diesen letzten Tagen schon ein Haus dieses Stadtviertels geplündert haben. Ohne Zweifel haben sie den Reichthum des Geräthes bemerkt, welches ihr habt hieher bringen lassen, und das hat ihnen in die Augen gestochen."

Der Juwelier fand die Vermuthung seines Sklaven sehr wahrscheinlich. Er durchsuchte sein Haus, und sah in der That, daß die Räuber all das prächtige Geräth des Zim=

mers, worin er Schemselnihar und ihren Geliebten empfangen, ausgeräumt, das Gold- und Silbergeschirr weggetragen, kurz, nicht das Geringste darin gelassen hatten. Er war trostlos darüber. „O Himmel," rief er aus, „ich bin ohne Rettung verloren! Was werden meine Freunde sagen, und welche Entschuldigung bringe ich ihnen, wenn ich ihnen sage, daß Räuber mein Haus erbrochen und gestohlen haben, was sie mir so großmüthig geliehen? Muß ich sie nicht für den Verlust entschädigen, den ich ihnen verursacht habe? — Und dann, was ist aus Schemselnihar und dem Prinzen von Persien geworden? Dieser Vorfall wird ein so großes Aufsehen machen, daß er unausbleiblich dem Chalyfen zu Ohren kommen muß. Er wird diese Zusammenkunft erfahren, und ich werde ein Opfer seines Zornes sein."

Der Sklave, der ihm sehr zugethan war, bemühete sich, ihn zu trösten, und sagte: „Schemselnihar betreffend, so werden die Räuber sich wahrscheinlich begnügt haben, sie auszuplündern, und sie wird dann mit ihren Sklaven in ihren Palast zurückgekehrt sein; und der Prinz von Persien wird dasselbe Schicksal gehabt haben. Also dürft ihr hoffen, daß der Chalyf dieses Abenteuer nie erfahren wird. Was den Verlust eurer Freunde anlangt, so ist das ein Unglück, welches ihr nicht vermeiden konntet. Sie wissen wohl, daß die Räuber so überhand genommen und so verwegen geworden, daß sie nicht allein das Haus, von welchem ich euch gesagt habe, sondern auch mehrere andere Häuser der vornehmsten Herren des Hofes ausgeplündert haben; und ihnen ist nicht unbekannt, daß, trotz den ergangenen Befehlen sie einzufangen, man noch keinen von ihnen hat ergreifen können, wie viel Mühe man auch angewendet hat. Ihr werdet also damit davon kommen, daß ihr euren Freunden den Werth der geraubten Sachen ersetzet, und es wird euch, Gott sei Dank, noch Vermögen genug übrig bleiben."

Bis der Tag anbrach, ließ der Juwelier durch seinen Sklaven, so gut es möglich war, die eingeschlagene Thüre nach der Gasse wieder herstellen, und kehrte dann mit demselben nach seinem Wohnhause zurück, unter traurigen Betrachtungen über das Vorgefallene: „Ebn Thaher,“ sagte er bei sich selber, „war wohl klüger, als ich; er hatte das Unglück vorausgesehen, in welches ich mich blindlings gestürzt habe. Wollte Gott, daß ich mich nie in einen Liebeshandel gemischt hätte, der mir vielleicht das Leben kostet.“

Kaum war es Tag, so verbreitete sich das Gerücht von der Plünderung seines Hauses in der Stadt, und zog einen Schwarm von Freunden und Nachbaren herbei, von welchen die meisten unter dem Vorwande, ihm ihr Beileid zu bezeigen, nur zu ihm kamen, um die Sache umständlich zu erfahren. Er unterließ nicht, ihnen für die ihm bezeigte Theilnahme zu danken, und hatte wenigstens den Trost, zu hören, daß Niemand weder von Schemselnihar noch von dem Prinzen von Persien zu ihm sprach; woraus er schloß, daß beide zu Hause, oder doch an irgend einem sicheren Orte wären.

Als der Juwelier wieder allein war, brachten seine Leute ihm zu essen; aber er aß fast gar nichts. Es war gegen Mittag, als einer seiner Sklaven hereintrat und ihm meldete, daß ein unbekannter Mann an der Thüre stände, und ihn zu sprechen verlangte. Der Juwelier, der keinen Unbekannten zu sich hereinlassen wollte, stand auf und ging hin, mit ihm an der Thüre zu reden. „Obwohl ihr mich nicht kennet,“ sagte der Mann zu ihm, „so kenne ich doch euch, und ich komme, von einer wichtigen Angelegenheit mit euch zu reden.“ Auf diese Worte bat der Juwelier ihn, einzutreten. „Nein!“ fuhr der Unbekannte fort, „bemühet euch vielmehr, wenn's euch beliebt, mit mir nach eurem andern Hause.“

„Wie wißt ihr," versetzte der Juwelier, „daß ich noch ein anderes Haus habe, als dieses hier?"

„Ich weiß es," erwiederte der Unbekannte. „Ich bitte euch nur, mir zu folgen; und fürchtet nichts, ich habe euch etwas mitzutheilen, das euch Vergnügen machen wird."

Der Juwelier ging sogleich mit ihm hin, und erzählte ihm unterweges, auf welche Weise das Haus, wohin sie gingen, beraubt worden und nicht in dem Zustande wäre, ihn darin zu empfangen.

Als sie vor dem Hause standen, und der Unbekannte die Thüre halb zerbrochen sah, sagte er zu dem Juwelier: „Gehen wir fürder, ich sehe wohl, daß ihr mir die Wahrheit gesagt habt. Ich will euch an einen Ort führen, wo wir bequemer sind."

Indem er dies sagte, setzten sie ihren Weg fort, und gingen so den ganzen übrigen Tag, ohne sich aufzuhalten. Der Juwelier war ermüdet von dem langen Wege, und ängstlich, als er die Nacht herannahen, und den Unbekannten noch immer fortschreiten sah, ohne ihm zu sagen, wohin er ihn zu führen gedächte, fing schon an die Geduld zu verlieren, als sie auf einen Platz gelangten, der nach dem Tigris führte. Sie gingen ans Ufer des Flusses hinab, bestiegen ein kleines Boot und setzten auf die andere Seite über.

Nun führte der Unbekannte den Juwelier durch eine lange Gasse, wo dieser in seinem Leben nicht gewesen war; und nachdem er ihn noch, ich weiß nicht, wie viel abgelegene Gassen hatte durchwandern lassen, stand er endlich vor einer Thüre still, und öffnete sie. Er ließ den Juwelier eintreten, schloß die Thüre wieder zu, verriegelte sie mit einer starken Eisenstange, und führte ihn in ein Zimmer, wo sich zehn andere Männer befanden, welche dem Juwelier eben so unbekannt waren, als derjenige, der ihn hergeführt hatte.

Diese zehn Männer empfingen den Juwelier ohne son-

derliche Höflichkeitsbezeugungen. Sie hießen ihn sich setzen; und er that es. Er hatte es auch sehr nöthig; denn er war nicht allein von dem langen Marsch außer Athem, sondern auch die Furcht, die ihn ergriff, als er sich unter Leuten sah, die so geeignet waren, ihm solche zu erregen, hätte ihm nicht verstattet, sich aufrecht zu erhalten. Da sie mit dem Abendessen auf ihr Oberhaupt gewartet hatten, so wurde gleich bei seiner Ankunft aufgetragen. Sie wuschen sich die Hände, und nöthigten den Juwelier, dasselbe zu thun, und sich mit ihnen an den Tisch zu setzen.

Nach der Mahlzeit fragten die Männer ihn, ob er wüßte, mit wem er spräche. Er antwortete: Nein, und daß er selbst nicht das Stadtviertel und den Ort kennte, wo er wäre.

„Erzählet uns euer Abenteuer von der letzten Nacht,“ sagten sie zu ihm, „und verschweiget uns nichts.“

Der Juwelier, stutzig über diese Rede, antwortete ihnen: „Meine Herren, dem Anscheine nach seid ihr davon schon unterrichtet?“

„Es ist wahr,“ erwiederten sie, „der junge Mann und die junge Frau, die gestern Abend bei euch waren, haben uns davon gesagt; aber wir wollen es aus eurem eigenen Munde hören.“

Es bedurfte nicht mehr, um den Juwelier zu überzeugen, daß er mit den Räubern spräche, die sein Haus erbrochen und geplündert hatten. „Meine Herren,“ rief er aus, „ich bin sehr in Sorgen wegen dieses jungen Mannes und dieser jungen Frau: könntet ihr mir nicht Nachricht von ihnen geben?“

Scheherasade unterbrach sich bei dieser Stelle, um den Sultan von Indien zu erinnern, daß der Tag anbräche, und schwieg alsdann. In der folgenden Nacht nahm sie ihre Erzählung also wieder auf:

Zweihundert und funfzehnte Nacht.

„Herr, auf die Frage des Juweliers an die Räuber, ob sie ihm keine Nachricht von dem jungen Manne und der jungen Frau geben könnten, antworteten sie: „Seid ihretwegen unbesorgt, sie sind an einem sicheren Orte und befinden sich wohl." Indem sie ihm dieses sagten, zeigten sie ihm zwei Gemächer, und versicherten, daß beide, von einander abgesondert, darin wären. „Sie haben uns gesagt," fügten sie hinzu, „daß allein ihr Kunde von ihren Angelegenheiten habt. Sobald wir dies vernommen, haben wir in Rücksicht auf euch, sie mit aller möglichen Achtung behandelt. Weit entfernt, die mindeste Gewalt zu gebrauchen, haben wir im Gegentheil ihnen alles Gute erzeigt, und keiner von uns möchte ihnen das geringste Leid zufügen. Wir versichern euch dasselbe in Ansehung eurer Person, und ihr könnt volles Vertrauen zu uns fassen."

Der Juwelier, durch diese Rede beruhigt, und erfreut, daß der Prinz von Persien und Schemselnihar geborgen waren, beschloß, die Räuber in ihrem guten Willen noch zu bestärken. Er lobte sie, schmeichelte ihnen, und wünschte ihnen tausend Segen. „Ihr Herren," sagte er zu ihnen, „ich gestehe, daß ich nicht die Ehre habe, euch zu kennen; aber es ist ein großes Glück für mich, euch nicht unbekannt zu sein, und ich kann euch nicht genug danken für die Güte, welche diese Bekanntschaft mir von euch zuwege gebracht hat. Einer so menschenfreundlichen Handlung zu geschweigen, sehe ich wohl, daß nur Menschen eurer Art im Stande sind, ein Geheimniß so treulich zu bewahren, daß man dessen Entdeckung nie fürchten darf: und wenn es auf eine gefährliche Unternehmung ankömmt, so darf man sie euch nur auftragen; ihr wißt durch euren Eifer, euren Muth, und eure Unerschrockenheit sie befriedigend hinauszuführen. Im Vertrauen auf Eigenschaften, welche euch mit so großem

Rechte beigelegt werden, trage ich kein Bedenken, euch meine und der beiden von euch bei mir angetroffenen Personen Geschichte mit aller Aufrichtigkeit zu erzählen, die ihr von mir verlangt."

Nachdem der vorsichtige Juwelier auf solche Weise die Theilnahme der Räuber für dasjenige gewonnen hatte, was er ihnen in vollem Vertrauen entdecken wollte, so daß es, seiner Beurtheilung nach, nur einen guten Eindruck hervorbringen konnte, erzählte er ihnen umständlich, ohne etwas zu übergehen, die Liebesgeschichte des Prinzen von Persien mit Schemselnihar, von Anfang an, bis zu der Zusammenkunft, die er ihnen in seinem Hause verschafft hatte.

Die Räuber geriethen in großes Erstaunen über all die Umstände, welche sie hier vernahmen. „Wie," riefen sie aus, als der Juwelier geendigt hatte, „ist es möglich, daß der junge Mann der erlauchte Prinz von Persien, Ali Ebn Bekar, und die junge Frau die schöne und berühmte Schemselnihar ist?" Der Juwelier schwur ihnen, daß nichts gewisser wäre, als was er ihnen gesagt hätte; und er fügte hinzu, es dürfte sie nicht befremden, daß so vornehme Personen sich gesträubt hätten, sich zu erkennen zu geben.

Auf diese Versicherung gingen die Räuber hin, und warfen sich, einer nach dem andern, dem Prinzen und Schemselnihar zu Füßen, und baten sie um Verzeihung, indem sie betheuerten, daß nichts von dem Vorgefallenen geschehen sein würde, wenn sie vor dem Einbruche in das Haus des Juweliers von ihrem Stande unterrichtet gewesen wären. „Wir werden uns bemühen," fügten sie hinzu, „den Fehler wieder gut zu machen, den wir begangen haben."

Hierauf kamen sie wieder zu dem Juwelier, und sagten zu ihm: „Es thut uns sehr leid, euch nicht alles erstatten zu können, was euch aus dem Hause entführt worden ist: ein Theil davon ist nicht mehr in unserer Gewalt. Wir

bitten euch, mit dem Silberzeuge zufrieden zu sein, welches wir euch sogleich wiedergeben werden."

Der Juwelier schätzte sich überglücklich durch die Gnade, die ihm erwiesen wurde. Als die Räuber ihm das Silberzeug überliefert hatten, ließen sie den Prinzen von Persien und Schemselnihar hervortreten, und sagten ihnen und dem Juwelier, sie würden sie an einen Ort bringen, von wo jeder von ihnen sich heim begeben könnte; zuvor aber müßten sie durch einen Eid sich verbinden, sie nicht zu verrathen.

Der Prinz von Persien, Schemselnihar und der Juwelier antworteten, sie könnten auf ihr Wort schon vertrauen; weil sie es aber wünschten, so wollten sie ihnen feierlich unverbrüchliches Stillschweigen beschwören. Durch diesen Eid zufrieden gestellt, gingen die Räuber sogleich mit ihnen hinaus.

Unterweges beunruhigte den Juwelier, daß er die Vertraute und die beiden Sklavinnen nicht sah, er nahte sich Schemselnihar, und bat sie, ihm zu sagen, was aus ihnen geworden sei. „Ich weiß nichts von ihnen," antwortete sie. „Ich kann nichts weiter sagen, als daß man uns aus eurem Hause wegführte, mit uns übers Wasser setzte, und uns in das Haus brachte, wo wir jetzo herkommen."

Damit endigte die Unterredung zwischen Schemselnihar und dem Juwelier; sie ließen sich mit dem Prinzen von den Räubern führen, und gelangten an das Ufer des Flusses. Die Räuber nahmen ein Boot, stiegen mit ihnen ein, und setzten sie ans jenseitige Ufer über.

Indem der Prinz von Persien, Schemselnihar und der Juwelier ans Land stiegen, hörte man ein lautes Geräusch von der Wache zu Pferde, welche daher ritt, und in dem Augenblick ankam, als das Boot eben wieder abgestoßen war, und die Räuber ruderten aus aller Macht von hinnen.

Der Befehlshaber der Wache fragte den Prinzen, Schemselnihar und den Juwelier, woher sie so spät kämen und wer sie wären. Von Schreck ergriffen und aus Furcht, etwas zu sagen, das ihnen nachtheilig sein könnte, schwiegen sie bestürzt. Gleichwohl mußte man antworten; und das that der Juwelier, der etwas mehr Fassung behielt: „Herr," antwortete er, „ich kann euch zuvörderst versichern, daß wir rechtliche Leute aus der Stadt sind. Die Leute dort in dem Boote, die uns so eben ausgesetzt haben, und wieder auf die andere Seite überfahren, sind Räuber, die in der letzten Nacht das Haus, worin wir waren, erbrachen, es plünderten und uns nach ihrer Wohnung führten. Nachdem es dort durch alle erdenkliche Mittel der Begütigung uns gelungen, sie für uns einzunehmen, haben sie uns endlich in Freiheit gesetzt, und bis hieher geführt. Sie haben uns sogar einen guten Theil ihrer gemachten Beute wieder gegeben, wie ihr hier sehet." Indem er dies sagte, zeigte er dem Befehlshaber das Silberzeug, das er trug.

Der Befehlshaber begnügte sich nicht mit dieser Antwort des Juweliers; er näherte sich ihm und dem Prinzen von Persien, und betrachtete einen nach dem andern. „Saget mir aufrichtig," fragte er sie, „wer ist diese Frau? woher kennt ihr sie? und in welchem Stadtviertel wohnt ihr?"

Diese Frage machte sie sehr verlegen, und sie wußten nicht, was sie antworten sollten. Schemselnihar machte dieser Verlegenheit ein Ende. Sie zog den Befehlshaber beiseite; und sie hatte nicht sobald mit ihm gesprochen, als er mit großen Zeichen der Ehrerbietung und Höflichkeit vom Pferde stieg. Er befahl sogleich seinen Leuten, zwei Boote herbeizuschaffen.

Als die Boote gekommen waren, ließ der Befehlshaber Schemselnihar in das eine steigen, und den Prinzen von Persien und den Juwelier in das andere, und gab jedem

Boote zwei von seinen Leuten, mit dem Befehle, sie bis zu ihrer Bestimmung zu begleiten. Die beiden Boote fuhren in verschiedener Richtung ab. Wir begleiten gegenwärtig das Boot, worin sich der Prinz von Persien und der Juwelier befanden.

Der Prinz von Persien wollte den ihm mitgegebenen Begleitern und dem Juwelier die Mühe ersparen, und sagte zu jenen, er wollte den Juwelier mit in sein Haus führen, und nannte ihnen das Stadtviertel, darin er wohnte. Auf diese Anzeige ließen die Begleiter das Boot vor dem Palaste des Chalyfen anlegen. Der Prinz von Persien und der Juwelier geriethen in großen Schrecken darüber, wagten aber nicht, ihn laut werden zu lassen. Obwohl sie den Befehl gehört hatten, welchen der Anführer der Wache ertheilt hatte, so bildeten sie sich nichtsdestoweniger ein, daß man sie nach dem Wachthause brächte, um sie am folgenden Morgen dem Chalyfen vorzustellen.

Das war indessen nicht die Absicht ihrer Begleiter. Als sie sie ans Land gesetzt hatten, kehrten sie zu ihrer Schaar zurück, nachdem sie sie einem Offizier von der Leibwache des Chalyfen befohlen hatten; und dieser gab ihnen zwei von seinen Soldaten mit, um sie nach der Wohnung des Prinzen von Persien zu begleiten, die ziemlich weit vom Flusse entfernt war. So gelangten sie endlich dorthin, aber so matt und müde, daß sie kaum sich regen konnten.

Bei dieser großen Müdigkeit war der Prinz von Persien überdies noch so niedergeschlagen durch den unglücklichen Vorfall, der ihn und Schemselnihar betroffen hatte, und ihn fortan aller Hoffnung zu einer neuen Zusammenkunft beraubte, daß er in Ohnmacht sank, indem er sich auf ein Sofa niederließ. Während der größte Theil seiner Leute um ihn beschäftigt war, ihn wieder zu sich zu bringen, drängten sich die andern um den Juwelier, und baten ihn,

ihnen zu sagen, was dem Prinzen begegnet wäre, dessen Abwesenheit sie in unaussprechliche Unruhe versetzt hatte."

Bei diesen letzten Worten unterbrach sich Scheherasade, weil das Licht des Tages sich schon blicken ließ. In der folgenden Nacht nahm sie ihre Erzählung wieder auf, und sprach zu dem Sultan von Indien:

Zweihundert und sechzehnte Nacht.

„Herr, ich erzählte gestern Euer Majestät, daß während man beschäftigt war, den Prinzen aus seiner Ohnmacht wieder zu sich zu bringen, andere von seinen Leuten den Juwelier fragten, was ihrem Herrn begegnet wäre. Der Juwelier, der sich wohl hütete, ihnen irgend etwas zu entdecken, das ihnen nicht gebührte zu wissen, antwortete ihnen, es wäre eine außerordentliche Sache, aber jezo nicht die Zeit, davon zu erzählen; sie sollten lieber darauf bedacht sein, dem Prinzen Hülfe zu leisten. Zum Glück erholte sich der Prinz von Persien in diesem Augenblicke wieder, und diejenigen, die so dringend diese Frage gethan hatten, traten nun ehrerbietig zurück, und waren sehr erfreut, daß die Ohnmacht des Prinzen nicht länger gedauert hatte.

Obgleich der Prinz von Persien das Bewußtsein wieder erlangt hatte, blieb er dennoch so schwach, daß er den Mund nicht zum Sprechen öffnen konnte. Er antwortete nur durch Zeichen, selbst seinen Verwandten, die ihm zusprachen.

Er war in diesem Zustande noch am folgenden Morgen, als der Juwelier Abschied von ihm nahm. Der Prinz antwortete ihm nur durch Zuwinken, indem er ihm die Hand reichte; und als er ihn mit dem Silberzeuge beladen sah, das die Räuber ihm wiedergegeben hatten, gab er einem seiner Leute ein Zeichen, es zu nehmen und ihm nach Hause zu tragen.

Die Familie des Juweliers hatte ihn indessen mit großer Ungeduld erwartet, seitdem er mit dem unbekannten Manne, der ihn zu sprechen gekommen, weggegangen war; und man hatte nicht gezweifelt, daß etwas anderes noch ärgeres als zuvor ihm begegnet wäre, nachdem die Zeit verflossen war, da er wieder zurückkommen mußte. Seine Frau und Kinder und sein Hausgesinde waren in großer Unruhe, und sie weinten noch, als er anlangte. Sie hatten große Freude, ihn wiederzusehen, waren aber bekümmert, als sie ihn in der kurzen Zeit, daß sie ihn nicht gesehen hatten, so auffallend verändert fanden. Die große Ermüdung vom vorigen Tage, und die in großer Beängstigung und schlaflos zugebrachte Nacht, waren die Ursache dieser Veränderung, welche ihn fast unkenntlich gemacht hatte. Da er selber sich sehr entkräftet fühlte, so hütete er zwei Tage das Haus, um sich herzustellen, und nahm nur den Besuch von einigen seiner vertrautesten Freunde an.

Am dritten Tage fühlte der Juwelier seine Kräfte wieder ein wenig hergestellt, und glaubte, sie würden zunehmen, wenn er wieder ausginge, frische Luft zu schöpfen. Er ging also zu einem seiner Freunde, einem reichen Kaufmanne, in den Laden, und unterhielt sich ziemlich lange mit ihm. Als er aufstand, von seinem Freunde Abschied zu nehmen und sich zu entfernen, erblickte er eine Frau, die ihm einen Wink gab, und erkannte sie für die Vertraute Schemselnihars. Zwischen Furcht und Freude darüber, entfernte er sich um so schleuniger, ohne sie anzusehen. Sie folgte ihm, wie er wohl wußte, daß sie thun würde, weil der Ort, wo er sich befand, nicht gelegen war, sich mit ihr zu besprechen. Da er so rasch ging, rief die Vertraute, die nicht gleichen Schritt mit ihm halten konnte, ihm von Zeit zu Zeit zu, er sollte doch auf sie warten. Er hörte es wohl; aber nach dem, was ihm begegnet war, durfte er nicht

öffentlich mit ihr sprechen, aus Furcht, den Verdacht zu erregen, daß er mit Schemselnihar Verkehr hätte. In der That wußte man in ganz Bagdad, daß sie dieser Favoritinn angehörte, und alle Einkäufe derselben besorgte. Er blieb also in seinem Schritte, bis er eine wenig besuchte Moschee erreichte, in welcher er wohl wußte, daß niemand wäre. Sie folgte ihm hinein, und beide hatten hier volle Freiheit, ohne Zeugen mit einander zu reden.

Der Juwelier und die Vertraute Schemselnihars bezeigten sich gegenseitig ihre Freude, sich nach dem seltsamen, durch die Räuber verursachten Abenteuer wiederzusehen.

Der Juwelier verlangte, die Vertraute sollte ihm erst erzählen, wie sie mit den beiden Sklavinnen entkommen wäre, und wie Schemselnihar sich befände, seitdem er sie nicht gesehen hatte. Aber die Vertraute bezeigte ihm ein so dringendes Verlangen, zuvor zu erfahren, was ihm seit ihrer unversehenen Trennung begegnet wäre, daß er genöthiget war, ihre Neugier zu befriedigen. „Da habt ihr,“ sagte er am Schlusse seiner Erzählung, „was ihr von mir zu wissen verlangtet: saget mir nun, ich bitte euch, auch eurerseits das, darum ich euch schon ersucht habe.“

„Sobald ich die Räuber erscheinen sah,“ erzählte nun die Vertraute, „bildete ich mir ein, ohne sie recht genau zu betrachten, daß es Soldaten von der Leibwache des Chalyfen wären, daß der Chalyf von diesem Schritte Schemselnihars unterrichtet worden, und jene abgeschickt hätte, ihr und dem Prinzen von Persien, und uns allen das Leben zu nehmen. In diesem Wahne stieg ich sogleich auf das flache Dach eures Hauses, während die Räuber zu dem Prinzen von Persien und Schemselnihar in das Zimmer drangen. Die beiden Sklavinnen Schemselnihars säumten nicht, mir zu folgen. Von Dache zu Dache gelangten

wir endlich zu dem Hause braver Leute, die uns sehr freundlich aufnahmen und bei denen wir die Nacht zubrachten.

Am folgenden Morgen früh, nachdem wir dem Herrn des Hauses für die uns bewiesene Gefälligkeit gedankt hatten, kehrten wir nach Schemselnihars Palast zurück. In großer Verwirrung traten wir hinein, und waren um so bekümmerter, als wir nicht wußten, welches Schicksal die beiden unglücklichen Liebenden getroffen hatte. Die übrigen Frauen Schemselnihars waren verwundert, uns ohne sie zurückkommen zu sehen. Wir sagten ihnen, wie wir uns zuvor verabredet hatten, sie wäre bei einer ihrer Freundinnen geblieben, und würde uns rufen lassen, sie abzuholen, wenn sie zurückkehren wollte; und sie begnügten sich mit dieser Ausrede.

Ich brachte indessen den Tag in großer Unruhe hin. Als die Nacht kam, öffnete ich die kleine Hinterthüre, trat hinaus, und sah ein kleines Boot auf dem Kanale, der in den Fluß ausläuft. Ich rief den Schiffmann, und bat ihn, auf beiden Seiten den Fluß entlang hin zu fahren, um zu sehen, ob er nicht eine vornehme Frau erblickte, und wenn er sie anträfe, sie hierher zu führen.

Ich erwartete seine Rückkehr mit den beiden Sklavinnen, die in derselben Unruhe waren, wie ich; und es war schon nahe an Mitternacht, als dasselbe Boot anlangte, mit zwei Männern und einer im Hinterraume ruhenden Frau. Sobald er das Boot angelegt hatte, halfen die beiden Männer der Frau aufstehen und aussteigen, und ich erkannte sie für Schemselnihar, mit unaussprechlicher Freude, sie wiederzusehen und wiedergefunden zu haben...."

Scheherasade endigte hier ihre Erzählung für diese Nacht. Sie nahm dieselbe in der folgenden Nacht wieder auf, und sprach zu dem Sultan von Indien:

Zweihundert und siebzehnte Nacht.

„Herr, wir verließen gestern die Vertraute Schemselnihars in der Moschee, wo sie dem Juwelier erzählte, was ihr, seitdem sie sich nicht gesehen hatten, begegnet war, und die Umstände von der Rückkehr Schemselnihars in ihren Palast. Sie fuhr also fort:

„Ich reichte Schemselnihar die Hand, um ihr ans Land zu helfen. Sie hatte dieser Hülfe sehr nöthig, denn sie konnte sich kaum aufrecht erhalten. Als sie ausgestiegen war, sagte sie mir ins Ohr, mit einem Tone, der ihre Betrübniß ausdrückte, ich sollte hingehen, einen Beutel von tausend Goldstücken holen, und ihn den beiden Soldaten geben, die sie begleitet hatten.

Ich überließ sie den Händen der beiden Sklavinnen zur Unterstützung; und nachdem ich den beiden Soldaten gesagt hatte, sie möchten einen Augenblick warten, lief ich hin, die Börse zu holen, und kam schleunig zurück. Ich gab sie den beiden Soldaten, bezahlte den Schiffmann, und verschloß die Thüre.

Dann eilte ich wieder zu Schemselnihar, die noch nicht in ihr Zimmer gelangt war. Wir verloren keine Zeit, sondern brachten sie hinein, entkleideten sie, und legten sie in ihr Bette, wo sie sogleich und die ganze übrige Nacht in einem Zustande lag, als wenn sie im Begriff wäre den Geist aufzugeben.

Am folgenden Tage bezeigten ihre übrigen Frauen großes Verlangen, sie zu sehen; aber ich sagte ihnen, sie wäre äußerst ermüdet zurückgekommen, und bedürfte Ruhe, um sich herzustellen. Wir, die beiden andern Frauen und ich, leisteten ihr unterdessen alle mögliche Hülfe, die wir nur erdenken und sie von unserm Eifer erwarten konnte. Sie weigerte sich anfangs, irgend etwas zu sich zu nehmen; und wir mußten an ihrem Leben verzweifeln, wenn wir nicht be-

merkt hätten, daß der Wein, welchen wir ihr von Zeit zu Zeit einflößten, ihr wieder Kräfte gab. Endlich, durch anhaltendes Bitten, gelang es uns, ihre Hartnäckigkeit zu überwinden, und wir nöthigten sie, zu essen. Als ich sah, daß sie wieder im Stande war zu reden (denn sie hatte bis dahin nichts gethan, als weinen, stöhnen und seufzen), bat ich sie um die Gnade, mir doch zu sagen, durch welches Glück sie den Räubern entkommen wäre. „Warum verlangst du von mir,“ antwortete sie mit einem tiefen Seufzer, „daß ich einen solchen Gegenstand der Betrübniß erneue? Wollte Gott, die Räuber hätten mir das Leben genommen, anstatt es mir zu erhalten! Meine Leiden hätten ein Ende; jetzt lebe ich nur, um noch mehr zu leiden.“

„Herrinn,“ erwiederte ich, „ich flehe euch, es mir nicht zu versagen. Ihr wißt wohl, daß die Unglücklichen eine Art von Trost darin finden, ihre Begegnisse, auch die widerwärtigsten, zu erzählen. Es wird also euren Schmerz lindern, wenn ihr die Güte habt, mir meine Bitte zu gewähren.“

„So höre denn,“ sagte sie darauf, „die trostlose Begebenheit, welche einer so leidenschaftlich Liebenden, als ich, die sich schon am Ziel ihrer Wünsche wähnte, begegnen konnte. Als ich die Räuber mit Säbel und Dolch in der Hand hereintreten sah, glaubte ich, daß der letzte Augenblick unsers Lebens, für den Prinzen von Persien und für mich, gekommen wäre; und ich beklagte meinen Tod nicht, in dem Gedanken, mit ihm zu sterben. Aber anstatt auf uns los zu stürzen und uns das Herz zu durchbohren, wie ich erwartete, wurden zwei Räuber befehligt uns zu bewachen; und die übrigen packten unterdessen alles zusammen, was in dem Zimmer und in den Seitengemächern sich befand. Als sie damit fertig waren und die Ballen auf ihre Schultern geladen hatten, gingen sie weg und führten uns mit sich.

Unterweges fragte mich einer von unsern Begleitern, wer ich wäre? und ich antwortete ihm: „eine Tänzerinn.“ Er that dem Prinzen dieselbe Frage; und dieser gab sich für einen Bürger aus.

Als wir in ihrer Wohnung angelangt waren, wo uns neue Schrecken erwarteten, versammelten sich alle um mich; und nachdem sie meine Kleidung und meinen reichen Juwelenschmuck betrachtet, hatten sie Verdacht, daß ich meinen Stand verläugnet hätte. „Eine Tänzerinn sieht nicht aus, wie ihr,“ sagten sie zu mir. „Saget uns aufrichtig, wer ihr seid.“

Als sie sahen, daß ich nicht antwortete, fragten sie den Prinzen von Persien: „Und auch ihr, wer seid ihr eigentlich? Wir sehen wohl, daß ihr kein bloßer Bürger seid, wie ihr gesagt habt.“

Er befriedigte eben so wenig, als ich, ihre Neugier, sondern sagte ihnen bloß, er wäre bei dem Juwelier, den er nannte, zum Besuch gewesen, um sich mit ihm zu ergötzen, und demselben gehörte das Haus, wo sie uns gefunden hätten.

„Ich kenne diesen Juwelier,“ sagte sogleich einer der Räuber, der unter ihnen das meiste Ansehen zu haben schien; „ich habe ihm einige Verpflichtung, obwohl er nichts davon weiß, und ich weiß, daß er noch ein anderes Haus hat; ich nehme es auf mich, ihn morgen herzubringen. Wir werden euch nicht eher loslassen,“ fuhr er fort, „als bis wir wissen, wer ihr seid. Es wird euch indessen kein Leides geschehen.“

Der Juwelier wurde am folgenden Tage gebracht; und dieser brave Mann, in der Absicht, uns einen Dienst zu leisten, wie er auch wirklich that, entdeckte den Räubern, wer wir eigentlich wären. Die Räuber kamen nun, mich um Verzeihung zu bitten; und ich glaube, sie thaten dasselbe bei

dem Prinzen von Persien, der in einem andern Zimmer war; sie betheuerten mir, sie würden in das Haus, worin sie uns gefunden, nicht eingebrochen sein, wenn sie gewußt hätten, daß es dem Juwelier gehörte.

Sie nahmen uns sogleich, den Prinzen von Persien, den Juwelier und mich, und führten uns an das Ufer des Flusses, ließen uns in ein Boot steigen, und setzten uns auf diese Seite über; aber kaum waren wir ans Land getreten, als eine Schaar von der Wache zu Pferde auf uns zukam.

Ich nahm den Anführer derselben bei Seite, nannte mich und sagte ihm, die Räuber, die wieder auf jene Seite hinüberruderten, hätten mich am vorigen Abend auf dem Rückwege von einer Freundinn, angehalten und nach ihrer Wohnung geführt; aber als ich mich ihnen zu erkennen gegeben, hätten sie mich wieder losgelassen, und in Rücksicht auf mich, den beiden Personen, die er hier sähe, dieselbe Gnade erwiesen, nachdem ich versichert, daß sie zu meiner Bekanntschaft gehörten. Er stieg sogleich vom Pferde, mir seine Ehrerbietung zu bezeigen; und nachdem er mir seine Freude bezeigt hatte, mir einen Dienst leisten zu können, befahl er, zwei Boote herbeizuschaffen, und ließ mich das eine besteigen, mit zweien seiner Leute, die, wie du gesehen hast, mich hieher begleitet haben. Ebenso ließ er den Prinzen von Persien und den Juwelier in dem andern Boote durch zwei seiner Leute sicher nach Hause geleiten.

Ich hoffe," fügte sie zum Schlusse hinzu," indem sie in Thränen zerfloß, „daß ihnen seit unserer Trennung kein Unfall wird begegnet sein, und ich zweifle nicht, daß der Schmerz des Prinzen dem meinen gleich sei. Der Juwelier, der uns mit so viel Bereitwilligkeit gedient hat, verdient, für den Verlust belohnt zu werden, welchen er um unsertwillen erlitten hat. Vergiß nicht, morgen früh zwei Börsen, jede von tausend Goldstücken, zu nehmen, sie ihm

in meinem Namen zu überbringen, und dich bei ihm nach dem Prinzen von Persien zu erkundigen."

Als meine gute Gebieterinn so ihre Erzählung geendigt hatte, bemühte ich mich, in Betreff des letzten mir ertheilten Befehls, der Erkundigung nach dem Prinzen von Persien, sie zu bereden, sie möchte doch alle ihre Kräfte aufbieten, um sich selber zu besiegen, nachdem sie in einer solchen Gefahr geschwebt hätte, der sie nur eben durch ein Wunder entronnen wäre. „Mache mir keine Einwendungen," sagte sie hierauf, „sondern thu, was ich dir heiße."

Ich mußte also schweigen, und ich komme, um ihr zu gehorchen; ich war in eurem Hause, wo ich euch nicht fand; und aus Furcht, euch dort nicht anzutreffen, wo man mir sagte, daß ihr wohl sein könntet, war ich schon im Begriff, zu dem Prinzen von Persien zu gehen; jedoch wagte ich es nicht. Ich habe die beiden Börsen im Vorbeigehen bei einem von meinen Bekannten gelassen: erwartet mich hier, ich will sie euch ungesäumt holen...."

Scheherasade bemerkte, nach diesen letzten Worten, daß der Tag anbrach, und schwieg. Sie setzte ihre Erzählung in der folgenden Nacht fort, und sagte zu dem Sultan von Indien:

—

Zweihundert und achtzehnte Nacht.

„Herr, die Vertraute kam bald wieder zu dem Juwelier in die Moschee, wo sie ihn verlassen hatte; sie gab ihm die beiden Börsen, und sagte: „Nehmet, und befriedigt eure Freunde."

„Hierin ist viel mehr," erwiederte der Juwelier, „als dazu nöthig; aber ich wage nicht die Gnade auszuschlagen, welche eine so großmüthige Frau ihrem Diener zu erzeigen geruhet. Ich bitte euch, sie zu versichern, daß ich immerdar das Andenken ihrer Güte bewahren werde."

Er verabredete mit der Vertrauten, daß sie ihn in dem Hause aufsuchen sollte, wo sie ihn zum erstenmale gesehen hatte, wenn sie ihm von Seiten Schemselnihars etwas mitzutheilen hätte, und Nachrichten von dem Prinzen von Persien einziehen wollte. Hierauf trennten sie sich.

Der Juwelier ging nach Hause, sehr vergnügt, nicht allein darüber, daß er nun die Mittel in Händen hatte, seine Freunde völlig zu befriedigen, sondern auch, weil er sah, daß niemand in Bagdad wußte, daß der Prinz von Persien und Schemselnihar sich in seinem Hause befunden hatten, als dasselbe geplündert wurde. Freilich hatte er den Räubern das Geheimniß entdeckt, aber er vertraute auf ihre Verschwiegenheit. Sie hatten überdies auch nicht so viel Verkehr mit der Welt, daß von ihrer Seite Gefahr zu befürchten gewesen wäre, wenn sie es auch verbreitet hätten.

Gleich am folgenden Morgen ging er zu den Freunden, die ihm gefällig gewesen waren; und es kostete ihn keine Mühe, sie zu befriedigen. Er behielt sogar noch Geld genug übrig, um sein anderes Haus sehr anständig mit Geräth zu versehen, welches er nun von einigen seiner Leute bewohnen ließ. Auf solche Weise vergaß er bald der Gefahr, der er entronnen war, und ging gegen Abend zu dem Prinzen von Persien.

Die Bedienten des Prinzen, die den Juwelier empfingen, sagten ihm, er käme zur rechten Zeit, der Prinz wäre, seitdem er ihn nicht gesehen, in einem Zustande, der für sein Leben fürchten ließe, und man könnte kein einziges Wort aus ihm herausbringen.

Sie führten ihn, ohne Geräusch zu machen, in sein Zimmer; und er fand ihn in seinem Bette liegen, mit geschlossenen Augen, und in einem Zustande, der sein Mitleid erregte. Er grüßte ihn, indem er seine Hand berührte, und ermahnte ihn, Muth zu fassen.

Der Prinz von Persien erkannte die Stimme des Juweliers. Er öffnete die Augen, in denen sich seine ganze Betrübniß malte, die noch viel stärker war, als jene, die er bei der ersten Zusammenkunft mit Schemselnihar empfunden hatte. Er faßte seine Hand und drückte sie, um ihm seine Freundschaft zu bezeigen, und dankte ihm mit schwacher Stimme, daß er sich die Mühe gäbe, einen so unglücklichen und so betrübten Prinzen, als ihn, zu besuchen.

„Prinz," erwiederte der Juwelier, „ich bitte euch, schweigen wir von dem Danke, welchen ihr mir schuldig sein könntet: ich wünsche nur, daß die guten Dienste, welche euch zu leisten ich mich bemühte, einen bessern Erfolg gehabt hätten. Reden wir vielmehr von eurer Gesundheit: nach dem Zustande, worin ich euch sehe, fürchte ich sehr, daß ihr euch selber sinken lasset, und daß ihr nicht die nöthige Nahrung zu euch nehmet."

Die Leute, welche um den Prinzen, ihren Herrn, waren, ergriffen diese Gelegenheit, dem Juwelier zu sagen, daß sie alle ersinnliche Mühe anwendeten, den Prinzen zu bewegen, etwas zu genießen, daß er aber alle Hülfe verschmähe, und schon lange Zeit nichts genossen hätte. Dieses bewog den Juwelier, den Prinzen zu bitten, daß er sich von seinen Leuten Speise bringen ließe und davon genösse; und er erreichte es durch anhaltendes Bitten.

Nachdem der Prinz von Persien, auf Zureden des Juweliers, reichlicher gegessen, als bisher, befahl er seinen Leuten, ihn mit demselben allein zu lassen, und als sie hinausgegangen waren, sagte er zu ihm: „Neben dem Unglücke, das mich niederbeugt, bin ich noch äußerst betrübt über den Verlust, welchen ihr um meinetwillen erlitten habt, und es ist billig, daß ich daran denke, ihn euch zu vergütigen; aber zuvor bitte ich euch, mir zu sagen, ob ihr nichts von Schems-

elnihar vernommen habt, seitdem ich mich von ihr trennen mußte?"

Der Juwelier erzählte ihm alles, was er aus dem Berichte der Vertrauten wußte, von der Rückkehr Schemselnihars in ihren Palast, und von dem Zustande, worin sie seitdem gewesen, bis sie sich wieder besser befunden und die Vertraute abgeschickt hatte, sich nach ihm zu erkundigen.

Der Prinz von Persien antwortete auf die Erzählung des Juweliers nur durch Seufzer und Thränen; dann stand er mit Anstrengung auf, ließ seine Leute rufen, und ging selber nach seiner Vorrathskammer, die er sich öffnen ließ: hier ließ er mehrere Ballen von reichem Zimmergeräthe und Silberzeuge zusammen packen, und gab Befehl, sie nach dem Hause des Juweliers zu tragen.

Der Juwelier wollte sich weigern, das Geschenk anzunehmen, welches der Prinz ihm machte; aber, obgleich er diesem vorstellte, daß Schemselnihar ihm schon mehr geschickt hätte, als er nöthig gehabt, um den Verlust seiner Freunde zu ersetzen, dennoch wollte der Prinz sich nicht abweisen lassen. Dem Juwelier blieb also nichts übrig, als ihm auszudrücken, wie sehr er durch seine Freigebigkeit beschämt wäre, und daß er ihm nicht genug dafür danken könnte. Er wollte nun Abschied nehmen; aber der Prinz bat ihn, noch zu bleiben, und sie unterhielten sich einen guten Theil der Nacht mit einander.

Am folgenden Morgen besuchte der Juwelier vor dem Weggehen noch den Prinzen, und dieser ließ ihn neben seinem Bette niedersitzen, und sagte zu ihm: „Ihr wißt, daß es bei allen Dingen ein Ziel gibt; das Ziel eines Liebenden ist, den Gegenstand seiner Liebe ungestört zu besitzen; wenn er einmal diese Hoffnung verliert, so darf er auch gewiß nicht mehr ans Leben denken. Ihr begreift wohl, daß dieses die traurige Lage ist, in welcher ich mich befinde. In der That,

während ich mich zweimal auf dem Gipfel meiner Wünsche wähnte, gerade da wurde ich von dem, was ich liebe, auf die grausamste Weise hinweggerissen. Demnach bleibt mir nichts mehr übrig, als an den Tod zu denken: ich würde ihn mir schon selber gegeben haben, wenn meine Religion mir nicht den Selbstmord verböte; aber ich habe nicht nöthig, ihm vorzugreifen: ich fühle wohl, daß ich nicht lange mehr auf ihn warten darf."

Nach diesen Worten schwieg er, unter Seufzen, Schluchzen und Thränen, die er in Ueberfluß vergoß.

Der Juwelier, der kein anderes Mittel wußte, ihn von diesem verzweiflungsvollen Gedanken abzulenken, als daß er ihn an Schemselnihar erinnerte, um ihm wenigstens einen Schatten von Hoffnung zu geben, sagte zu ihm, er fürchtete, die Vertraute wäre schon bei ihm gewesen, es würde also gut sein, daß er ohne Zeitverlust nach Hause ginge. „Ich lasse euch gehen," sagte der Prinz darauf; „aber wenn ihr sie sehet, so bitte ich euch, schärfet ihr wohl ein, Schemselnihar zu versichern, daß, wenn ich auch bald sterbe, wie ich erwarte, ich sie jedoch bis zum letzten Seufzer, ja bis ins Grab, lieben werde."

Der Juwelier ging nach Hause, und blieb dort, in der Hoffnung, daß die Vertraute kommen würde. Sie kam auch einige Stunden darnach, aber ganz in Thränen und in großer Verwirrung. Der Juwelier, dadurch beunruhigt, fragte sie hastig, was ihr fehlte.

„Schemselnihar, der Prinz von Persien, ihr und ich," antwortete die Vertraute, „wir alle sind verloren. Höret die traurige Neuigkeit, welche ich gestern, nachdem ich euch verlassen hatte, beim Eintritt in den Palast vernahm. Schemselnihar hatte, eines Vergehens wegen, eine der beiden Sklavinnen, die ihr am Tage der Zusammenkunft in eurem andern Hause bei ihr sahet, bestrafen lassen. Die

über diese üble Behandlung erboste Sklavinn fand die Thüre des Palastes offen, und schlüpfte hinaus: und wir zweifeln nicht, daß sie einem der Verschnittenen von unserer Wache, der ihr eine Zuflucht gegeben, alles verrathen hat. Das ist noch nicht alles: die andere Sklavinn, ihre Gefährtinn, ist auch entflohen, und hat sich in den Palast des Chalyfen geflüchtet, und wir haben Ursache zu glauben, daß sie ihm alles entdeckt hat. Höret, weshalb: heute eben ließ der Chalyf durch zwanzig Verschnittene Schemselnihar holen und nach seinem Palaste führen. Ich habe Mittel gefunden, mich wegzustehlen und zu kommen, um euch von allem diesen zu benachrichtigen. Ich weiß nicht, was vorgegangen sein mag, aber ich weissage hieraus nichts Gutes. Wie dem nun sei, ich beschwöre euch, das Geheimniß gut zu bewahren."

Der Tag, dessen Licht sich schon blicken ließ, nöthigte die Sultaninn Scheherasade, bei diesen letzten Worten selber zu schweigen. Sie fuhr in der folgenden Nacht fort, und sprach zu dem Sultan von Indien:

Zweihundert und neunzehnte Nacht.

„Herr, die Vertraute fügte dem, was sie dem Juwelier sagte, noch hinzu, es wäre gut, daß er, ohne Zeitverlust, zu dem Prinzen von Persien ginge, und ihn von dem Vorgange benachrichtigte, damit er sich auf jeden Fall gefaßt machte, und empfahl ihm, der gemeinsamen Sache getreu zu bleiben. Mehr sagte sie ihm nicht, sondern entfernte sich plötzlich, ohne seine Antwort abzuwarten.

Was hätte auch der Juwelier in dem Zustande, worin er sich befand, antworten können? Er stand unbeweglich und wie vom Schlage gerührt. Er erkannte nichts desto weniger, wie dringend die Sache war: er raffte sich also zusammen, und ging schleunig zu dem Prinzen von Persien.

Er nahete sich ihm mit einer Miene, welche schon die üble Botschaft ankündigte, die er ihm zu bringen kam, und sprach zu ihm: „Prinz, waffnet euch mit Geduld, mit Standhaftigkeit und Muth, und bereitet euch auf den furchtbarsten Sturm, den ihr in eurem ganzen Leben zu bestehen habt."

„Saget mir mit zwei Worten, was es gibt," sagte hierauf der Prinz, „und laßt mich nicht in der quälenden Ungewißheit: ich bin bereit zu sterben, wenn es sein muß."

Der Juwelier erzählte ihm nun, was er so eben von der Vertrauten vernommen hatte. „Ihr sehet wohl," fügte er hinzu, „daß euer Untergang gewiß ist. Stehet auf, und rettet euch schleunigst: die Zeit ist kostbar. Ihr dürft euch dem Zorne des Chalyfen nicht aussetzen, noch weniger der Gefahr, auf der Folter etwas bekennen zu müssen."

Wenig fehlte, so hätte der Prinz in diesem Augenblicke vor Schmerz und Schreck den Geist aufgegeben. Er erholte sich wieder, und bat den Juwelier ihm zu rathen, welchen Entschluß er unter diesen Umständen fassen sollte, wo er keinen Augenblick unbenutzt lassen durfte. „Es bleibt nichts anders übrig," antwortete der Juwelier, „als eiligst zu Pferde zu steigen und den Weg nach Anbar[17]) einzuschlagen, um noch morgen vor Tage dorthin zu gelangen. Nehmet von euren Leuten, so viel euch dazu gut dünkt, und gute Pferde, und vergönnet mir, mit euch zu entfliehen."

Da der Prinz von Persien sah, daß ihm nichts anderes übrig blieb, so gab er Befehl nur zu den nöthigsten Zurüstungen, versah sich mit Geld und Juwelen; und nachdem er von seiner Mutter Abschied genommen hatte, reiste er ab, und ritt mit dem Juwelier und seinen dazu erwählten Leuten eiligst aus Bagdad.

Sie reisten den übrigen Tag und die ganze Nacht, ohne sich irgendwo aufzuhalten, bis zwei oder drei Stunden

vor Anbruch des folgenden Tages, wo sie, ermüdet von einem so langen Ritte, und weil ihre Pferde nicht mehr fort konnten, abstiegen, um sich auszuruhen.

Sie hatten kaum Zeit gehabt, zu verschnaufen, als sie sich plötzlich von einer großen Räuberbande angefallen sahen. Sie vertheidigten sich eine Zeitlang sehr tapfer; aber die Leute des Prinzen wurden getödtet. Das nöthigte den Prinzen und den Juwelier, die Waffen zu strecken, und sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Die Räuber schenkten ihnen das Leben; aber nachdem sie sich der Pferde und des Gepäckes bemächtigt hatten, plünderten sie sie aus, zogen dann mit ihrer Beute ab, und ließen beide dort zurück.

Als die Räuber sich entfernt hatten, sagte der Prinz von Persien trostlos zu dem Juwelier: „Wohlan, was sagt ihr zu unserm Abenteuer und dem Zustande, worin wir uns hier befinden? Wäre es nicht besser gewesen, wenn ich in Bagdad geblieben, und dort den Tod erwartet hätte, auf welche Weise ich ihn auch empfangen mußte?"

„Prinz," versetzte der Juwelier, „dies ist ein Rathschluß Gottes: es gefällt ihm, uns durch Leiden über Leiden zu prüfen. Wir müssen nicht darüber murren, sondern diese Widerwärtigkeiten aus seiner Hand in völliger Unterwerfung hinnehmen. Laßt uns aber nicht länger hier verweilen, sondern irgend einen Zufluchtsort suchen, wo mitleidige Menschen uns in unserm Unglücke helfen."

„Laßt mich hier sterben," erwiederte der Prinz; „es ist gleichviel, ob ich hier oder anderswo sterbe. Vielleicht ist selbst in diesem Augenblicke, da wir mit einander sprechen, Schemselnihar nicht mehr, und ich darf sie nicht überleben."

Der Juwelier überredete ihn endlich durch anhaltendes Bitten. Sie gingen eine Strecke fort, und fanden eine offenstehende Moschee, traten hinein, und brachten den übrigen Theil der Nacht darin zu.

Mit Anbruch des Tages kam ein einzelner Mann in diese Moschee. Er verrichtete hier sein Gebet; und als er es geendigt hatte, erblickte er, indem er sich wieder umdrehte, den Prinzen von Persien und den Juwelier, die in einem Winkel saßen. Er näherte sich ihnen, grüßte sie sehr höflich, und sagte zu ihnen: „Wie es scheint, seid ihr Fremdlinge."

Der Juwelier nahm das Wort, und erwiederte: „Ihr irret euch nicht; wir sind diese Nacht auf dem Wege von Bagdad beraubt worden, wie ihr wohl an unserm Zustande sehen könnt, und wir haben Hülfe nöthig; aber wir wissen nicht, an wen wir uns wenden sollen."

„Wenn ihr euch bemühen wollt, in mein Haus zu kommen," versetzte der Mann, „so will ich euch gern helfen, so viel ich vermag."

Auf dieses freundliche Erbieten wandte sich der Juwelier zu dem Prinzen von Persien und sagte ihm ins Ohr: „Prinz, dieser Mann kennt uns nicht, wie ihr sehet, und wir müssen befürchten, daß irgend ein anderer kömmt, der uns kennt. Wir dürfen also, wie mich dünkt, den Dienst nicht verschmähen, welchen er uns so willig erbietet."

„Thut nach eurem Gefallen," erwiederte der Prinz, „ich willige in alles, was ihr wollt."

Als der Mann sah, daß der Juwelier und der Prinz sich mit einander beriethen, merkte er wohl, daß sie Bedenken fänden, sein Erbieten anzunehmen; er fragte sie also, was sie beschlossen hätten. „Wir sind bereit, euch zu folgen," antwortete der Juwelier; „was uns aber verlegen macht, ist, daß wir nackt sind, und wir schämen uns, in diesem Zustande zu erscheinen."

Glücklicherweise hatte der Mann so viel Kleidung bei sich, daß er jedem etwas geben, und damit ihre Blöße bedecken konnte, um sie in sein Haus zu führen. Sobald

sie hier angekommen waren, ließ ihr Wirth jedem ein anständiges Kleid bringen; und da er nicht zweifelte, daß sie Hunger hätten und gern allein sein möchten, so ließ er ihnen durch seine Sklavinnen mehrere Speisen auftragen. Aber sie aßen fast gar nichts; der Prinz von Persien besonders war in einer Betrübniß und Niedergeschlagenheit, welche den Juwelier alles für sein Leben fürchten ließ.

Ihr Wirth besuchte sie mehrmals während des Tages, und gegen Abend verließ er sie bei guter Zeit, da er wohl wußte, daß sie der Ruhe bedürften. Aber bald darauf war der Juwelier genöthigt, ihn zu Hülfe zu rufen, bei dem Tode des Prinzen von Persien. Er bemerkte, daß der Prinz stark und gewaltsam Athem holte, und schloß daraus, daß er nur noch wenige Augenblicke zu leben hätte. Er nahte sich, und der Prinz sagte zu ihm: „Es ist, wie ihr sehet, um mich geschehen, und ich bin froh, daß ihr Zeuge von dem letzten Seufzer meines Lebens seid. Ich gebe es willig hin, und ich brauche euch nicht zu sagen, warum, ihr wißt es. Das einzige, was ich bedaure, ist, daß ich nicht in den Armen meiner Mutter sterbe, die mich immer so zärtlich geliebt hat, und für die ich immer die gebührende Ehrfurcht gehabt habe. Sie wird auch sehr beklagen, daß sie nicht den traurigen Trost gehabt hat, mir die Augen zu schließen, und mich mit ihren eigenen Händen einzukleiden. Bezeuget ihr ja den Schmerz, den ich deswegen habe, und bittet sie in meinem Namen, meinen Leichnam nach Bagdad bringen zu lassen, damit sie mit ihren Thränen mein Grab bethaue und durch ihr Gebet dort mir hülfreich sei." Er vergaß auch nicht den Wirth des Hauses; er dankte ihm für seine edelmüthige Aufnahme, und bat ihn um die Gefälligkeit, seinen Leichnam so lange in Verwahrung zu behalten, bis man ihn abzuholen käme.

In diesem Augenblicke versank der Prinz in eine tiefe

Ohnmacht, während welcher sich die Stimme eines Mädchens hören ließ, die folgendes Lied sang:

„Beschleunigt hat sich der Tag der Trennung, um uns zu scheiden, nach einer kurzen Dauer unserer Liebe, Freundschaft und gegenseitigen Zuneigung.

Was ist bitterer, als Trennung, nach innig bestandener Vereinigung! Möchte doch nie mehr einem Liebenden Trennung bevorstehen!

Der Todeskampf währet nur eine kurze Zeit, dann endet er; aber der Schmerz der Trennung zweier Liebenden bleibet im Herzen.

Vereinige, o Gott! alle Liebenden, und beginne mit mir; denn ich sehne mich nach ihm!"

Hier schwieg die Stimme, in demselben Augenblicke verschied der Prinz von Persien . . ."

Bis hieher war Scheherasade in ihrer Erzählung gekommen, als sie bemerkte, daß der Tag anbrach. Sie schwieg also; aber in der folgenden Nacht nahm sie den Faden wieder auf, und sprach zu dem Sultan von Indien:

Zweihundert und zwanzigste Nacht.

„Herr, gleich am folgenden Tage nach dem Tode des Prinzen von Persien benutzte der Juwelier die Gelegenheit einer zahlreichen Karavane, die nach Bagdad zog, und langte wohlbehalten wieder dort an. Er trat nur in sein Haus, um seine Kleider zu wechseln, und begab sich sogleich nach der Wohnung des verstorbenen Prinzen von Persien, wo alles in Unruhe gerieth, als man den Prinzen nicht bei ihm sah. Er bat, der Mutter des Prinzen zu sagen, daß er sie zu sprechen wünschte, und es währte nicht lange, so wurde er in einen Saal geführt, wo sie mit mehreren ihrer Frauen war.

„Gnädige Frau," sagte der Juwelier zu ihr, mit einer

Miene und einem Tone, welche schon die traurige Botschaft ankündigten, die er ihr zu bringen hatte. „Gott erhalte euch, und überhäufe euch mit seinem Segen! Ihr wißt wohl, daß Gott mit uns schaltet, wie es ihm gefällt.....“

Die Mutter ließ dem Juwelier nicht Zeit, noch mehr zu sagen. „Wehe!“ rief sie aus, „ihr verkündet mir den Tod meines Sohnes!“ Zugleich stieß sie ein entsetzliches Jammer-Geschrei aus, welches, vermischt mit dem ihrer Frauen, die Thränen des Juweliers erneuete. Sie quälte sich und jammerte lange, ehe sie ihn seine Botschaft aussagen ließ. Endlich unterbrach sie ihre Thränen und Seufzer, und bat ihn, fortzufahren, und ihr keinen Umstand einer so traurigen Trennung zu verhehlen. Er that, was sie verlangte; und als er geendigt hatte, fragte sie ihn, ob der Prinz, ihr Sohn, ihm nicht noch etwas besonders an sie aufgetragen hätte. Er versicherte sie, daß er nichts stärker beklagt hätte, als von ihr entfernt zu sterben, und es wäre sein einziger Wunsch gewesen, daß sie dafür sorgen möchte, seinen Leichnam nach Bagdad bringen zu lassen.

Gleich am folgenden Morgen, in aller Frühe, machte sie sich auf den Weg in Begleitung ihrer Frauen und des größten Theils ihrer Sklavinnen.

Als der Juwelier, den die Mutter des Prinzen von Persien sich ihr zurückgehalten hatte, sie abreisen sah, ging er wieder nach Hause, mit niedergeschlagenen Augen, voll tiefer Trauer über den Tod eines so vollkommenen und liebenswürdigen Prinzen in der Blüthe seiner Jahre.

Als er so in sich gekehrt hinging, trat eine Frau heran, und blieb vor ihm stehen. Er schlug die Augen auf und erkannte in ihr Schemselnihars Vertraute, die in Trauer gekleidet war, und weinte. Bei diesem Anblick erneuerten sich abermals seine Thränen, ohne daß er den Mund öffnete

mit ihr zu reden, und so ging er ohne Aufenthalt fort bis in sein Haus, wohin die Vertraute ihm folgte und mit ihm hinein trat.

Sie setzten sich; und der Juwelier nahm zuerst das Wort, und fragte die Vertraute, mit einem tiefen Seufzer, ob sie schon den Tod des Prinzen von Persien erfahren hätte und ihn beweinte. „Wie, dieser liebenswürdige Prinz ist todt? Er hat nicht lange seine geliebte Schemselnihar überlebt. — Schöne Seelen,“ fügte sie hinzu, „wo ihr jetzt auch sein möget, ihr werdet zufrieden sein, euch fortan ungestört lieben zu können. Eure Leiber waren das Hinderniß eurer Wünsche, und der Himmel hat euch davon befreiet, um euch zu vereinigen.“

Der Juwelier, der von Schemselnihars Tode nichts wußte, und noch nicht beachtet hatte, daß die Vertraute, die mit ihm sprach, in Trauer gekleidet war, fühlte bei dieser Neuigkeit neuen Schmerz. „Schemselnihar ist also todt?“ rief er aus.

„Sie ist todt,“ wiederholte die Vertraute weinend, „und sie ist es, um die ich in Trauer gehe! Die Umstände ihres Todes sind sonderbar, und verdienen, daß ihr sie vernehmet. Aber bevor ich euch Bericht davon gebe, bitte ich euch, mir die Umstände von dem Tode des Prinzen von Persien mitzutheilen, welchen ich mein lebelang beweinen werde, zugleich mit dem Tode Schemselnihars, meiner theuern und verehrten Herrinn.“

Der Juwelier erfüllte das Begehren der Vertrauten; und als er ihr alles erzählt hatte, bis zur Abreise der Mutter des Prinzen, die sich eben auf den Weg gemacht hatte, um den Leichnam desselben nach Bagdad bringen zu lassen, sagte sie zu ihm:

„Ihr werdet euch erinnern, wie ich euch schon erzählt habe, daß der Chalyf Schemselnihar nach seinem Palaste

holen ließ; es war richtig, wie wir allen Grund gehabt hatten zu fürchten, daß der Chalyf von der Liebe Schemselnihars und des Prinzen von Persien durch die beiden Sklavinnen unterrichtet worden, die er, jede besonders, verhört hatte. Ihr werdet euch nun vorstellen, daß er gegen Schemselnihar in Zorn gerieth, und daß er von Eifersucht und schleuniger Rache gegen den Prinzen tobte. Keinesweges: er dachte nicht einen Augenblick an den Prinzen von Persien; er beklagte nur Schemselnihar, und es ist glaublich, daß er sich selber beimaß, was vorgegangen war, weil er ihr die Erlaubniß gegeben, frei in der Stadt umher zu gehen, ohne Begleitung von Verschnittenen. Es läßt sich nichts anderes vermuthen, nach der außerordentlichen Weise, auf welche er mit ihr verfuhr; wie ihr sogleich hören werdet.

Der Chalyf empfing sie mit heiterem Antlitz; und als er die Traurigkeit bemerkte, welche sie niederbeugte, jedoch ihre Schönheit keinesweges verringerte, (denn sie erschien vor ihm ohne ein Zeichen von Ueberraschung und Schreck), sprach er zu ihr, mit einer seiner würdigen Güte: „Schemselnihar, ich kann nicht ertragen, daß ihr vor mir mit einer Miene erscheint, welche mich unendlich betrübt. Ihr wißt, mit welcher Leidenschaft ich euch stets geliebt habe: ihr müßt davon überzeugt sein, durch alle die Beweise, welche ich euch davon gegeben habe. Ich verändere mich nicht, und ich liebe euch mehr als jemals. Ihr habt Feinde, und diese Feinde haben mir nachtheilige Berichte von eurem Wandel hinterbracht; aber alles, was sie mir sagen mochten, hat nicht den geringsten Eindruck auf mich gemacht. Leget also diese Schwermuth ab, und schicket euch an, mich diesen Abend durch irgend etwas Angenehmes und Ergötzliches zu erfreuen, wie ihr sonst pflegtet." Er sagte ihr noch mehrere andere sehr verbindliche Sachen, und ließ sie in ein prächti-

ges Zimmer, neben dem seinigen, eintreten, mit der Bitte, ihn darin zu erwarten.

Die trostlose Schemselnihar war innig gerührt durch die große Hochachtung, welche der Chalyf ihrer Person bezeigte, aber je mehr sie erkannte, welche Verpflichtungen sie ihm hatte, je tiefer war sie von dem Schmerze durchdrungen, vielleicht für immer von dem Prinzen von Persien getrennt zu werden, ohne welchen sie nicht mehr leben konnte.

Dieses ging zwischen dem Chalyfen und Schemselnihar vor," fuhr die Vertraute fort, „während ich zu euch gekommen war, um mich mit euch zu besprechen, und ich habe die einzelen Umstände davon durch meine Gefährtinnen erfahren, die zugegen waren. Aber sobald ich euch verlassen hatte, ging ich wieder zu Schemselnihar, und ich war Zeuge von dem, was am Abend vorging.

Ich fand sie in dem Zimmer, wovon ich gesagt habe; und da sie vermuthete, daß ich von euch käme, ließ sie mich nahe zu sich heran treten, und ohne daß sonst Jemand es hörte, sagte sie zu mir: „Ich danke dir sehr für den Dienst, welchen du mir eben geleistet hast; ich fühle wohl, daß es der letzte ist."

Mehr sagte sie mir nicht; und es war nicht der Ort, daß ich ihr mehr hätte sagen können, um sie zu trösten.

Am Abend trat der Chalyf, unter dem Schalle der Instrumente, welche Schemselnihars Frauen spielten, herein, und das Mahl wurde sogleich aufgetragen. Der Chalyf faßte Schemselnihar bei der Hand, und ließ sie neben sich auf dem Sofa niedersitzen. Sie that sich so große Gewalt an, sich ihm gefällig zu bezeigen, daß wir sie wenige Augenblicke darauf den Geist aufgeben sahen. Denn kaum hatte sie sich niedergesetzt, als sie rücklings hin sank. Der Chalyf wähnte, es wäre nur eine Ohnmacht, und wir alle hatten denselben Gedanken. Wir bemühten uns, sie wie-

der zu sich zu bringen: aber sie kehrte nicht wieder ins Leben zurück; und auf diese Weise haben wir sie verloren.

Der Chalyf ehrte sie durch seine Thränen, die er nicht zurückhalten konnte; und bevor er sich in sein Zimmer begab, befahl er, alle die Instrumente zu zerbrechen; was auch geschah.

Er ließ sie hernach in sein Zimmer bringen, wo er die ganze Nacht bei ihr zubrachte; und am folgenden Morgen gab er die nöthigen Befehle zum Waschen ihres Leichnams, zur Einkleidung und zur Bestattung in einem prächtigen Grabmale. Er enthielt sich seitdem aller Nachforschungen über die traurigen Verhältnisse, welche die Ursache ihres Todes waren. — Da ihr nun sagt," fügte sie hinzu, „daß die Leiche des Prinzen von Persien nach Bagdad geführt werden soll, so bin ich entschlossen, es dahin zu bringen, daß man ihn in demselben Grabmale beisetze."

Der Juwelier war sehr erstaunt über diesen Entschluß der Vertrauten, und wandte ein: „Ihr bedenkt nicht, daß der Chalyf das nimmer zugeben wird."

„Ihr haltet die Sache für unmöglich," erwiederte die Vertraute: „sie ist es keinesweges, und ihr werdet es selber zugeben, wenn ich euch sage, daß der Chalyf allen Sklavinnen Schemselnihars die Freiheit und eine hinlängliche Versorgung geschenkt, und daß er mir die Pflege und Aufsicht ihres Grabmals übertragen hat, mit einem ansehnlichen Einkommen zur Unterhaltung desselben und zu meinem eigenen Unterhalt. Uebrigens wird der Chalyf, dem die Liebesgeschichte des Prinzen von Persien und Schemselnihars nicht unbekannt ist, wie ich euch schon gesagt habe, und der daran keinen Anstoß genommen hat, keinesweges unzufrieden hiemit sein."

Der Juwelier hatte hierauf nichts mehr zu sagen; er

bat nur noch die Vertraute, ihn nach dem Grabmale zu führen, um dort sein Gebet zu verrichten.

Groß war sein Erstaunen, als er dort anlangte, und eine große Volksmenge beiderlei Geschlechts von allen Seiten aus Bagdad dahin strömen sah. Er mußte von Ferne stehen bleiben; und nachdem er sein Gebet verrichtet hatte, ging er wieder zu der Vertrauten, und sagte zu ihr: „Ich halte es nun nicht mehr für unmöglich, das auszuführen, was ihr im Sinne habt. Wir, ihr und ich, dürfen nur kund machen, was wir von der Liebesgeschichte beider wissen, und besonders, daß der Tod des Prinzen von Persien fast in demselben Augenblicke mit dem Tode Schemselnihars erfolgt ist. Bevor noch sein Leichnam ankömmt, wird ganz Bagdad zusammenlaufen, und verlangen, daß er nicht von Schemselnihars Leiche getrennt werde."

Der Plan gelang; und an dem Tage, wo man wußte, daß der Leichnam ankommen würde, ging eine zahllose Volksmenge über zwanzig Meilen weit entgegen.

Die Vertraute wartete am Stadtthore, wo sie sich der Mutter des Prinzen darstellte, und sie im Namen der ganzen Stadt bat, ihnen den sehnlichen Wunsch zu gewähren, daß die Leiber der beiden Liebenden, die vom Beginn ihrer Liebe bis zu ihrem Tode nur Ein Herz gehabt hatten, auch nur Ein und dasselbe Grab hätten . . .

Die Mutter willigte drein; und im Geleit einer zahllosen Volksmenge von allen Ständen wurde der Leichnam des Prinzen von Persien in das Grabmal Schemselnihars getragen, und an ihre Seite beigesetzt.

Seit dieser Zeit haben die Einwohner von Bagdad und selbst die Fremden aus allen Weltgegenden, wo es Muselmänner gibt, stets eine große Verehrung für dieses Grabmal gehabt, und gehen noch immer dorthin, ihr Gebet zu verrichten.

„Dies ist es, Herr," sagte Scheherasade, die zu gleicher Zeit bemerkte, daß es Tag war, „was ich Euer Majestät von der Liebesgeschichte der schönen Schemselnihar, Favoritinn des Chalyfen Harun Arreschyd, und des Ali Ebn Bekar, Prinzen von Persien, zu erzählen hatte."

Als Dinarsade sah, daß die Sultaninn, ihre Schwester schwieg, dankte sie ihr aufs verbindlichste für das Vergnügen, welches sie ihr durch die Erzählung einer so anziehenden Geschichte gemacht hatte.

„Wenn der Sultan geruhet, mich noch bis morgen zu fristen," fuhr Scheherasade fort, „so will ich dir die Geschichte des Prinzen Kamaralsaman 18) erzählen, die du noch viel anmuthiger finden wirst."

Hiemit schwieg sie; und der Sultan, der sich noch nicht entschließen konnte, sie tödten zu lassen, willigte ein, sie in der folgenden Nacht zu hören.

Anmerkungen.

1) Der sechs und dreißigste Chalyf aus dem Hause der Abassiden, um das Jahr 623 d. H. (1226 nach Chr.) E. G.

2) Die Namen der Brüder geben wir genau nach der Tunesischen Handschrift.

3) Barmekyde ist die richtige Schreibart, denn der Name dieser Familie lautet im Arabischen: Barmeky.

4) Die Morgenländer und besonders die Mohamedaner trinken immer erst nach der Mahlzeit. G.

5) Das Vermögen aller Staatsbeamten, auch wenn sie Erben hinterlassen, fällt dem Sultan anheim. E. G.

6) Die Beduinen sind bekanntlich Araber, welche in den Wüsten umherstreifen und zum Theil von Beraubung der Karavanen leben.

7) Diese und die nächstfolgende Geschichte fehlt bei Galland (die erstere auch in unserer Tunesischen Handschrift). Der neueste

französische Herausgeber der Tausend und Eine Nacht, Eduard Gauttier, hat beide aus Arabischen Handschriften nach der Uebersetzung von Langlès in seine Ausgabe aufgenommen.

8) Diesen Namen, welcher so viel als Gebieterinn der Welt bedeutet, hatte wirklich eine Prinzessinn aus dem erlauchten und unglücklichen Hause der Barmekyden. E. G.

9) Schemselnihar bedeutet im Arabischen: Sonne des Tages. G.

10) Lehasuluschâk bedeutet: Augenwink der Liebenden.

11) Wassyff bedeutet: dienstthuender Page.

12) Fulkulmaghur bedeutet: die unverschleierte Morgenröthe.

13) Dieser und die folgenden Briefe sind ebenfalls in Versen.

14) Die Araber, Perser und Türken halten beim Schreiben das Papier mit der linken Hand gewöhnlich auf das Knie gestützt und schreiben mit der Rechten mit einem kleinen, gleich unseren Federkielen geschnittenen und gespitzten Rohre (Kalam, calamus, Halm). Diese Rohrart ist hohl und gleicht unserem Schilfrohr, ist aber fester. G.

15) Balsora oder Bassora, große Stadt unweit des Ausflusses des vereinten Tigris und Euphrates in den Persischen Meerbusen.

16) Die Tunesische Handschrift hat hier folgendes, aber nicht eben passendes Lied:

„O mein Bote, enthalte dich aller Zusätze, um deine Sendung zu verschönern, wenn du nämlich ein Abgesandter bist; sage nicht mehr, als was dir aufgetragen ist, gib die lautere Wahrheit von dir."

„Jedoch ist es eine abschlägige Antwort, so verbirg das Schlimmste, obgleich die Geduld zu üben etwas Schönes ist; betrifft es aber etwas Gutes, so thust du wohl, dabei zu verweilen."

17) Anbar war eine Stadt am Tigris, zwanzig Stunden unterhalb Bagdad. G.

18) Kamar al saman heißt wörtlich im Arabischen: Mond der Zeit; Mond bedeutet nämlich Schönheit. G.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Habicht, Christian Maximilian, 1775-1839 [Übersetzer] / Habicht, Christian Maximilian, / Hagen, Friedrich Heinrich <<von der>>,

Tausend und Eine Nacht arabische Erzählungen

Bd.: 4

Breslau 1836

A.or. 1554-4/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10249775-1